Dogm. 1236 i (3

(5)

<36616694320016

<36616694320016

Bayer. Staatsbibliothek

Handbuch
der
christlichen Religion.

Verfaßt
von
Ildephons Schwarz
Benedictiner in Banz.

Franziskaner-Convent
BIBLIOTHEK
Eggenfelden.

Dritter Band.

Uns ist von der göttlichen Kraft durch die Erkenntniß dessen, der uns vermittels herrlicher Wirkungen zum Christenthum verholfen hat, alles um ein gottseliges und frommes Leben führen zu können, mitgetheilt worden; wodurch die wichtigsten und herrlichsten Verheissungen an uns erfüllt worden, so daß wir zu einer Aehnlichkeit mit Gott gelangen, wenn wir die verderblichen Lüste der Welt fliehen.

II. Brief Petri I. 3. 4.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Bamberg und Würzburg
im Verlage bey Tobias Göbhardt sel. Wittwe.
1800.

Td 170 1 486

Will jemand den Willen Gottes thun, so wird er aus der Lehre selbst erkennen, ob sie von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede.

Jesus bey Johannes VII. 17.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Bey der Herausgabe des dritten Bandes des Handbuchs der christlichen Religion weiß ich nichts mehr zu erinnern, als was ich schon in den Vorreden zu den beyden ersten Bänden gesagt habe.

Ich bin mir wohl bey der Bearbeitung des Ganzen mancher Mängel und Fehler bewußt: aber nicht, daß ich etwas schädliches, oder anstößiges mit hätte einfließen lassen.

Bey manchen werde ich es, besonders bey diesem dritten Bande gar nicht recht gemacht haben: sie werden darin suchen, was ich nicht hineinlegen wollte, und konnte; und ich werde in meinen Ueberzeugungen manches gefunden haben, was sie in den ihrigen nicht fanden. Ich befinde mich bey den meinigen wohl, und sie vermuthlich auch bey den ihrigen; und so können wir sie uns beyderseitig gönnen.

Ich

Vorrede.

Ich danke es der Vorsehung, daß sie mich in solche Verhältnisse gesetzt hat, die auf die Aeusserungen dessen, was ich glaube, keinen Einfluß haben; und daß alle meine Verbindungen der katholischen Kirche weder ein Dogma kosten, noch ein neues beylegen werden.

Ich kann es aufrichtig sagen, daß ich nicht auf Reformiren ausgieng, noch auch aufs Grenzen berichtigen, noch daß ich Aufsehen machen wollte. Zu den beyden ersten Geschäften halte ich mich für unfähig und unberufen: und bey und mit dem letzten wüßte ich nicht, was ich machen sollte. Ich wünschte blos in einem gewissen Kreise zu nützen: und in wie fern ich dieses erreicht habe, dieß ist in Betreff meines Buches dasjenige Urtheil, wogegen ich am wenigsten gleichgültig seyn kann.

Ob noch eine Ausführung der eigentlichen Moral nachfolgen werde, kann ich jetzt selbst noch nicht bestimmen. Geschrieben am fünften Februar 1794.

Fort-

Fortsetzung der Lehre von der biblischen Oekonomie oder den besonderen Ratschlüssen Gottes zur Wirklichmachung des höchsten Gutes bey dem Menschengeschlechte.

Jesus, weil Er ewig lebt, hat keinen Nachfolger im Priesterthume. Daher kann Er auch immerdar erretten, die durch ihn zu Gott kommen, und sie, weil Er immerdar lebt, vertreten. Einen solchen Hohenpriester mußten wir haben, der heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesöndert, und über den Himmel erhaben wäre; der nicht, wie die Hohenpriester nöthig hätte, an dem bestimmten Tage zuerst für seine, darnach für des Volkes Sünde zu opfern: denn das hat Er ein für allemal gethan, da Er sich selbst opferte. — Wir haben einen solchen Hohenpriester, der sich zur Rechten des Thrones der Herrlichkeit im Himmel gesetzt hat — der nun um so vortrefflichere Amtsverrichtungen bekommen hat, je vortrefflicher der Bund ist, dessen Mittler Er ist.

Paulus an die Hebr. VII. VIII.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VI.

Fortsetzung des Werkes Jesu zum Besten der Menschheit.

Nachdem Jesus zur Rechten Gottes erhöhet ist, und den verheissenen Geist vom Vater empfangen hat; hat Er denselben über uns ausgegossen. — Es wisse dann das ganze Haus Israel, daß Gott diesen Jesus zum Herrn und König gemacht habe.

Petrus in der Apostelgeschichte
II. Kap.

I.

„Die Geschichte Jesu, sagt ein berühmter Schriftsteller, schien sich mit seinem Tode, oder wo man auch noch die darauf erfolgten Begebenheiten annahm, mit seiner Erhöhung geendigt zu haben. Wer itzt schon nicht weiter sah, und den Lauf seiner Schicksale in Rücksicht auf die alten göttlichen Aussprüche, und Jesu eigene Auslegung derselben überdachte, der konnte nun weiter nichts, als gewöhnliche und natürliche Folgen davon erwarten. Und welches wären diese Folgen gewesen? Eine Zeitlang hätte sich das Andenken des besten Lehrers, des verfolgten Unschuldigen, des hingerichteten Mannes Gottes

bey seinen Schülern erhalten; höchstens wäre noch hie und da von seiner Unschuld geredet, und seine Geschichte mit unter die nicht geringe Zahl jener Verfolgungsgeschichten — von Abel bis auf Zacharia — gezählet worden. Aber als Geschichte des großen Königs hätte sie nimmer empor kommen, und nie das Aergerniß, das man an seiner Hinrichtung genommen, durch sich selbst, oder mittels des Zeugnisses der Jünger, sieghaft widerlegen können; List und Macht von Seite der römischen Regierung und Priesterschaft hätten immer die Gültigkeit ihres wider ihn gefällten Urtheils behauptet, und der Aussage jener bestochenen Grabeswache in und außer dem jüdischen Lande gegen das Zeugniß der Jünger Glauben verschafft; in ihre Heimath, in ihre Fischerhütten, oder an ihre Zollbedienungen wären endlich diese verachteten Galiläer entweder freywillig zurückgekehrt, oder hätten nach ein und anderem vergeblichen Versuche zur Ehrenrettung des Verstorbenen oder auch — Erhöhten — Wer würde ihnen aber seine Erhöhung so leicht geglaubt haben? — um ihrer Sicherheit willen zurückkehren müssen; und so wäre nach und nach die Sache in eine solche Lage gekommen, daß sie an keinen wichtigen Folgen fruchtbar, höchstens ein lehrreiches Denkmal der unterdrückten Unschuld für die Nachwelt geworden wäre. „

2.

Aber der Erfolg bewies das Gegentheil. Wie es schon in den Orakeln des A. T. S. II. Band Seite 131. folgg. vorherverkündet, bey seiner Empfängniß seiner Mutter verheissen war, und so wie es Jesus so manchesmal, besonders aber in seiner letzten Abschiedsrede mit der größten Zuversicht vorhersagte; so erhielt sein großes Werk für das Beste der Menschheit erst nach seiner Erhöhung das

beste

beste Gedeihen, und er zeigte, daß ihm alle Macht im Himmel und auf Erde gegeben sey, um die Menschen immerfort zu ihrem höchsten Zwecke zu leiten. Math. XXVIII.

Die Apostel sagten es auch gleich öffentlich, daß Er nicht nur noch lebe, sondern daß Er immerfort der Herr und Beglücker des Menschengeschlechts sey. Apostelg. III. IV.

Sie nennen ihn Herrn und König, und sagen, daß Er sich alle seine Feinde unterwerfen werde; d. h. alles was die Beförderung der Moralität und der ihr einst congruirenden Glückseligkeit hindere. Diese Hindernisse besiegte er schon zum Theil in seinem Leben, besonders in seinem Tode; einige besiegte er nach seiner Erhöhung, und besiegt sie noch jetzt: die übrigen werden zu der Zeit besiegt werden, wenn die Periode der vollständigen Vergeltung eintritt. Hebr. X. 13. I. Kor. XV. 25. 26.

Sie drücken dieß verschiedentlich aus: sie sagen Jesus lebe noch immer, um uns zu vertreten. (Röm. VIII. 34.) d. h., er sey noch immer der Urheber und Ertheiler unseres Heils; so heißt er auch beym Johannes unser Beschützer oder Vertreter. (I. Br. II. 1.) Er heißt der Herr, d. h. derjenige, der die Macht hat, das Beste unseres Geschlechtes so lang die Welt dauert, zu besorgen, und dann am Ende der Welt uns unser verdientes Loos für die ganze Ewigkeit zu bestimmen und zu ertheilen. Apostelg. X. 42. XVII. 31.

Der Apostel Petrus sagt (I. Br. I. 21.): Gott hat Jesum erweckt, und hat ihm die Herrlichkeit ertheilt, damit unser Glaube und unsere Hoffnung auf Gott befestiget würden.

Denn lebt er noch in göttlicher Herrlichkeit, so ist seine Lehre von Gott bewährt. (Röm. I. 4.) Lebt er zu unserem Besten, vor welcher Macht haben wir uns in dem Geschäfte unseres Heils zu fürchten? Röm. VIII. 34.

Je innigere Kenntniß der Mensch von Gottes moralischen Eigenschaften hat, um so unheiliger muß er sich in seinen eigenen Augen seyn. Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde auf uns, so betriegen wir uns, sagt der Apostel Johannes (I. Br. II.). Wenn uns aber, sagt dieser Apostel ferner, unser Gewissen Vorwürfe macht, so haben wir bey dem Vater einen Vertreter, Jesum Christum, der ohne Schuld war. (d. h. wir können versichert seyn, daß uns Gott in Rücksicht auf Jesum unsere Sünden bey redlichem Vorsatze der Besserung vergeben, und uns die nöthigen Kräfte zu dieser Besserung verleihen wird).

Wenn uns unser Abstand von Gott, besonders das Verhältniß unserer Moralität zu der göttlichen niederschlägt, und uns den Muth in der Tugend fortzuschreiten benimmt, so haben wir einen aus unserem Geschlechte, der mit unserer Armseligkeit Mitleiden zu haben weiß, zugleich aber die Macht hat, uns zu unterstützen. (Hebr. VII.) Durch Ihn können wir uns Gott unmittelbar nähern. (Röm. V. 2.). Nicht wie der Jude, den die knechtische Furcht zurückschreckte, und der sich dem Heiligthume nur durch den Priester nähern durfte; oder wie der Heide, der um sich die Entfernung vom höchsten Wesen auszufüllen, selbiges ganz menschlich denken, und ihm alle die Schwachheiten des Menschen zuschreiben mußte. *

* Homer hat das Menschliche auf die Gottheiten übertragen: möchte er doch vielmehr das Göttliche auf uns herabgezogen haben!

CICERO Tuscul. I.

Ihn

Ihn endlich haben wir zum Zeugen unserer Kämpfe, aber auch zum Unterstützer, und zum Belohner derselben. Man hielt es für ein wichtiges Geschäft der Gottheit, die Kämpfe der Tugendhaften zu beobachten: * und die Alten munterten sich zum Muth in wichtigen Vorfällen durch den Gedanken auf, daß die Geister ihrer Voreltern von den Wolken herab sie beobachteten. **

* Wohl ein Schauspiel, das würdig ist, den Blick der Gottheit, die auf ihr Werk aufmerksam ist, auf sich zu ziehen! Wohl ein der Gottheit würdiges Paar — ein großmüthiger Mann, und ein widriges Schicksal in Verbindung.

Seneca.

** O! ihr Geister abgeschiedener Helden, ihr Sturmbezwinger von Cromla, nehmet freudig mein fallendes Volk auf, und führet es zu euern Hügeln! — Bald werden sich unsere kalten, blassen Seelen in einer Wolke sammeln, und über Cona's Hügel fliehen.

Fingals Stimme an die Krieger.

Wie viel wahrer sagt Paulus in einer schönen aus den Kampfspielen der damaligen Zeiten entlehnten Allegorie (Hebr. XII.): „Da wir nun einen solchen Haufen Zeugen um uns haben, laßt uns ablegen die Sünde, die uns träge macht, und laßt uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, der in Hinsicht auf die versprochene Seligkeit das Kreuz erduldete, nun aber zur Rechten auf dem Throne Gottes sitzt?„ So sagt Stephanus (Apostelg. VII.): mir stehet der Himmel offen; ich sehe Jesum zur Rechten der Herrlichkeit Gottes, der meinen Geist aufnehmen wird.

3.

Aber auf welche Weise bewirkte Jesus, und wie bewirkt er noch immer das Beste der Menschheit? Wie besiegt er seine Feinde, d. h. dasjenige, was sich der Ausbreitung des Reiches der Wahrheit und Tugend widersetzt? — Auch hier kann man die allgemeinen Anstalten von den Wirkungen auf den Verstand und das Herz der Einzelnen unterscheiden.

Jesus versprach mehrmal den Seinigen, daß er sie nicht verlassen würde; daß er ihnen an seiner Statt den Geist senden würde, der sie zu dem großen Werke, welches er durch sie ausführen wollte, tüchtig machte. (Joh. XVII.) Dieser sollte sie an das, was er selbst ihnen gesagt hätte, erinnern, sie alle Wahrheit lehren, sie aufmuntern, und bey dem Vortrage derselben unterstützen. (Joh. XVII. Math. X. 20.) Durch ihn sollten sie in der Einrichtung der zu stiftenden Gemeinde zur Beförderung der Wahrheit und Tugend geleitet werden. S. Apostelg. XIII. XX. u. a.

Auch ihre Nachfolger sollten durch diesen Geist zur Ausübung ihrer Amtspflichten tüchtig gemacht werden. (S. I. Tim. II. II. Tim. I.) Und durch diesen Geist wollte er beständig bey ihnen seyn. Joh. XIV. vergl. mit Math. XXVIII.

Ihm schrieben auch die Apostel ihre höheren Kenntnisse (I. Kor. II. I. Petr. I. 12.) und alle die Kräfte bey Ausführung des großen Werkes zu, welche Jesus angefangen, und durch sie fortsetzen würde. (Hebr. II. 3. 4. I. Petr. I. 12.

Aber nicht blos den Aposteln, sondern allen Gläubigen wurde der heilige Geist versprochen, (Joh. VII. 38.) und

ihm

ihm eignen die Apostel alles das moralische Gute zu, was die Christen wirken, (Röm. V.) ihm schreiben sie die besondere Sorge für das Heil derselben zu. (Röm. VIII. 26.) Den Kindersinn, wodurch sie sich Gott als Vater zu nähern getrauen, das Vorrecht des neuen Bundes. Röm. VIII. 15. Gal. IV. 5. *

* Vergl. 1ten Band S. 264. folgg.

Durch den heiligen Geist also wirket Jesus nach seiner Erhöhung dasjenige auf Erden, wodurch das moralische Beste der Menschen befördert werden soll. Darum wünschen die Apostel ihn den Gläubigen an: (II. Kor. XIII. 13. I. Petr. I. 2.) und alle Christen werden auf ihn wie auf den Vater und Sohn getauft. Math. XXVIII.

Daß hier nicht von einer blosen göttlichen Eigenschaft, oder Kraft, oder praktischen Idee die Rede seyn könne, ist im ersten Bande gezeigt worden. Aber die Lehre vom heil. Geiste ist auch keine blos speculative Erweiterung der theoretischen Kenntniß von dem, was Gott an sich selbst ist: sondern sie hat eine praktische Beziehung auf die Wirkung unseres Heils, und darum haben wir auch die Pflicht diesen göttlichen Geist zu verehren, wie es auch schon die ältesten Christen thaten. In ihren Schutzschriften an die Heiden, wo sie von ihren Mitgenoßen den Vorwurf des Atheismus abwenden wollten, sagen sie, daß sie den Vater, Sohn, und heil. Geist anbethen. (Justin. I. Apol. Athenagoras in seiner Schutzschrift n. 10.) Und der gelehrte Origenes sagt deutlich, daß die Christen den heil. Geist dem Vater und Sohne an Würde und Ehre gleich setzten. (PERIARCH. I.) So wie es schon das ihm beygelegte Prädicat Heilig anzeigt. (Js. VI. 3.) Paulus, der das Gesetz (V. Buch Mos. VI. 13.) bey keiner Creatur zu

schwö-

schwören, ganz wohl wußte, schwöret bey dem heiligen Geiste, Röm. IX. 1.) und der Märtyrer Polykarpus, ein Schüler der unmittelbaren Nachfolger der Apostel, setzt den heiligen Geist dem Vater und Sohne in der Herrlichkeit bey. *

* S. seine ächte Märtyrergeschichte bey Ruinart Acta Martyrum sincera: oder beym Euseb. IV. 15.

Und überhaupt, da wir auf ihn, wie auf den Vater und Sohn getauft werden, so bekennen wir uns eben dadurch zu seiner Religion, bekennen und verehren ihn als Gott. Darum hat der Kaiser Julian aus der Taufformel die Christen der Vielgötterey beschuldigt. *

* Apud Cyrillvm L. IX. contra Iulianum.

Viele Christen unterlassen es, diesem göttlichen Geiste besondere Verehrung zu bezeugen, * zu dessen Religion sie doch eingeweihet sind. Sie unterlassen ihm zu danken, und seinen Beystand anzuflehen, Alles was er für die Apostel that, geschah wegen uns: jede gute Lehre, jede Erinnerung daran, jede Kraft zum moralischen Guten ist von ihm. Wie viele Ursachen, ihm zu danken, und uns seinen Beystand zu erbitten!

* Muratori von der wahren Andacht. IV. Kap.

Die beste Verehrung dieses göttlichen Geistes bestehet aber darin, daß wir uns seiner Leitung überlassen: dann sind wir Gottes Kinder, wenn sein Geist in uns thätig ist. (Röm. VIII.) Selbst unseren Körper, in dem der Geist Gottes wohnet, (I. Kor. III. 17. VI. 19.) den er auch einmal wieder erwecken wird, (Röm. VIII.) sollen wir darum in Ehren halten, ihn zur Unzucht nicht mißbrauchen, weil wir sonst nach Pauli Lehre den Tempel des heiligen

Gei-

Geistes verunehren. Ein Bild, welches von der Wohnung Gottes unter den Israeliten im A. T. hergenommen ist, und sagen will, daß so wie sich Gott ehemals mit seiner besondern Obsorge über das israelitische Volk in der Stiftshütte, und späterhin im Tempel zeigte, so wirke in uns der Geist Gottes, wie gleichsam in seinem Tempel: und ertheile unaufhörliche Gnaden. Vergl. Joh. XVII.

Aber dieß könnte leicht in Schwärmerey übergehen; wie es leider schon bey mancher christlichen Parthey der Fall war. Der Geist Gottes ist ein Geist der Ordnung. (I. Kor. XIII.) Er belehrt uns durch diejenigen, denen sein Beystand versprochen ist: wir dürfen die ordentlichen Wege der Belehrung nicht verlassen, um auf ausserordentliche Erleuchtungen des heiligen Geistes zu harren. Selbst Paulus, den Gott auf eine besondere Weise zu sich rief, ward von ihm zu einem anderen Lehrer hingewiesen, und er selbst sagt, daß die ordentlichen Lehrer darum von Gott eingesetzt wären, damit die Gläubigen nicht in Gefahr stünden, von jedem Winde der Lehre herumgetrieben zu werden. Ephes. IV.

Auch bey den Handlungen dürfen wir uns nicht auf ein gewisses blindes, und dunkles Gefühl, welches wir für Wirkung des Geistes Gottes halten, verlassen; sondern die Gefühle müssen nach den Regeln des Glaubens geprüft werden, und man muß suchen, sie sich aufzuklären. Sind einmal die Grundsätze der Religion uns so innig geworden, daß sie in Gefühle übergegangen sind, dann sind es keine blinden Gefühle mehr, (I. Kor. II. 15.) und dann können wir den Gehalt derselben leichter erforschen. Aber es ist Pflicht, die Begriffe, die diesen Gefühlen zu Grund liegen, wieder öfters aufzuklären; weil sich gar leicht etwas irriges mit einmischen kann.

Die

Die sicherste Regel, die Wirkungen des Geistes Gottes zu erkennen giebt Paulus in der Stelle, wo er die Gläubigen ermahnet, sich seinen Leitungen zu überlassen.

Meine Vorschrift ist diese: Wandelt nach dem Geiste, so werdet ihr die sinnlichen Begierden nicht befriedigen. Denn die Sinnlichkeit streitet wider den Geist, und der Geist wider die Sinnlichkeit; beyde sind einander so zuwider, daß ihr das nicht thut, was ihr wollt. (Vergl. Band II. Seite 45.) Die Wirkungen der Sinnlichkeit sind offenbar: dergleichen sind Ehebruch, Hurerey, Unreinigkeit, Geilheit, Abgötterey, Giftmischerey, Feindschaft, Zank, Neid, Zorn, Streitigkeiten, Spaltungen, Partheygeist, Haß, Mord, Trunkenheit, nächtliche Schwärmereyen, u. d. gl. — Im Gegentheil ist Wirkung des Geistes Liebe, Freude, Friede, Langmuth, Güte, Rechtschaffenheit, Treue, Sanftmuth, Enthaltsamkeit. — Werden wir von dem Geiste Gottes belebt, so müssen wir auch seinen Trieben folgen. Gal. V.

4.

Die erste feyerliche Mittheilung des heiligen Geistes an die Apostel geschah folgendermassen. Apostelg. II.

Jesus hatte vor seiner Himmelfahrt den Aposteln befohlen, sie sollten sich von Jerusalem nicht entfernen, sondern die Zeit abwarten, wo sie seinem Versprechen gemäß mit den Kräften des göttlichen Geistes sowohl am Verstande, als am Herzen ausgerüstet würden, um sein großes Werk zum Besten des Menschengeschlechts auszuführen.

Es war eben das Erntefest, wo dem Gesetze gemäß die Erstlinge der Früchte Gott dargebracht wurden, um zu bezeugen, daß er derjenige sey, welcher der Erde die Fruchtbar-

barkeit verliehe. Zugleich war auch dieser Tag das Erinnerungsfest an die feyerliche Bekanntmachung des göttlichen Gesetzes auf Sinai. Ein doppelter Umstand, auf den die folgende Geschichte vollkommen paßte.

Als die Apostel an diesem Tage zur gewöhnlichen Gebetsstunde versammelt waren, wurde der Ort wie durch einen Sturmwind erschüttert (das Zeichen einer zu erwartenden göttlichen Erscheinung) und über jeden von ihnen erschienen Feuerflammen (Feuerzungen, nach einer hebräischen Redensart Jes. V. 24.) auch dieß war ein Symbol der Gottheit. *

* Virgilius Aeneid. II. 682 - 704.

Sollte dieß auch blos ein natürliches Phänomen gewesen seyn, welches doch immer noch schwer zu erklären wäre, so würde doch die passende Veranlassung, und die so bestimmte Vorhersagung des Täufers Johannis, und besonders Jesu, der seinen Schülern eine Feuertaufe versprach, immer Aufmerksamkeit verdienen, und eine Veranstaltung der Vorsicht würde man nicht mißkennen können. * So wie überhaupt, wenn Jesu Versprechen von einer Feuertaufe nicht ohne Erfüllung blieb, wir die Erfüllung in diesem Vorfalle suchen müssen.

* An eine jüdische Redensart, womit die Rabbinen blos einen Enthusiamus zu bezeichnen pflegen, kann man nicht denken, ohne die ganze Erzählung auf die unnatürlichste Weise zu erklären.

Der Erfolg zeigte, daß es wirklich die von Jesu verheissene Mittheilung des heiligen Geistes war; denn die Apostel redeten nicht nur zur Bewunderung der gegenwärtigen Ausländer, die gar wohl wußten, daß jene nichts als gemeine Galiläer waren, in verschiedenen Sprachen;

son-

sondern die Unwissenden, Kleinmüthigen, Furchtsamen sprachen mit solchem Nachdrucke und Kraft, daß sie auf der Stelle drey tausend, zuvor mit allerley Vorurtheilen gegen sie eingenommene Menschen für die Sache des Messias gewannen, dessen Auferstehung und Erhöhung sie durch eine ganz richtige Auslegung der prophetischen Orakel als vorherverkündet, und durch sie (die Apostel) als unverwerflichen Zeugen der Erfüllung, bewiesen. Auch dasjenige, wovon die Zuschauer jetzt Zeugen seyen, wäre, sagten sie, ganz richtig ein Beweis seiner Erhöhung, und der Erfüllung des ihnen gethanen Versprechens des göttlichen Geistes.

Es mag nun übrigens mit dem Reden in fremden Sprachen für eine Bewandtniß haben, welche es will, so müssen doch, wenn man der so simpeln Erzählung, und ähnlichen Redensarten des N. T. nicht Gewalt anthun will, die Apostel andere, als blos ihre Muttersprache geredet haben. — Ein Wunder, welches auf ihre Bestimmung und auf die Folge der Sache besonders paßte. (Vergl. I. Buch Mos. XI.) so wie es Jesus selbst schon vorhergesagt hatte. Mark. XVI.

Selbst der Fragmentist, der diese Erzählung, so wie andere in der heiligen Schrift enthaltene, mit so boshaftem Auge betrachtet, gestehet ein, daß wenn Parther, Meder, Elamiter, daß wenn so viele und entfernte Nationen hören, daß die Apostel zu jedem von ihnen in seiner Landessprache Religionsvorträge thun, und wenn auf der Stelle tausend von ihnen dadurch gewonnen werden, daß dieß kein Blendwerk seyn konnte.

Uebrigens war hier ein Wunder gewiß bey der schicklichsten Gelegenheit angebracht: das neue Gesetz ward auf eine eben feyerliche, und gewissermassen ähnliche Weise,

wie

wie jenes alte ehemals auf Sinai verkündigt; und so wie beyde am Geiste verschieden waren, so waren sie es auch in den Umständen ihrer feyerlichen Promulgation; und eben dieses konnte auf den nachdenkenden Israeliten wohl Eindruck machen.

Es bestand aber die Wirkung des göttlichen Geistes auf die Apostel nicht blos in der Mittheilung einer Wundergabe, sondern in ihren Einsichten und Herzen gieng eine Veränderung vor: die innerliche Stärke, den Muth und die Kraft, die sie bald äußerten, schrieben sie dem göttlichen Geiste zu. Vergl. Apostelg. IV. 31.

5.

Jesus hatte den heiligen Geist nicht blos den Aposteln, sondern allen Gläubigen versprochen. (Joh. VII. 38.) und zwar eine solche Wirkung desselben, die mehr als die Wundergabe in sich hielt, wie aus der ähnlichen Stelle Joh. IV. 13. 14. erhellet.

Darum ertheilten auch auf Christi Befehl die Apostel durch das symbolische Zeichen der Händeauflegung den Getauften den heiligen Geist. (Apostelg. VIII. XIX.) und Paulus setzt diese Handauflegung mit der Taufe in eine Reihe. Hebr. VI. 2.

Die Gabe des heiligen Geistes äußerte sich bey denen, welchen sie die Hände auflegten, durch wunderbare Merkmale: darauf aber kann man die ganze Wirkung des heiligen Geistes nicht beschränken: das Versprechen Jesu enthielt mehr; und obgleich die Apostel schon bey Jesu Lebzeiten die Wundergabe erhalten hatten, (Luk. X.) so sagt doch Johannes VII. 39. der heilige Geist wäre noch nicht ertheilt gewesen, weil Jesus noch nicht erhöhet war.

Er-

Erhielten nach Petri Zeugniß (Apostelg. X. 14. V. 32.) die Gläubigen durch den heiligen Geist dasjenige, was die Apostel erhalten hatten; so war es gewiß mehr, als blos die Wundergabe; und darum sagt auch Paulus (Röm. V.) die Liebe Gottes wäre in den Herzen der Gläubigen durch die Mittheilung des heiligen Geistes ausgegossen worden.

Darum hat man auch seit der Apostelzeit die Ceremonie der Handauflegung in der Kirche beybehalten, ob man gleich überzeugt war, daß sich jene außerordentlichen Zeichen nicht mehr äußerten.* Die Bischöfe nämlich beteten unter Handauflegung über den Getauften, daß er die Gabe des heiligen Geistes erhalten möchte: wahrscheinlicher Weise hat man damit auch das symbolische Zeichen der Salbung, wodurch in der heiligen Schrift die Mittheilung des heiligen Geistes manchmal ausgedrückt wird, sehr frühe verbunden. Kurz: vom zweyten Jahrhundert an hat man unläugbare Beweise eines allgemeinen Glaubens, daß es in der Kirche eine heilige Ceremonie gebe, wodurch der Getaufte eine innerliche Gnade des heiligen Geistes zur Bestärkung im Glauben erhielt: man nennte sie darum auch Confirmation, (Firmung).

Sie ist von Seite desjenigen, der sie empfängt, auch die Bekräftigung des Taufbundes, den er in den ersten Tagen seines Lebens durch den Mund anderer eingieng: er bestätigt ihn dadurch, und wird gewissermassen in den Stand der Vollkommenheit gesetzt.

Hieraus ergiebt sich leicht die Pflicht, sich dieser heiligen Ceremonie mit gebührender Vorbereitung zu unterziehen. Ehemals, in den Zeiten der Verfolgungen, durfte sie keiner vernachläßigen.** Der theoretische und praktische

tische Glaube ist jetzt vielleicht eben so in Gefahr, als er es zu den Zeiten der öffentlichen Verfolgungen war.

Auch läßt sich bald einsehen, worin jene Vorbereitungen bestehen müssen: es kann ganz wohl hieher gezogen werden, was der Apostel Petrus von der Taufe sagt: es soll eine gewissenhafte Verpflichtung gegen Gott zu einem rechtschaffenen Leben seyn. (I Petr. III. 21.)

Es wäre freylich zu wünschen, daß bey der Ertheilung der Confirmation der Zweck dieser heiligen Ceremonie genau beobachtet würde: verschiedene hieher gehörende vortreffliche Verfügungen befinden sich in dem erzbischöfl. Salzburgischen Hirtenbriefe ——— und in der bischöfl. Würzburgischen Verordnung vom Jahre 1783.

Aus dem Zweck der Firmung lassen sich auch die Pflichten desjenigen, der sie empfangen hat, leicht herleiten.

Gott selbst ist es, sagt Paulus (II. Kor. I.) der uns mit euch auf Christum befestigt hat, der uns zu Gesalbten macht, der uns versiegelt, und uns an dem Geist in unseren Herzen ein Unterpfand giebt. — Wir sollen also diesen Geist nicht betrüben: wir sollen, denn diese Ermahnung Pauli kann man ganz wohl auch hieher ziehen, wir sollen den Geist in uns anzufachen trachten; d. h. durch Ueberlegung, Gebete und Mitwirkung jene Gnade lebendig und wirksam erhalten.

Besonders uns der Lehre Jesu nicht schämen, wenn sie leichtsinnige Frevler zum Gegenstand ihres Spottes machen. Warum sich einer Lehre schämen, in der die größten Geister tiefe Weisheit entdeckten, und von der wir unsere Beruhigung hienieden, und unsere Glückseligkeit jenseits des Grabes erwarten müssen? Aber auch ihrer praktischen Vorschriften dürfen wir uns nicht schämen:

wer anders zu handeln pflegt, als er glaubt, ist ein inconsequenter, somit verachtungswürdiger Mensch, und wer sich seiner Pflichten schämet, muß, wenn er consequent handeln will, auch sich dessen schämen, worauf jene Pflichten beruhen.

* In den ersten Zeiten der Kirche kam der heilige Geist über die Gläubigen, und durch ihn redeten sie Sprachen, die sie nicht gelernt hatten. Es war dieß ein sehr passendes Wunder; denn weil das Evangelium durch alle Sprachen auf der ganzen Erde verkündet werden sollte, so war es sehr schicklich, daß auf diese Weise die Mittheilung des heiligen Geistes in allen Sprachen angedeutet würde: dieß war ein vorübergehender Wink. Erwartet man wohl jetzt, daß diejenigen, denen man die Hände auflegt, um den heiligen Geist zu empfangen, auch fremde Sprachen reden sollen? oder, da wir diesen Kleinen die Hände auflegten, hat jemand unter euch erwartet, ob sie Sprachen reden würden? und da er dieß nicht bemerkte, war er so verkehrt, daß er sich zu sagen getraute, sie haben den heiligen Geist nicht empfangen? — Da also die Gegenwart des heiligen Geistes nicht mehr durch solche Wunder bezeugt wird, woraus kann man erkennen, ob jemand den heiligen Geist erhalten hat? Er frage sein eigen Herz: hat er Bruderliebe, so bleibt der heilige Geist in ihm: — Frage also dein Herz: damit du nicht etwa das Sacrament empfangen habest, und die Wirkung desselben nicht. —

Augustin in der sechsten Predigt
über den ersten Brief Johannis
Opp. T. III. P. II. pag. 868.

** Wer getauft ist, soll auch die heilige Salbung empfangen, damit er durch das Chrysma ein Gesalbter des Herrn werde, und die Gnade Christi erhalte.

Cyprian im Briefe LXX.

6.

Die Apostel mit der Kraft des heiligen Geistes ausgerüstet, unternahmen nun ihr großes Werk zur Besserung des Menschengeschlechts, oder vielmehr Jesus und sein Geist bewirkten es durch die Apostel.

Sie verliesen den Schauplatz nicht, wo die großen Geschichten, auf die sie ihre Lehre bauten, sich zugetragen haben sollten. Betrieger wären ganz gewiß von dem Orte weggezogen, der der Schauplatz jener Begebenheiten war, wo die Personen, die dabey in einem so nachtheiligen Lichte erscheinen mußten, nicht nur lebten, sondern wo sie vollkommene Macht ihnen zu schaden, und sie zu verderben hatten; und wo geistliche und weltliche Vorurtheile ihnen entgegen waren.

Wir haben die Geschichte ihrer ersten Bemühungen von einem gleichzeitigen Schriftsteller, der noch dazu selbst Theilnehmer daran war, unter dem Namen der Apostelgeschichte: von eben dem Lukas, dem wir eine evangelische Geschichte verdanken; auch dem vornehmen Manne, dem jene zugeschrieben war, gewidmet. Sie ist uns auch darum merkwürdig, weil wir aus ihr die ersten Wirkungen des Christenthums auf seine Bekenner kennen lernen.

Das Buch hat alle innerliche Merkmale der Glaubwürdigkeit; die Schreibart harmonirt mit jener des Evangeliums, nur daß sie in den Apostelgeschichten nicht so viel Hebräischartiges hat; Lukas hatte aber hier kein anderes Werk, wie dort vor sich. Die Bearbeitung äthmet auch ganz den Geist eines Schülers Pauli, wie im Evangelio: Demüthigung des jüdischen Nationalstolzes, und Verherrlichung der unpartheyischen Gnade Gottes.

Es kommen darin eben die Auftritte, eben die handelnden Personen, eben die Streitigkeiten zum Vorschein, die zu erwarten waren. Der Verfasser giebt z. B. dem Streite über die Beybehaltung des mosaischen Gesetzes ein solches Interesse, daß man deutlich sieht, zur Zeit, wo er schrieb, war der Streit darüber noch nicht beygelegt. Im Gegentheile sagt er nichts von den anderen unter den Christen bald entstandenen Partheyen.

Noch mehr: es kommen darin so viele kleine Details vor, die ein Betrieger nach dem jüdischen Kriege und den verschiedenen Veränderungen, die in der politischen Einrichtung des römischen Reiches vorgiengen, nicht würde getroffen haben. Ob Lukas gleich im Evangelio die Vorhersagung Jesu von der Zerstörung der Stadt Jerusalem so weitläufig anführet, so sagt er doch kein Wort von der Erfüllung derselben. Ein späterer Schriftsteller würde das um so weniger unterlassen haben, weil in dieser Erfüllung wirklich ein großes Gewicht für die Sache der christlichen Religion lag; wie es der Kaiser Julian gar wohl einsah.

Der Verfasser bleibt endlich mit seinen Erzählungen nicht blos in den Gränzen Palästinens: sondern Rom, Ephesus, Athen, Damaskus u. d. gl. sind die Schauplätze, worauf die Thaten, die er beschreibt, und wovon er großentheils Zeuge war, sich zutrugen. Die Personen halten immer in ihren Handlungen und Reden ihren Charakter, wie es blos der genaueste Psycholog würde haben dichten können, wenn es nicht Geschichte wäre. Stephanus spricht, und handelt z. B. sich immer gleich, aber aller Aehnlichkeit des Charakters ungeachtet, doch anders als Paulus, Paulus anders als Petrus. Dieser z. B. bleibt immer bey den einzelnen Orakeln des A. T.

und zeigt die Uebereinstimmung derselben mit den Thaten, wovon die Apostel, und selbst ihre Zuhörer Zeugen wären. Paulus seinem großen Charakter gemäß überschaut immer den ganzen Plan der göttlichen Oekonomie im A. T. u. d. gl.

So stimmen auch einzelne Erzählungen, und was noch mehr ist, Charakterzüge vollkommen mit den Erzählungen und Schilderungen auswärtiger Schriftsteller überein: so erscheinen Herodes und Caiphas vollkommen, wie sie der jüdische Geschichtschreiber Josephus schildert, ja dieser erzählt den Tod Herodis mit den nämlichen Umständen, die Lukas anführt, nur daß jener der wahren Erzählung noch einen abergläubischen Zug anhängt.

Der Proconsul Gallio handelt (Apostelg. XVIII. 14.) eben so, wie ihn sein Bruder Seneca abbildet, * und Pauli Anrede an den Procurator Felix (Apostelg. XXIV.), den er durch den Vortrag vom Gerichte, von Keuschheit und Gerechtigkeit erschreckte, und überhaupt das von Luka erzählte eigennützige Betragen desselben, erhält das schönste Licht durch eine Stelle Taciti. ** So harmonirt auch die Erzählung von Drusilla (Apostelg. XXIV. vollkommen mit Josephi Erzählung. (Alterth. XX. 5.) Und die ganz individuellen Zeitumstände, die manchmal angegeben werden, stimmen mit Josephi Nachrichten genau überein. Z. B. die Erzählung Apostelg. XIII. XXV. mit Joseph. Alterth. XX. 1—8. und vom Kriege XII. Nichts davon zu sagen, daß Pauli Briefe mit Lukas ganz harmoniren, und einander wechselseitig voraussetzen.

Darum ward auch dieses Buch von allen christlichen Partheyen unwidersprechlich anerkannt, ausser von derjenigen,

nigen, die ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum wegen Paulo mehr abgeneigt war: und dieß that diese auch nicht mit historischen Gründen, sondern weil ein großer Theil der Erzählung des Lukas die Arbeiten dieses großen Apostels betrifft.

* Kein Sterblicher ist einem einzigen so angenehm, als dieser allein ist.

SENECA Nat. quaest. IV.

** Nachdem Antonius Felix die Drusilla zur Gemahlinn erhalten hatte, übte er durch alle Arten von Grausamkeit und Wollust mit Sklavengeist königliches Recht aus.

TACITVS Hist. V. 9.

Bey allem dem sieht man an dem Geschichtschreiber nichts weniger, als das Vorhaben, die Thaten der Apostel in einem vorzüglichen Lichte zu zeigen: er bringt im Gegentheile manches mit vor, welches ihr Ansehen schwächen könnte; auch erzählt er manches wichtige, und selbst von Paulo nicht, was wir aus anderen Nachrichten wissen. *

* Kurz ist der innere Beweis von der Aechtheit der historischen Bücher des N. T. überhaupt in folgender Stelle vorgetragen. Die Schriftsteller des N. T. haben das Gepräge, und die innere Beschaffenheit, welche man aus dem Zeitalter des eben entstandenen Christenthums und von solchen Schriftstellern, wie die Verfasser des N. T. von der Geschichte geschildert werden, erwarten kann. Die Kritik hat allen billigen Forderungen Genüge geleistet, wenn sie dargethan hat, daß die Schriften mit dem vorgegebenen Zeitalter, und mit den vorgegebenen Namen ihrer Verfasser in Ansehung der Schreibart, der Zeitgeschichte und des Inhalts und der Ausführung der Materien harmoniren; und daß daher das N. T. von keinen Betriegern geschmie-

schmiedet seyn könnte. Eine Schreibart, wie die des N. T. hat zu keiner anderen Zeit, als im ersten Säculum nach Christo existirt; die Christen im zweyten Jahrhundert hatten eine andere Denkart, andere Sitten, andere Gebräuche, und eben daher auch eine andere Sprache, weil sich Sitten, Denkart und Gebräuche immer in der Sprache abzudrücken pflegen. Das N. T. spielt häufig auf die Umstände der damaligen Zeit oft in Kleinigkeiten an, die nur dem Zeitgenossen bekannt, aber für die Nachwelt großentheils verloren sind. Und diese kleinen Geschichtsumstände beziehen sich nicht blos auf eine kleine Gegend, sondern auf weite Reiche, und entfernte Striche in Asien und Europa, in Palästina, Syrien und Kleinasien, in Griechenland, Italien und Rom. Zwar hätte vielleicht ein Gelehrter Facta dieser Art für eine oder die andere Schrift des N. T. auffassen können, aber nicht wohl für alle Bücher des N. T. und nicht aus den verschiedensten Gegenden von Asien und Europa zugleich. Nun sind aber die Verfasser des N. T. keine gelehrte Männer gewesen, die mit einem solchen Vorrath von Kenntnissen und mit solcher feinen Discretion hätten zu Werke gehen können. Endlich die Einkleidung und der Inhalt ihrer Werke entspricht dem Namen, dem Stand und dem Vaterland ihrer Verfasser vollkommen. Was sie nach den deutlichen Anzeigen von ihren Personen in ihren Schriften seyn wollen, das sind sie auch darin wirklich: unmittelbare Schüler Christi aus dem Judenthum, und unstudierte ungelehrte Männer; weit entfernt von Speculation über Religion und Christenthum, wie sie nach dem ersten Säculum gewöhnlich wurden, einfältig - arglose Schriftsteller, wie es ihre äussere Lage mit sich brachte. Betrug kann daher beym N. T. unmöglich obwalten; weder Betrug eines einzigen, noch mehrerer Schriftsteller. Der Ton desselben ist zu offen und bieder, nicht schlau und zurückhaltend, er ist von einer Art, welche rechtschaffene und wahrheitliebende Männer voraussetzt. Und was hätte zu einem solchen Betrug antreiben können? Bosheit nicht - denn die darin geschilderten Personen erscheinen von der edelsten und lie-

bens-

benswürdigsten Seite; und die darin vorgetragenen Lehren führen die Menschheit ihrer Vollkommenheit und Glückseligkeit entgegen. Schwärmerey nicht — denn vom Anfang bis zum Ende ist keine Spur von überspannten Grundsätzen oder von dunkler und confuser Sprache, wie sie Schwärmer reden, anzutreffen. Und würden auch Betrieger die Untersuchung so leicht gemacht, und ihren Erzählungen oder Darstellungen so mannigfaltige Personen und Umstände eingeflochten haben? denen man nur hätte nachgehen dürfen, um im Fall eines Betrugs die Betrieger zu entlarven? Bloßer Verdacht gilt hier noch nichts; hämische Vorwürfe gelten in einer so wichtigen Frage nicht für Beweise; aber noch niemand hat die vorgebliche Betriegerey beym neuen Testament durch Gründe erwiesen.

Eichhorn.

Sollte das Lesen dieses Buches, welches die Geschichte des Ursprungs und der der ersten Wirkungen derjenigen göttlichen Anstalt enthält, welcher der Christ seine Zufriedenheit hienieden, und seine Hoffnungen in einer anderen Lebensperiode verdankt, ihm nicht eine angenehme und nützliche Lektüre gewähren? *

* Es giebt Christen, die beynahe gar nicht wissen, daß ein Buch der Apostelgeschichte existirt: — und doch kann uns seine Lektüre eben so nützlich als jene der Evangelien seyn; es enthält so viele Weisheit, so viele richtige Lehren, und Erzählungen von so vielen Wundern, die besonders durch den heiligen Geist gewirkt wurden. — Wir wollen also in der Zukunft dieses Buch mit Aufmerksamkeit lesen. Wir finden in ihm die Erfüllung derjenigen Sachen, die Christus in den Evangelien vorhergesagt hatte, die Wahrheiten durch Thatsachen bekräftiget, und die Apostel in ganz andere Menschen umgeändert. — Wir sehen sie mit der größten Geschwindigkeit Meere und Land durchfliegen, die vordem rohen, furchtsamen, bald in bessere

Men-

Menschen umgeschaffen, die Reichthümer verachten, über eitlen Ruhm, Zorn, Sinnlichkeit jeder Gattung erhaben. u. s. f.

Johannes Chrysostomus in der ersten Predigt über die Apostelgeschichte.

7.

Nach Lukä Erzählung verkündigten die Apostel die Auferstehung Jesu nicht nur bey Privatzusammenkünften, sondern es gab sich gar bald und vielleicht eben an dem Tage der Ergießung des heiligen Geistes eine Gelegenheit, es öffentlich, und selbst vor dem Gerichte, das aus ihren ärgsten Feinden bestand, zu thun. Die unläugbar wunderbare Heilung eines von Geburt an lahmen Menschen war Ursache, daß sie dem hohen Rathe vorgestellt wurden: nun zeigte sich ihr Muth, der auf das Bewußtseyn der guten Sache, der Wahrheit und des Versprechens Jesu, und der Mittheilung des heil. Geistes gegründet war. Nicht blos bewiesen sie aus dem Geiste der alten Propheten, daß in Jesu die Charaktere des versprochenen Messias erfüllt seyen, sondern sie sagten auch ungescheut, daß die Häupter der Nation eben die Beysitzer des hohen Raths, ihn unschuldiger Weise ermordet hätten; daß er aber noch lebe, und daß der neben ihnen stehende, durch Jesu noch fortdauernde Macht gesundgemachte Mensch ein neuer unwiderleglicher Beweis sey, daß sie die Wahrheit sprächen. *

Die Räthe hatten hierauf nichts zu antworten; in der größten Beklemmung wußten sie nichts zu thun!, als daß sie ihnen verboten, von der Sache Jesu mehr zu reden. Urtheilt selbst, sagten die Apostel, ob wir, was wir gesehen und gehört haben, nicht sagen müssen. **

Der Eindruck, den dieser Vorfall machte, war so stark, daß die Zahl ihrer Anhänger nun auf fünftausend anwuchs. (Apostelg. II. III. IV.) Auch sehr viele aus dem Pristergeschlechte, d. h. aus dem Adel der Nation, gesellten sich ihnen bey, und das übrige Volk betrachtete die neue Gemeinde mit der größten Ehrfurcht. (Apostelg. V.

* Kaum fiengen die Zeugen der Auferstehung Jesu an, mitten in der Hauptstadt ihr Zeugniß abzulegen; so sehe ich sie gleich vor die Richterstüle geführt. Man befragt sie, man untersucht; und das, was sie vordem vor dem Volke bezeugten, bezeugen sie nun auch vor dem Richterstul·

Ein von Geburt lahmer Mensch war erst gesund gemacht worden. Zwey jener Zeugen gab man für die Urheber dieser Gesundmachung an. Man fodert sie vor Gericht: man fragt sie, durch wessen Macht, und in wessen Namen habt ihr dieses gethan? Die Frage ist bestimmt. Ihr Vorsteher des Volks, und ihr Aeltesten Israels, antworteten die Zeugen, wenn wir heute wegen der Wohlthat, die einem kranken Menschen widerfahren ist, aufgefodert werden, zu sagen, durch wen er gesund gemacht worden, so sey euch allen, und dem ganzen Volke Israel kund, daß derselbe im Namen Jesu von Nazareth des Messias, welchen ihr gekreuziget, Gott aber von den Todten auferweckt hat, gesund vor euch stehe.

Wie! die zwey Fischer suchen sich also die Gewogenheit ihrer Richter gar nicht zu gewinnen! sie fangen mit dem öffentlichen Vorwurf eines großen Verbrechens ihren Vortrag an, und endigen ihn mit Erzählung einer Thatsache, die ihre Richter aufbringen muß!

Hier mache ich bey mir selbst den einfachsten Schluß: hat derjenige, den die Oberhäupter kreuzigen ließen, es verdienet, ist er nicht von dem Todte erwecket worden, ist das an dem Lahmen gewirkte Wunder ein Betrug; so werden diese Magistratspersonen, die ohne Zweifel die Beweise

von

von allen diesen in ihrer Gewalt haben, den Zeugen öffentlich ihre Unverschämtheit, ihren Betrug, ihre Bosheit vorwerfen, und sie mit dem Tode bestrafen.

Ich lese weiter: da die Oberhäupter die Freymüthigkeit des Petrus und Johannes wahrnahmen, und wußten, daß sie unstudierte und gemeine Leute, und Anhänger Jesu waren, so verwunderten sie sich. Da sie zugleich den geheilten Menschen neben ihnen stehen sahen, so konnten sie nichts dawider einwenden. Sie ließen sie also aus der Rathsversammlung abtreten, und giengen mit einander zu Rath. — Nun ließen sie sie wieder hineinkommen, und schärften ihnen ein, daß sie nicht weiter im Namen Jesu reden oder lehren sollten.

Was sehe ich? Diese Obrigkeiten, diese so sehr gegen die Zeugen eingenommene, ihre declarirten Feinde, können sie nicht zum Stillschweigen bringen.

Diese Obrigkeiten, zu denen zwey von den Zeugen erst mit so vieler Kühnheit, und mit so wenig Schonung sprachen, lassen es bey Drohungen, und bey dem Verbot ferner nicht mehr zu lehren, bewenden. Der Lahme war also wirklich gesund gemacht: aber er ward es im Namen des gekreuzigten Jesu; dieser Gekreuzigte ist also wirklich von Todten erstanden. Die Obrigkeiten bekennen also stillschweigend diese Auferstehung ein. Aus ihrem Betragen sehe ich wenigstens, daß sie das Gegentheil davon nicht beweisen konnten.

Mit Grund kann ich nicht einwenden, daß der Geschichtschreiber der Fischer, diesen ganzen Vorgang erdichtet habe: denn mir, der ich mehr als sechszehn Jahrhunderte von jenem Geschichtschreiber entfernt bin, stehet es nicht zu, eine Anklage gegen ihn zu erheben, die seine Zeitgenoßen, und besonders die Landesleute jener Zeugen hätten erheben müssen, und die sie nicht erhoben haben, und wenigstens nicht beweisen konnten.

Eben dieser Geschichtschreiber erzählt mir, daß sich 5000 Menschen bey Erblickung dieses Wunders bekehrt hätten:

ich will nicht sagen, daß dieß 5000 Zeugen seyen, ich habe ihre Aussage nicht vor mir: aber dieß ist doch wenigstens richtig, daß die Bekehrung einer so großen Menge ein Beweis von der Publicität der Sache ist. Ich kann nicht behaupten, daß diese Zahl übertrieben sey; weil ich keinen tauglichen Grund dem Geschichtschreiber entgegen zu setzen habe: und weil mein Läugnen kein positiver Beweis gegen die ausdrückliche Aussage des Geschichtschreibers ist.

Ich kann mich nicht überwinden, nicht noch ein paar Augenblicke bey einigen Ausdrücken der Erzählung zu verweilen.

Petrus sprach zu dem lahmen Manne: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu von Nazaret stehe auf und wandle: er hat nichts als diese Macht, — und diese hat ein armer Fischer. Im Namen Jesu von Nazaret stehe auf und wandle: welche Kürze, und welche Erhabenheit! wie würdig sind diese Worte der Majestät desjenigen, der der Natur befiehlt.

Bonnet Palingenesie Tom. II. p. 234.

** Viele Charakteristik ist in der Beschreibung des Verhaltens der Nation gegen die Apostel. Die Anmerkung, daß der Mensch nicht leicht eher ungerecht wird, als bis sein Vortheil ihm in Gefahr zu kommen scheint, leuchtet von neuem als richtig daraus hervor. Immer sind es die Hohenpriester, die Obersten, die Sectenanführer, welche am heftigsten widersprechen. Ihre Privatvorheile sind zu ausgedehnt, sind größtentheils auf das Ansehen bey dem Volke gegründet. Sie werden daher auch nicht leicht eher aufmerksam, als bis sie sehen, daß das Volk der neuen Lehre anhängt. — Gewöhnlich sind solche Leute am ersten zu beschämen, und allemal desto eher, je ungerechter ihre Sache ist. Stolz auf ihr Ansehen, bedenken sie nie vorher, ob sie auch genug Gründe in Bereitschaft haben, etwas durchzusetzen, das im Auge der ganzen Welt die höchste Ungerechtigkeit seyn muß. Sie bilden sich ein, ihr Ansehen werde

alles niederschlagen, und in den Verklagten, wären sie auch noch so unschuldig, jeden Ton der Vertheidigung ersticken. Sehen sie dann die Freudigkeit eines Petrus und Johannes, sehen sie sie stehen

so wie ein Mann steht,
welcher den Unterdrücker erduldet, und in sich den Vorzug
und die Erhabenheit seiner Tugend und Unschuld empfindet,
Ernst in seinem Gesichte, tief in der Seele den Himmel. —

dann schweigt in ihnen der Geist des Zorns auf einmal. — Verwirrung — starkes aufs Herz fallendes Gefühl, daß es ungelehrte Leute, Anhänger Jesu sind, Anblick ihrer guten That, welche Lohn, nicht Verdammung verdient, alles das kämpft in ihrer Seele, und sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Wagt es dann endlich einer von ihnen die Schuld zu gestehen, an der alle Antheil haben, so ist die letzte Zuflucht, Machtspruch, Drohung, Gefängniß. — Sobald aber das Volk anders denkt, so wagt keiner Gewalt zu gebrauchen; versucht neues Drohen, fühlt die mächtige Vertheidigung der Unschuld, und wo des Menschen Gefühl gänzlich ausgestorben ist, da versucht die beschämte Ungerechtigkeit mit dem Dolch der Rache auf das Grab des Unterdrückten zu treten.

8.

Die Einrichtung der ersten von den Aposteln in Jerusalem gestifteten Gemeinde der Gläubigen an den Messias hatte, wie es scheint, etwas so ausgezeichnetes, daß sie genauer betrachtet zu werden verdient; und um so mehr, weil man daraus schließen wollte, daß das ächte Christenthum keine Religion für die große Welt wäre.

Lukas erzählt von ihr (Kap. II.) folgendes : die Mitglieder derselben versammelten sich öfters zum Gebete, sie genoßen gemeinschaftliche Malzeiten, und hatten alles gemein. Wenn man diese Schilderung nach unseren Sitten beurtheilt, so scheint diese erste Gemeinde freylich etwas in das gemeine Leben gar nicht passendes zu haben; aber wir müssen die Erzählung nach diesen nicht beurtheilen.

Das öftere Versammeln im Tempel zu den Gebetsstunden und zur Anhörung der Lehrvorträge in den Schulen war nach der damaligen Sitte gar nichts ungewöhnliches, und sonderbares unter den Juden.

Die gemeinschaftlichen Malzeiten waren auch besonders bey den Opfern jüdische Sitte : auch bey den Griechen finden wir die Pikniks, die Korbmalzeiten, deren vielfachen Nutzen Aristoteles bemerkte: (vergl. Xenophons Sokratische Denkwürdigk. III. 14.) und darum giengen sie in allgemeine Sitte der christlichen Gemeinden über. (I. Kor. XI. Plinivs Epist. X. Epist. 97.)

Was endlich die Güter = Gemeinschaft betrifft, so war den Juden schon etwas ähnliches von den Essenern bekannt: die Sache verhielt sich aber wirklich anders, als man sich gemeiniglich vorzustellen pflegt. Es war keine gänzliche Entäußerung alles Eigenthums; nur (und das stand noch dazu in freyer Willkühr, und wir finden, daß einige Christen noch ihre eigne Häuser hatten) nur diejenigen, die liegende Gründe besaßen, verkauften sie, und übermachten den Aposteln das Geld für die Armenkasse. Da nach dem jüdischen Gesetze der verkaufte Acker im Jubeljahre wieder zu dem Eigenthümer, wenn er wollte, zurückkehren mußte, und da die Christen das traurige Schicksal vorherwußten, welches Palästina betreffen würde; so bekömmt die Sache

auch

auch dadurch ein anderes Ansehen. Auch würden diese Besitzungen liegender Gründe den Neubekehrten eine beständige Versuchung zum Judenthume zurückzukehren gewesen seyn: darum sagte auch Jesus, verkauft, was ihr besitzet: und außer Jerusalem finden wir diese Einrichtung bey keiner christlichen Gemeinde.

Uebrigens wird der Ausdruck: es war ihnen alles gemein, schon durch den Beysatz erklärt, weil kein einziger von dem, was er hatte, sagte, daß es sein wäre. * Eine edlere Güter-Gemeinschaft, als diejenige, die Plato in seine Republik einführen wollte.

* Es ist bey den Griechen zum Sprüchwort geworden, daß unter Freunden alles gemein sey.

CICERO Offic. I. 16.

Es waren also die ersten Gläubigen in Jerusalem nicht blos arme Leute: für Arme hatte diese Einrichtung auch keine Anlockung zur neuen Religion überzutreten; denn die mußten dadurch das Theilnehmen an den Opfermalzeiten, und andere Vortheile, die sie von ihren bisherigen Glaubensgenoßen erhalten hatten, entbehren.

Da überhaupt die Verpflegung der Armen den Juden besonders angelegen war, so darf man sich nicht wundern, wenn die neue Gemeinde sich dieser ärmeren Glieder besonders annahm: auch auswärtige Gemeinden sandten ihnen reiche Beysteuern, weil dieses ausdrücklich durch die römischen Gesetze erlaubt war.

* Man sehe den Josephus.

Auch CICERO pro Flacco redet von diesem auro iudaico.

Uebrigens dürfen wir nicht glauben, daß diese ersten Gläubigen sich aller Arbeit und Pflichten des gesellschaftlichen

lichen Lebens entschlagen hätten, um blos dem Gebete abzuwarten: dieß war den jüdischen Sitten gar nicht gemäß, wo auch der Gelehrte sein Handwerk wissen und üben mußte (Apostelg. XVIII. 3. XX. 34. II. Thess. III.)

Auch sehen wir, daß in jener ersten Gemeinde die strengste Sittencensur obwaltete. Eine Lüge, ein Geitz, ein Mißtrauen auf die göttliche Leitung der Apostel (Fehler, die der ersten Gemeinde außerordentlich schädlich seyn konnten) ward mit einem wunderbar verhängten Tode gestraft: und eben dieses giebt uns einen neuen Beweis von der guten Sache der Apostel. Da es in dieser ersten Gemeinde schon einige Mißvergnügte gab, und da die Sache auch außerhalb ruchbar wurde; so würde man den Vorgang gewiß vor die Obrigkeiten gebracht haben, wenn man nicht etwas Höheres dabey bemerkt hätte.

Das ganze Verhalten dieser ersten Gemeinde ist also nicht Beyspiel für uns; und kann es auch nicht seyn: aber doch die Gesinnungen, die sie den Umständen, und ihrer individuellen Lage (vergl. I. Band S. 107) gemäß äußerten, diese sollen wir in uns aufnehmen; und den Umständen, worin wir leben, gemäß in Handlungen ausdrücken.

9.

Eine neue Verfolgung von Seiten der jüdischen Obrigkeiten, die sich über die Gläubigen zu Jerusalem verbreitete, und sie (die Apostel ausgenommen: eine merkwürdige Sache) zerstreute, war die Gelegenheit, daß auch außer der Hauptstadt Gemeinden gestiftet wurden.

Auch in dem den Juden, und selbst ehedem den Aposteln, so verhaßten Lande der Samariter entstanden Gemein-

meinden. So sehr hatte sich die Gedenkungsart der Jünger Jesu geändert!

Was aber den Juden das unerträglichste war, war die Lehre der Apostel, daß nun jeder Vorzug der Geburt und natürlichen Abstammung ein Ende hätte; und daß die Vorrechte der neuen göttlichen Anstalt keine Vorrechte des abrahamitischen Ursprungs, oder eine Belohnung der Beobachtung mosaischer Vorschriften wären; daß die Religion Jesu nicht an Orte, Zeiten oder Völker eingeschränkt sey, sondern daß sie die Religion aller Orten und Zeiten seyn sollte. Noch nie hatte das ein Religionsstifter gesagt, und noch nie hatte ein Philosoph einen Plan angelegt, die ganze Menschheit zu bessern.

Die nämliche Verfügung der Vorsehung gab Gelegenheit, daß auch außer Palästina, und zwar den Heiden die Lehre Jesu verkündiget wurde; und so entstanden die aus Juden und Heiden gemischten Gemeinden. Ein dem Kenner jüdischer Vorurtheile unerwartetes Phänomen. Darum legt auch Paulus hierauf ein so großes Gewicht: man sehe besonders den Brief an die Epheser. *

* „Pauli großer Lieblingsgedanke, die Annahme der Ausländer in die Gemeinde des Messias zum Antheil an eine Seligkeit, die in die Ewigkeit hinreicht, ist kaum in einem anderen seiner Briefe so stark betrieben, so in seiner ganzen Würdigkeit gezeigt, so mit Eifer durchgesetzt, wie in dem Briefe an die Epheser. Dieser Gedanke ist ihm ein Aufschluß zu der ganzen göttlichen Anstalt, ein Licht, das ihm jene sonst unerklärbaren Voranstalten nnd Führungen des jüdischen Volks mit einmal von einer Seite zeigt, die des Gottes Aller würdig ist. Er weiß sein eigen Apostolat nicht höher zu ehren, als daß er es als einen Beruf, diese Lehre auszubreiten vorstellt. Und der Messias selbst, den sich die Juden so ausschließend und par-

theyisch dachten, ist ihm erst recht Messias, wenn er ihn von dieser Seite betrachtet, als der alles, die gegenwärtige und künftige, die jüdische und heidnische Welt in eines habe zusammenfassen, und aus allen ein Volk Gottes machen wollen. – Dieses ist in der That der einzige Gesichtspunct, aus welchem jene ganze vorige Anstalt, die sonst unerklärbar gewesen seyn würde, als ein Werk zum Vorschein kommt, welches den Beweis seiner Weisheit und Güte in sich selbst hat, und dem Wahrheit suchenden Auge nur darf gezeigt werden, um ihm zu gefallen.„

Zu Antiochien bildete sich eine sehr berühmte Gemeinde; und hier war es, wo die Bekenner der Lehre Jesu, die vordem Nazarener genannt wurden, zuerst den Namen (Christianer) Christen bekamen. *

* Wir alfs, die wir unter Christen gebohren sind, und Christen um uns haben, wen wollten wir in der ehrlichen Absicht, vernüftige Religion in die Seelen der Menschen zu pflanzen, zu diesem Haupte, und Stifter einer solchen Religion wählen oder erwarten? welchen anderen Namen wollten wir erst irgendwo dazu suchen, als denjenigen, der für uns und unsere Brüder schon so lange da ist? warum soll es nicht Jesus Christus seyn? warum soll nicht die christliche Religion die unsrige bleiben? wie klein und niedrig ist nicht die Sucht nach Ehre, nur anders genannt seyn zu wollen, als das große Heer von Menschen, das sich christlich nennt? unmöglich kann der Weise und Gute Mann sich jemals in einer solchen Gestalt zeigen.

Spaldings vertraute Briefe.

Also nicht in Winkeln, nicht in geheimen Logen, sondern öffentlich, und unter den Augen ihrer größten und mächtigsten Feinde unternahmen sie das Werk, die Menschen zu bessern: auch zogen sie nicht arme gemeine Leute durch Versprechen zeitlicher Vortheile an sich, noch schmeichelten

sie

sie den Weichlingen, noch versprachen sie den Weisen überschwengliche Kenntnisse. *

* S. 1. Kor. 1. 11. und den ersten Band S. 128.

Vorbereitungen hatten vielleicht an manchen Orten jene Juden gemacht, die bey dem Wunder am Pfingstfeste zugegen waren (eine neue Bestätigung der Schicklichkeit und Wichtigkeit jenes Wunders) auch wurden den Aposteln ihre Bemühungen dadurch erleichtert, daß es in allen wichtigen Plätzen des römischen Reiches Juden gab, die unter dem Schutz der Gesetze ihre Religion üben durften; und daß die gebildete Welt durch Rom in einem gewissen Zusammenhang stand, den der allgemeinere Friede noch mehr begünstigte. *

* Siehe ersten Band S. 124.

Bey den Juden hatten die Apostel freylich auch dieses schon zum voraus, daß es durch ihre heilige Schriften leichter ward, die Uebereinstimmung mit ihrer Lehre, und besonders mit dem Charakter des Messias mit dem Erfolg zu zeigen; so wie sie überhaupt beym Unterricht der Juden manche sehr wichtige Lehren schon voraussetzen konnten; darum bedienten sie sich auch jener heiligen Schriften; und was uns manchmal bey der Auslegung prophetischer Orakel blos Accomodation zu seyn scheint, ist wahre Argumentation aus der Analogie, und der ganzen Oekonomie jener früheren Anstalten der Gottheit.

Aber auf der andern Seite erschwerte die falsche verdorbene Auslegungsart jener Bücher, die Nationalvorurtheile, und der Nationalstolz der Wahrheit den Eingang: alle weltliche Hoffnung ward durch die neue Lehre niedergeschlagen, der Ceremoniendienst alles inneren Werthes

leer erklärt, und die ganze Anstalt, von der ihre Voräl-tern all ihr Wohlseyn herleiteten, und auf die sie auch das ihrige baueten, sollte abgeschafft werden, und die von ihnen so verachteten Heiden sollten mit ihnen in gleicher Reihe stehen.

Darum waren es auch eben die Juden, die den Bemühungen der Apostel die meisten Hindernisse in den Weg legten: so wie es auf der anderen Seite bey den Heiden eben kein günstiges Vorurtheil für die neue Lehre war, daß die Aufklärung der Welt von den Juden herkommen sollte. Die Christen waren ihnen nichts als eine Judensecte, deren Gebräuche uud Meinungen ohnehin der Gegenstand ihrer Satyre zu seyn pflegten. *

* Das jüdische Recht, daß Moyses in einem geheimnißvollen Buche aufgezeichnet hatte, das lernen, beobachten und verehren sie.

IUVENAL. Sat. XIV.

Da der heidnische Aberglaube sich schon in alle Formen hatte schmiegen müssen, um nur einigermassen sich vor der gesunden Vernunft noch halten zu können; so hätte man glauben sollen, eine Religion, die so genügsam, und zugleich so allgemein faßlich die Forderungen der Vernunft befriedigt, würde bey den Römern und Griechen bald Eingang gefunden haben.

Allein neben dem oben angeführten Vorurtheil war der Aberglaube gar zu genau mit der Politik verwebt: * die Großen waren durch epikureische Philosophie verdorben und noch dazu unter Tibers Regierung zu einem Sklavensinn herabgesunken: die bessern hüllten sich noch in stoische Apathie ein. Die Hauptgründe der natürlichen Religion die Lehre von Vorsehung und Unsterblichkeit, waren durch

Phi-

Philosophie** und Sitten verdrängt, an ihre Stelle trat eine ganze, kalte Gleichgültigkeit gegen Religion.

Der Pöbel war ohnehin in Aberglauben und Sittenlosigkeit versenkt; und die Provinzen waren nicht besser als die Hauptstadt, Griechenland war schon durch Weichlichkeit auf das tiefste gesunken; und die eigentliche Philosophie mußte der Sophistik schon geraume Zeit weichen.

* Zu eben der Zeit, als Rom beynahe über alle Völker herrschte, diente es den Irrthümern aller unterjochten Nationen, und wähnte, sehr religiös zu seyn, weil es keinen Irrthum verschmähte. Es war für den göttlich angelegten Plan sehr vortheilhaft, daß mehrere Reiche einem einzigen Zepter unterworfen wurden, und auf solche Art die allgemeine Verkündung der göttlichen Lehre geschwind zu allen Völkern Eingang fand, welche die Regierung einer einzigen Stadt vereinigt hielt.

LEO M.

** Heil dem, der alle Schreckniße, und selbst des geizigen Acherons Furchtgetöse unter die Füße getreten hat.

VIRGIL. Georg. II.

Man sehe auch den Lukrez und andere.

Bey dieser Lage der Welt konnte also die Wahrheit durch ihre eigne Kraft nicht gleich wirken: die Opfer, die die Religion foderte, waren zu groß: der versprochene Ersatz zu entfernt, und so wenig den Foderungen der Sinnlichkeit angemessen. Die Apostel mußten sich also der ihnen von Jesu gegebenen Macht der Wunder bedienen, um sich erst Aufmerksamkeit zu wecken, und dann auch sich dadurch als Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht zu legitimiren: *noch mehr aber mußte das wirken, daß sie anderen diese Wundergabe mittheilen konnten: hier war nun der Betrug

trug ganz unmöglich, und eben darum beruft sich auch Paulus mehrmalen darauf, z. B. in dem Schreiben an die Galater, denen er dabey die bittersten Vorwürfe macht. Dieß würde sich kein Betrieger unterfangen haben.

* Die Vorwürfe von Zauberey, und magischen Künsten, die man den Christen gleich anfangs machte: (Gens superstitionis maleficae sagt Sueton. Man sehe eine ähnliche Beschuldigung des Julianus beym Cyrill. 3. u. 10. B. beym Origenes adu. CELS. II. AVGVSTIN. de ciuit. D. XVIII. 53.) bestätigen dieses noch mehr S. I. Band. S. 151.

In ihren Vorträgen an die Heiden, davon wir einige in der Geschichte des Lukas aufbehalten haben, suchen sie mit der größten Feinheit die noch vorhandenen Funken des gesunden Menschenverstands auf, um sie zu hellerem Lichte anzufachen: sie wissen das unschuldige Interesse des Herzens zu benutzen, um nach und nach die Zuhörer zu den großen Wahrheiten empfänglich zu machen. Man sehe z. B. die schöne Rede Pauli vor dem Areopag zu Athen, und zu Lystra in der Apostelgeschichte.

So bildeten sich nicht etwa in einigen kleinen Flecken, sondern in den wichtigsten Städten der Welt durch ihre Bemühungen christliche Gemeinden. Rom und Athen, damals die Sitze der Weisheit und Politik, das üppige Korinth, das wegen magischen Aberglauben so berühmte Ephesus, das blühende Thessalonik und Kolossä, enthielten ansehnliche Gemeinden. Kreta, Cypern, Pontus, Bythinien, Makedonien, Persien, Arabien, Phrygien, Galatien, überhaupt ganz Asien und Europa durchzogen die Apostel, und breiteten die heilsame Lehre aus; lehrten die Menschen mäßig, menschenfreundlich und zufrieden leben, und einer seligen Zukunft entgegen sehen.*

Welcher Philosoph oder welche Schule hat das für die Menschheit geleistet, was die Schule Jesu leistete, hat so wichtige Einsichten in Umlauf gebracht, so viel zur Beförderung der Sittlichkeit geleistet, so solide Zufriedenheit gegründet, und so zuverläßige Aussichten in die Zukunft gewährt? ** Aber es waren nicht ihre Kräfte, wodurch sie es bewerkstelligten, sondern die Kraft des lebenden erhöheten Jesu, und des ihnen mitgetheilten heiligen Geistes.

* Leute aus verschiedenen Völkern, aus verschiedenen Partheyen, unerfahren in Künsten – woher als vom Himmel sollten sie so übereinstimmende Wahrheiten erhalten haben? Wie läßt sichs denken, daß alle sich verschwuren, uns mit einer Lüge zu hintergehen? – Unaufgefodert nahmen sie Müheseligkeiten über sich: Undankbaren ertheilten sie Rath; – ihr Gewinn war Hunger und Noth; und Martertod ihr Lohn.

Driden bey Harwood.

** Schon ehemals machte man dem Christenthume den Vorwurf, daß seine ersten Bekenner blos gemeine Leute gewesen wären (Man sehe den Origines gegen den Celsus, den Minutius Felix u. a. Die Stelle 1. Kor. 1. 26. paßt hieher nicht, sie handelt nicht von den Bekehrten, sondern von den Werkzeugen der Bekehrung. S. ersten Band S. 129.)

Dieser Vorwurf kann der guten Sache nicht schaden; wenn nur die gemeinen Leute moralisch gute Leute wurden: das Christenthum gewinnt dadurch einen großen Vorzug: denn eben der größte Haufe blieb vordem von den Bemühungen der Philosophen ausgeschlossen: das Christenthum war die erste Anstalt zu ihrer sittlichen Besserung. S. ersten Band S. 102.

Und wer waren denn die Großen jener Zeit, die Christen werden sollten? – Unter den Juden waren es eben jene, deren Vorurtheile und Interesse das Christenthum gerade zuwider war. – Doch giengen auch viele Priester,

ansehnliche Rathsglieder und Vorsteher von Synagogen zum Christenthum über. Gewißlich nicht zeitlicher Vortheile wegen!

Bey den Großen aus dem Heidenthume kamen zu jenen Vorurtheilen noch Gleichgültigkeit gegen alle moralische Religion. Eine aus Judenland entsprungene Religion hatte für sie wenig Interesse. (Apostelg. XVIII. ist ein schönes Beyspiel.) – Aber die wenigen, die mit ihr näher bekannt wurden, wurden ihr doch gewogen: so wie der König Agrippa zu Paulus sagte: es fehlt nicht viel, daß du mich zum Christen machtest. – Das wenige, das fehlte – war, daß Agrippa König war. Sie dürfen nur unsere Religion kennen lernen, sagt Tertullianus, so hören sie auf, sie zu verachten.

Sergius Paulus der Prokonsul der senatorischen Provinz Cypern, Dionysius ein Senator im Areopag, Erastus der Schatzmeister von Korinth, der römische Consul, nnd Anverwandte des Kaisers Flavius Clemens (Sueton nennt ihn contemtissimae inertiae, vermuthlich weil er an den öffentlichen Unruhen keinen Antheil nahm; ein Mann der den Quintilian so zu schätzen wußte, muß doch so gar verächtlich nicht seyn) mehrere in dem Pallast des Nero, gewiß auch keine gemeine Leute (Philipp. l. IV.) wurden Christen. Läßt sich denn zeigen, daß die anderen Großen die Wahrheit untersucht haben, untersuchen konnten? genug mehrere, die sie untersuchten, wurden gewonnen. Plinivs sagt omnis ordinis vocantur in periculum.

Und wie hätten Paulus und Jakobus Vorschriften für die Reichen machen können, wie Petrus schon gegen den Luxus schreiben, wenn keine Reiche unter den Christen gewesen wären?

Auf die damaligen Philosophen darf man sich nicht viel zu gute thun, wenn man den litterarischen Zustand der damaligen Zeiten kennt. – Und dannoch wurden auch bald wichtige Leute unter ihnen zum Christenthum gebracht.

10.

Welche Wirkungen das Christenthum bey seinen ersten Bekennern hervorbrachte, davon haben wir nicht blos, wie ein gewisser Schriftsteller dafür hält, spätere Nachrichten: selbst die apostolischen Briefe, und Geschichten gewähren sie uns; sie bemerken, daß die Sittenveränderung der Christen selbst bey den Heiden Aufsehen machte. (Philipp. II. 15. I. Petr. III. 4.)

Am besten kann man davon urtheilen, wenn man erst das Sittenverderbniß der damaligen Welt ein wenig übersieht.

Von seinen eignen Landesleuten, von den Juden schreibt Josephus (vom Kriege VII. Buch): Sie waren sowohl öffentlich, als ein jeder vor sich allgemein verdorben. Sie lebten so, als wenn es ein jeder unter ihnen dem anderen an Ruchlosigkeit gegen Gott, und Ungerechtigkeit gegen die Menschen zuvorthun wollte. Die Großen quälten das Volk, und das Volk war bemühet, die Großen zu Grund zu richten. Und (V. Buch) Ich kann meine Meinung nicht verheelen, ob mich gleich das Bekenntniß derselben mit großer Rührung und Betrübniß erfüllt, daß, wofern die Römer es länger verschoben hätten, gegen diese abscheuliche lasterhafte Menschen aufzubrechen; so würde die Stadt entweder durch ein Erdbeben verschlungen, oder wie Sodom durch Feuer vom Himmel verzehrt worden seyn; denn diese Generation war in einem weit höheren und abscheulichern Grade verdorben, als jene, welche dieses Unglück erfahren haben.

Noch elender war der Zustand der Heiden. *

* Siehe I. Band S. 95. folgg.

Die

Die Laster machten selbst einen Theil des Gottesdienstes aus, und nicht blos die Satyriker, sondern auch die Geschichtschreiber der damaligen Zeiten wissen das Verderbniß nicht genug auszudrücken.

Und dieses Verderbniß konnte weder Philosophie, noch Religion, noch Gesetzgebung hemmen: sie erstreckten sich theils nicht darauf, theils konnten sie es auch nicht: wie schwach konnten z. B. die Sanctionen der Keuschheitsgesetze, die die Vernunft aufstellt — wirken? mußte der Heroism nicht vielmehr die Feindesliebe unedel machen, und Patriotismus die Menschenliebe verengen? Aber die christliche Religion wirkte es. Auch ihr, sagt Paulus zu den Korinthiern, ward ehemals Ehebrecher, Hurer, Abgötterer, Trunkenbolde: aber ihr waret es, seyd es nun nicht mehr. Alle, sagt er zu den Ephesern (II. 2.) lebten blos den Trieben der Sinnlichkeit nach, folgten den Willen des Urhebers des Bösen: aber nun sind wir durch Jesum zu neuen Menschen umgeschaffen worden. Ihr, sagt er anderswo, ließet euch wie dummes Viehe zu den Altären der stummen Götzen hinreißen u. s. f. Auch selbst das B. I. S. 106 angezogene Zeugniß des Plinius gehöret hieher: und gewiß, wenn wir späterhin so herrliche Zeugnisse von den Sitten der Christen selbst aus dem Munde ihrer Feinde hören, so waren gewiß bey den ersten Gemeinden die Sitten um so reiner, je stärker der Eindruck war, den die Gegenwart, die Lehre, und der Charakter ihrer Apostel auf sie machte: will man sagen, es waren dieß blos gemeine Leute, woraus der Haufe der Christen bestand, so benimmt dieß, nebstdem daß es gar nicht richtig ist, der Sache nichts: denn eben der gemeine Haufe ist am schwersten zur Sittlichkeit zu bringen, und auf diese erstreckten sich auch die Bemühungen der Philosophen nie. *

Freylich blieben die ersten Christen immer Menschen, und die Religion wirkte nicht mechanisch: setzt man denn darum die sokratische Philosophie zurück, weil sie die verdorbenen Athener nicht zu Tugendhelden machte? aber aus den Ermahnungen, die die Apostel an die Gläubigen schrieben, sieht man doch, daß sie schon die herrschenden, und die Nationallaster abgelegt hatten: als die Korinthier die Unzucht: die Ephesier den Aberglauben an magische Künste: und die Ermahnungen, die die Apostel den Gemeinden gaben, setzten immer schon Menschen voraus, die in der Moralität Fortschritte gemacht hatten.

*Sehr gründliche Betrachtungen, und beynahe eben dieselben, welche die neueren Schriftsteller hierüber gemacht haben, findet man beym Johannes Chrysostomus in der Predigt von der Gottheit Christi im achten Tom der deutschen Uebersetzung: in dem Briefe Augustins an den Volusianus, der schon so ziemlich a la GIBON raisonnirte. (Cap. 4 Opp. Tom. II. p. 407.) Und besonders beym Origenes gegen den Celsus. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die Einwürfe der neueren Gegner des Christenthums sich im Grunde schon bey den älteren vorfinden, so wie auch die Antworten der Apologeten.

Selbst die Uneinigkeiten und die Fehler, die sich in den ersten Gemeinden eingeschlichen hatten, verschwiegen die Apostel nicht, sie schilderten sie mit aller Freymüthigkeit. Wie ist es aber, sagt hierüber Duchal, zu begreifen, daß das Christenthum, wenn es listig erdichtete Fabel und ein bloser Betrug der Menschen gewesen, sich in einem solchen Zustand sollte erhalten haben? Würde nicht ein falscher Bruder, wenn er in das Geheimniß hätte eindringen können, dasselbe verrathen haben? Und müßten nicht diejenigen, welche die Apostel so ernstlich bestraft hatten, sich Mühe gegeben haben, das Ansehen derselben gänzlich zu

stür-

stürzen, ehe sie durch selbige ein Gegenstand des allgemeinen Widerwillens würden. — Ich glaube, es sey aus den Schriften Pauli auſſer allem Zweifel, daß es dazumal falsche Brüder gegeben habe, die ein groſses Vergnügen daran würden gefunden haben, wenn sie im Stande gewesen wären, zu beweisen, daß er ein Betrieger gewesen.

II.*

*. S. I. Band S. 197.

Die groſse Bestimmung der Apostel lieſs es nicht zu, daß sie immer bey den von ihnen gestifteten Gemeinden verblieben, und sie ganz ausbildeten, oder in der Gemeinde selbst alle nöthige Geschäfte besorgten.

Sie stellten also Lehrer auf, die dasjenige, was sie angefangen hatten, fortsetzten, Vorsteher, die die Obsorge der Gemeinde hatten, und Diener, die die heiligen Ceremonien verwalteten.

Wir sehen schon aus der Geschichte der Apostel, und aus Pauli Briefen ganz deutlich, daß nicht alle Kirchendiener alle h. Ceremonien verwalten durften; daß nicht alle Vorsteher und Kirchendiener zugleich das Lehramt hatten, (I. Tim. IV. 17.) daß die Vorsteher höheren Auffehern (Bischöfen) unterworfen waren, (I. Tim. V. 17.) daß in den Kirchen ein Vorsteher war, dem die Obsorge der Kirche oblag, (Offenb. I.) und daß man diese Einrichtung dem heiligen Geiste zuschrieb. (Apostelg. XX.)

Wir finden also hier schon die Unordnung derjenigen, die Jesus zum Dienste seiner Kirche brauchen wollte; (Hierarchie) späterhin bildete sie sich mehr aus, wie temporelle und lokale Umstände es erforderten. Aber das Wesentliche war schon in den Zeiten der Apostel; und ihre

er-

ersten Schüler Klemens und Ignatius reden deutlich davon, als von einer göttlichen Anordnung: so wie es überhaupt die Einrichtung einer solchen Gemeinde, wie die Kirche seyn und immer mehr werden sollte, erforderte.

Wir sehen es ja auch in der Oekonomie der Vorsehung überhaupt: die verschiedenen Fähigkeiten, die verschiedenen Berufspflichten sind dem Ganzen nothwendig. Paulus hat dieß mehrmalen in der schönen Gleichniß vom menschlichen Körper gezeigt, und daraus die Lehre gezogen, daß nicht jeder alles sich zu bestellen unterfangen solle, sondern ein jeder nur nach dem Maaß dessen, als ihm anvertraut ist. (Röm. XII. 6.)

Wir sehen ferner, daß nicht blos Einsicht in die wahre Lehre genug war, um das Lehramt oder Vorsteheramt zu vertreten, oder die Kirchendienste zu verrichten, sondern daß noch dazu eine gewisse Bestimmung (Ordination) erfordert wurde. (Apostelg. XIII. 2. 3. XIV.)

Diese Ordination geschah durch Handauflegung und Gebethe, und aus den Briefen Paulian Timotheus (I. Br. IV. 14. vergl. II. Br. I. 6.) sehen wir, daß die Wirkung davon innerliche Stärkung des heil. Geistes war, um die Obliegenheiten des Amtes zu erfüllen.

Paulus trug seinem Timotheus und Titus auf, nach eben dieser Weise die Kirchendiener und Vorsteher zu ordiniren. (I. Tim. III. Tit. I. 5.) Und so wurden sie immer in der Kirche ordinirt, und wir haben um so weniger einen Grund zu zweifeln, daß diese Ordination auch die nämliche Wirkung hervorbringe, je gewisser es ist, daß die Bestimmung derselben noch eben die nämliche bleibt; so wie man von der Apostelzeit in der Kirche immer davon überzeugt war.

12.

Die Auswahl der Kirchendiener und Lehrer geschah von den Aposteln mit der größten Sorgfalt; und Paulus ermahnte seinen Jünger, in diesem großen Werk ja mit der größten Behutsamkeit zu verfahren. (1. Tim. V.) Es erregte dieß selbst die Aufmerksamkeit der Heiden. *

* Es ist traurig, daß, da Juden und Christen bey der Wahl ihrer anzustellenden Priester mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, dieß nicht auch in Rücksicht auf die Verwalter der Provinzen geschieht.

SEVERVS Imperator apud Spartianum.

Die Wichtigkeit ihrer Verrichtungen schien Paulo so groß, daß er sie theils in einer schönen Anrede, die uns Lukas aufbehalten hat, (Apostelg. XX.) theils in einigen Briefen auf das dringendste einschärfte: rührend ist der Schluß des ersten Briefes an den Timotheus: Du o Mann Gottes! befleißige dich der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, des Glaubens, der Liebe, der Geduld und Sanfmuth. Kämpfe den edlen Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, wozu du berufen bist, und worauf du ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen abgelegt hast. Vor dem Gott, der alles belebt und vor Christo Jesu, der vor dem Pontius Pilatus ein gutes Bekenntniß abgelegt hat, gebiete ich dir, daß du die Vorschrift untadelhaft und unsträflich beobachtest. — O mein Timotheus, bewahre, was dir anvertraut ist, sorgfältig, jene unheiligen leeren Geschwätze und Spitzfindigkeiten jener falschen sogenannten Kenntniß meide u. s. f.

Groß sind also die Pflichten der Kirchendiener und Vorsteher. Ihnen ist es aufgetragen, das große Werk Jesu zur Besserung des Menschengeschlechtes fortzusetzen; sie sind seine Diener und die Ausspender seiner Geheimnisse.

(1.

(I. Kor. III.) Sie hat Jesus gesetzt, damit sein Leib, die Kirche, vollkommen werden möge. (Ephes. IV.)

Ihren wahren Werth hat der Apostel kurz angezeigt, sie sind Diener Jesu. — Nun kömmt es blos darauf an, ob sie in ihrem anvertrauten Dienste treu sind: (I. Kor. III.) dieses muß ihre wahre Würde ausmachen.

Sie sollen also diesen hohen Posten weder aus Eigennutz antreten, (I. Tim. III.) noch mit Stolz bekleiden: (I. Petri V.) sie sollen ganz ihrem Berufe leben, (II. Tim. IV. 2.) das Beyspiel der Heerde seyn, (Tit. II. 7.) und glauben, daß sie ihre Achtung dann am sichersten erhalten, wenn sie ihrem Stande treu sind; sie aber gewiß verlieren, wenn sie sich weltlich Gesinnten in der Aufführung ähnlich machen wollen.

Jesus und sein Geist arbeitet noch immer an uns durch seine Diener: (das einzige Institut der Moral, für den gemeinsten Mann) sie wachen, und müssen Rechenschaft für uns geben. (Hebr. XIII. 17.)

Sollte es also nicht Pflicht seyn, ihnen Hochachtung, Liebe, Gehorsam zu leisten (I. Thess. V. 12. 13. Hebr. XIII. 17.)? Ihre Verachtung ist oft sehr nahe mit der Verachtung der Religion verknüpft, oder ist wohl schon eine Folge davon.

Sollte der Diener der Moral nicht eben so ein ehrwürdiger Mann seyn, als der Diener der Gerechtigkeit, und derjenige, der den äußerlichen Dienst Gottes verwaltet, nicht auch Vorzüge verdienen, wie derjenige, der zum äußeren Glanz des Fürsten beyträgt?*

* Die

* Die englische Nation weiß, sagt ein Mann, der nicht idealische Staaten schafft, sondern der sein Leben in Staatsgeschäften zugebracht hat, die englische Nation weiß, wie schwach der Einfluß des Lehrers auf Reiche und Mächtige, auf die Nachkommen alter Familien, wie viel schwächer er noch auf die Neulinge des Glücks seyn muß, wenn er nicht der Gesellschaft, auf die er wirken soll, über die er in manchen Fällen sogar Ansehen behaupten muß, gewissermassen gleichgestellt ist. Werden sie den Mann achten, dessen Zustand von dem ihres Dieners nicht viel verschieden ist? Freywillige Armuth kann Vorzüge geben; ein seltenes Beyspiel der Verläugnung wirkt oft mächtig; und Freyheit, Würde und Muth hat oft der Mann, der niemand bedarf. Aber da die große Zahl jedes Standes immer nur Mensch ist, wenige nur freywillig arm sind, wird die Mißachtung, die den weltlichen Armen trifft, den armen Prediger weniger treffen? Aus diesem Grunde hat unsere Verfassung Sorge getragen, daß der, der die stolze Unwissenheit belehren, und den hoffärtigen Sündern Schranken setzen soll, weder ihrer Verachtung, noch ihrer Barmherzigkeit ausgesetzt sey. Darum hat sie gesorgt, daß der Reiche nie für die Vernachläßigung seiner Seele Entschuldigung finde. Darum haben wir die Religion, so sehr auch die Armen das erste Augenmerk unserer vaterländischen Anstalten waren, als ob wir uns ihrer schämten, nicht in Flecken und Dörfer verwiesen. Nein an der Spitze des Hofes und des Parlaments soll sie ihre Inful erheben: in die ganze Masse des Lebens gemischt sollte sie durch alle Classen der Gesellschaft vertheilt seyn. Die englische Nation wird sich in dem Stolze behaupten, der Erde und ihren geschwätzigen Sophisten zu zeigen, daß ein freyes, edles gebildetes Volk die Häupter der Kirche ehret, nicht duldet, daß der Hohe, der Reiche und der Betitelte mit Geringschätzung auf die herabsiehet, die es mit Achtung erhebt; nicht duldet, daß man persönlich erworbenen Adel die bestimmte Frucht, nicht Belohnung, denn was belohnt sie? der Tugend und Frömmigkeit übermüthig zertrete.

Ohne Murren, ohne Widerwillen sieht man hier, daß der Erzbischoff den Vortritt vor dem Herzog nimmt; man sieht Bischöffe mit 10000 Pf. Einkünften und findet es in ihren Händen nicht schlimmer, als in den Händen dieses Grafen oder jenes Squires, wenn sie gleich weniger auf Hunde und Pferde verwenden, und den Ueberfluß, der die Armen nähren soll, nicht an Thiere hingeben. Freylich wird das Kirchen-Einkommen nicht immer und nicht Schilling vor Schilling auf milde Gaben verwendet. Aber ist es nicht besser, wenn auch der Gegenstand etwas verlöre, der Tugend und Menschlichkeit in ihren Thaten freye Hände zu lassen, als die Menschen zu blosen Maschinen oder Werkzeugen einer Pflicht und dienstmäßig verordneten Wohlthätigkeit zu machen? Die Welt gewinnt bey dieser Feyheit, ohne die keine Tugend besteht.

England ist seinem größten Theil nach überzeugt, daß Liebe zur Selbstverläugnung und Genügsamkeit der alten Kirche weit weniger, als Neid und Mißgunst, gegen Männer, denen sie oft den Anfang ihres eigenen Glücks zu danken haben, die meisten zu jenem hämischen Seitenblick auf Rang, Titel und Einkünfte, die als ein freyes Eigenthum der Tugend aufbehalten sind, hinreißen. Die Ohren des englischen Volks sind fein. Sie verstehen das dumpfe Gemurmel dieser Leute. Ihre Sprache verräth sie; sie ist das Pathos des Betruges unter dem Akzente des Heuchlers. Dafür muß die englische Nation jene Schwätzer erkennen, die die Geistlichkeit zu jener ersten evangelischen Armuth zurücke wünscht, die im Geiste bey ihr, wie bey uns, so wenig wir auch Lust haben, fortdaurend, in Aeußerlichen aber der Verhältnisse dieses Standes zum Staate wegen geändert seyn müßte, weil Sitten und Gebräuche, weil die ganze Gestalt des menschlichen Lebens einen gleichen Wechsel erfuhr. Darum werden wir diese Reformatoren so lange für Betrieger, und nur dann erst für ehrliche Leute halten, wenn wir sie ihre eigenen Güter der Gemeinschaft, und ihre Personen der strengen Zucht der ersten Kirche hingeben sehen u. s. f.

Burke über die französische Revolution.

Die eigentliche Absicht des Kirchenamtes ist freylich nicht, zeitliches Wohlseyn zu befördern; so wie es die Absicht der Religion selbst auch nicht ist; aber auch jenes können die Diener der Religion thun und thaten es auch, (S. I. B. S. 114) und diesem Bemühen haben sie den größten Theil ihrer weltlichen Vorzüge zu danken.*

* Schon die Natur jeder Religion bringt es mit sich, daß ihre Minister den Anhängern derselben ehrwürdig sind, und der göttliche Stifter des Christenthums hat dafür vorzüglich gesorgt. Die ersten christlichen Priester vermehrten ihr Ansehen bey dem Volk noch mehr durch die Reinigkeit ihrer Sitten, ihres Wandels, Arbeitsamkeit, Gelehrsamkeit, und Verachtung der zeitlichen Güter. Es war ganz natürlich, daß eifrige Christen solche Priester nicht nur die ihnen von Gott zugetheilte Gewalt ungehindert ausüben ließen, ihnen auch gehorsamten, wenn sie über das äusserliche Zufällige der Religion etwas anordneten; sondern auch in pur weltlichen und zeitlichen Dingen sie um Rath fragten, und ihre Vorschriften befolgten. Bey sich ereignenden Religionsstreitigkeiten pflegten sich die Bischöffe an andere Bischöffe zu wenden, und dabey wegen der Tradition sonderlich an jene zu halten, welche Gemeinen vorstunden, die von den Aposteln selbst gestiftet waren. — Seitdem sich bey Anfang des vierten Jahrhunderts Konstantin zur christlichen Religion bekannte, wurde die Hierarchie erweitert, und staatsmäsig eingerichtet. Es kamen Patriarchen, Erzbischöffe, Erzpriester und Erzdiakonen theils erst zum Vorschein, theils wurden ihre Vorrechte näher bestimmt. Selbst die Regenten bewiesen diesen hierarchischen Personen Ehrerbietung, beschenkten sie mit zeitlichen Gütern, und überließen ihnen da und dort die Anordnung oder Schlichtung solcher Sachen, die auch nur von weiten eine Beziehung auf die Religion hatten. Sogar erlaubten die Kaiser denen in Streit befangenen Partheyen, sich auch in bürgerlichen Dingen an die Bischöffe zu wenden, und von ihnen sich Recht sprechen zu lassen. Die minderen geistlichen

lichen wurden von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreyt, und konnten nur bey ihren Bischöffen angeklagt werden. Durch den Einmarsch der Barbaren ins römische Reich gewann das Ansehen der geistlichen ungemein: Denn da die rohen deutschen nur höchstens noch auf die Religion und ihre Diener achteten, mußten die Bischöffe oft die Fürsprecher, Unterhändler und Advocaten des Volks bey den neuen Herren seyn, und diese mußten die Geistlichen in Ehren halten, wenn sie das Vertrauen des Volks nicht verlieren wollten. In manchen Staaten waren sie dann auch fast die einzigen, die lesen und schreiben konnten und bekamen die königlichen Prinzen zu erziehen; erhielten Sitz und Stimm auf den Landtagen, und fiengen an nicht allein wegen gewissen Verbrechen, sondern auch zur Behauptung ihrer eignen Rechte, Güter und Exemtionen die Excommunication zu gebrauchen. Die Päpste hatten die nehmliche Gelegenheit; sie leisteten dem römischen Volk, und auch den übrigen Italienern bey den Ostgothischen Königen, dann bey den griechischen Kaisern, und endlich bey den longobardischen und fränkischen Königen die wichtigsten Dienste. — Karl der Große setzte auf die Bischöffe mehr Vertrauen, als auf seine Herzoge und Grafen, und wollte diese durch jene in Zaum halten, gab ihnen also große Güter, die ansehnlichsten Würden im Reiche, viele Exemtionen und Gewalt über die Herzogen und Grafen. Der Papst hatte Gelegenheit sich bey dem Stifter der karolingischen Linie und seinem großen Sohne Verdienste zu sammeln, wodurch der heilige Peter zu Rom große Geschenke erhielt, die der Grund zur nachfolgenden Hoheit der Päpste wurden, die sich nach und nach immer auf mehrere Rechte ausdehnte. — Nur wenige ausgenommen glaubte das ganze westliche Europa, daß alle diese Rechte dem Papste zustehen, und die Päpste selbst meinten, daß sie nur ihren Pflichten nachkämen, wenn sie selbe ausübten, und mit standhaftem Muthe vertheidigten. Meistens gaben doch die großen Mißbräuche, die Bischöffe und Regenten von ihrer Gewalt machten, Gelegenheit, daß sich die Päpste darein mischten oder sie an sich zogen. Es sind freylich viele und große Unruhen

über diese Gewalt entstanden; aber würden nicht noch grössere entstanden seyn, würden sie nicht noch länger angehalten haben, wenn der Papst diese Gewalt nicht hätte ausüben können, wenn es Europa nicht geglaubt hätte, daß sie ihm zustünde? Ich kann die durch das ganze Mittelalter sich erhaltende große päpstliche Macht nicht anders, als eine Wohlthat der weisen Fürsicht betrachten, und selbst Herr Gatterer und Schlözer, welche diese Macht mit so unwürdigen Ausdrücken und Vergleichungen beschreiben, können den Nutzen derselben nicht läugnen. Ohne diese Macht, sagt Schlözer, würde das barbarische Mittelalter weit barbarischer gewesen und Europa überhaupt später menschlich, und der Norden von Europa, setzt Gatterer hinzu, später christlich geworden seyn. Das Ansehen des Papsts schaffte das Strandrecht, und die gerichtliche Zweykämpfe ab, unterdrückte manche Kriege, und legte den ersten Grund dazu, daß alle christliche Staaten in Umgang und Verbindung unter sich kamen. Für die Kosmographie und Literatur wurden die päpstlichen Missionen, was die Handelsreisen der Phönicier, und die Macedonischen und römischen Eroberungen in der älteren Welt gewesen wären.

Schelle. Abriß der Universalhistorie.

In Rom und Athen waren die Redner das Werkzeug, das Volk zu belehren, zu lenken, und ihm die Gesetze verehrungswerth zu machen: solche Redner haben wir nicht mehr: der Fürst und seine Diener sprechen blos durch den kalten geschriebenen Buchstaben: — Der Prediger ist der einzige, der von der Kanzel zu dem ganzen Volke und im Beichtstuhl zu dem Herzen des Einzelnen, und eben, wo er in der Lage ist, sein Herz jeden guten Eindrücken zu öffnen, spricht: und die Gesetze und die Großen wollten einen solchen Stand erniedrigen? *

* Die

* Die hohe Geistlichkeit der römischen Kirche wird freylich durch den Besitz großer Domainen, und damit verbundener gutsherrlicher Rechte veranlaßt, sich mehr in dieser Eigenschaft dem Adel gleich, als wie besoldete Diener der Religion und des Staats anzusehen: allein eben hierinn liegen ausserordentlich große Vortheile, wenn man die Sache aus einem höheren politischen Gesichtspunkt ansiehet. Die Armuth der ersten Lehrer des Christenthums wird zwar der heutigen Geistlichkeit von ihren Widersagern unaufhörlich vorgehalten; allein dieses ist so unschicklich, daß es kaum für Ernst gelten kann. Unsern Missionarien unter unchristlichen Völkern mögen die Apostel unbedingter Weise zum Muster dargestellt werden. Der Unterricht, und der Dienst der Religion in einem Volke, welches seit Jahrhunderten derselben ergeben gewesen, erfordern andere Anstalten nach den Bedürfnissen der Zeiten und den Umständen der Nation. — Aus dem Mangel an äußerer weltlichen Ehre und der Eingeschränktheit der Einkünfte entstehen dagegen viele Uebel. Welch ein fürchterliches Werkzeug würde nicht die Geistlichkeit in den Händen des dirigirenden Ministers werden, wenn er durch Zahlung lösen und binden könnte? durch den Besitz eigner Güter wird dieser ganze Stand in einer Unabhängigkeit von der Administration erhalten, der in der That sehr wünschenswerth ist. — Selbst der Geldreichthum und große Besoldungen würden nicht das nehmliche thun, was der Besitz von Gütern thut. Durch diese erhält der geistliche Stand ein gemeinschaftliches Interesse mit anderen Classen von Staatsbürgern u. s. f.

Rehberg über die französische Revolution. I. Th.

Wie viel endlich die Seelsorger zur Beförderung selbst des zeitlichen Wohlstandes der ihnen anvertrauten Heerde beytragen, und wohl mehr als der weltliche Stand beytragen können, und wie genau die Besorgung des Seelenheils mit der Sorge für das zeitliche Wohl verbunden sey;

ist aufs neue sehr gut in den Abhandlungen ausgeführt worden, zur Beantwortung der Frage über diesen Gegenstand, die einer an Würde und Verdiensten der ersten Bischöfe und Fürsten, der an seinem erhabenen Beyspiele die Vereinigung jener beyden Sorgen am besten zeigt, der Geistlichkeit seiner beyden Bißthümer vorgelegt hat.

Die christliche Religion hat also an dem geistlichen Stande ein Institut zum Besten der Welt, dergleichen keine Gesetzgebung eines aufstellte.

12. *

* Siehe 1ten Band, S. 166. 2ten Band, S. 153.

Nebst der Einrichtung und Organisation dieses Instituts, welche ein Werk des heiligen Geistes durch die Apostel war, (Apostelg. XX.) sorgten sie durch Eingebung und Mitwirkung eben dieses Beschützers der Kirche noch durch andere Mittel für das Beste der von ihnen gestifteten Gemeinden, und dadurch auch für die ganze zukünftige Kirche.

Jesus gab ihnen zwar nirgends den deutlichen Auftrag, durch schriftliche Aufsätze seine Lehre zu verbreiten, oder zu unterstützen: wenn man aber bedenkt, wie zuträglich es für die damaligen Zeiten war, daß die Lehrer einen wenigstens historischen Leitfaden ihrer Vorträge hatten, woran sie die mündlichen Vorträge knüpfen konnten; eine geschriebene Regel, an der sie die übrigen Erzählungen von den Thaten und Lehren Jesu prüfen konnten, daß die vielen Geschäfte der Apostel es nicht zuließen, die Gemeinden ganz auszubilden, daß sich leicht noch Zweifel über diesen oder jenen Gegenstand, vorsätzliche, oder unvorsätzliche Irrthümer einschleichen konnten;

wie

wie zuträglich es auch für die Zukunft war, das Ganze des Christenthums nicht blos dem Gedächtniß der Menschen, die so leicht ihre eignen Ideen damit vermischen konnten, anzuvertrauen; so sieht man leicht ein, daß von den Aposteln auch schriftliche Aufsätze zu erwarten waren; und da sie in allem, was die Gründung und Einrichtung der Kirche betraf, unter der Leitung des heiligen Geistes stunden, so ist auch nicht zu zweifeln, daß sie diese Arbeit durch seine Eingebung unternommen haben.

Von den historischen Aufsätzen ist schon anderwärts gehandelt worden; nun noch einige Bemerkungen über die uns noch übrigen apostolischen Briefe; eine weitläufigere Abhandlung gehört in die Prolegomenen zum biblischen Studium.

Einige Apostel, theils um ihre Lehren fortzusetzen, und mehr zu erläutern; theils um Zweifel und Streitigkeiten zu heben, schrieben an die Gemeinden, manchmal auch an einzelne Personen weitläufigere Briefe; so wie auch einige alte Philosophen zu thun pflegten.

Sie führen den Namen von Paulus, Jakobus, Petrus, Judas und Johannes; ob keine von ihnen verloren gegangen sind, läßt sich nicht gewiß ausmachen: es ist aber sehr wahrscheinlich.

Ihr Inhalt harmonirt so ganz mit der Geschichte Jesu und der Apostel, daß wenn jene erdichtet wären, auch diese erdichtet seyn müßten; er paßt so ganz auf die damalige Lage der Christenheit, auf die Streitigkeiten, die entstehen mußten, auf die Lehren, die hauptsächlich ins Licht gesetzt zu werden verdienten, und auf die ganze Lage der Dinge. Wer hätte auch leicht Briefe an so ansehnliche Gemeinden, die noch dazu oft mit bitteren Vorwürfen un-

termengt waren, unbemerkt unterschieben können? Und daß sie noch ins apostolische Zeitalter gehören, zeigen alle die Umstände, die oben von der Apostelgeschichte angeführt worden, die aber gewissermassen auf die Briefe noch mehr passen.

Sie führen auch ganz den Charakter derjenigen, die sie verfaßt haben sollen; wie wir sie aus ihren übrigen Handlungen in den Evangelien und der Apostelgeschichte kennen.

Johannes erscheint in seinen Briefen, wie in seinem Leben, * der einfache sanfte Geist, voll Liebe zu Gott und Menschen; sein erster Brief, und sein Evangelium setzen einander nothwendig voraus, und in beyden sieht man die Absicht des Schriftstellers deutlich, gewisse Begriffe zu berichtigen, und gewissen Ausdrücken ihre eigentliche Bedeutung zu bestimmen.

* Die ganze Abzweckung der Schriften Johannis ist, die Menschen unschuldig und gut zu machen; sie mit Liebe gegen Gott, und gegen einander zu erfüllen, und ihnen die geheiligte Flamme mitzutheilen, die so sichtbar in ihm aufloderte. Und es hat einen starken Anschein, daß es ihm dabey äußerst Ernst gewesen, und sein ganzes Herz daran Theil genommen habe. Auch konnten in der That seine Schriften zu Beförderung keines andern Endzwecks dienen. Hatte er die Absicht, die Menschen zu hintergehen, und zu verführen? und zu was zu verführen? zu der Liebe Gottes ihres Schöpfers? zu gütigen und zärtlichen Gesinnungen gegen einander? zur Rechtschaffenheit und Reinigkeit der Sitten? zu einer Gemüthsart, die über den niedrigen Geist der Welt erhaben ist, und zu einem Gemüthsstande, welcher der göttlichste ist, den die menschliche Natur erreichen kann, und welcher allzeit mit einem angenehmen inneren Beyfall, mit der größten Ruhe, und der vollkommensten Selbstzufriedenheit muß begleitet seyn? Dieß sind die einzigen Endzwecke, die seine Schriften befördern

dern können. Und kann man sich wohl von einem solchen Schriftsteller vorstellen, er habe mit Vorbedacht einen Entwurf gemacht und ausgeführt, um die Welt zu betriegen und zu verstricken?

Duch al Vermuthungsgründe für die Wahrheit der christl. Religion.

Pauli großer, erhabener, feuriger Geist, wie wir ihn in der Apostelgeschichte finden, wehet in seinen Briefen; der Schüler Gamaliels führt auch eine ihm ganz eigene wissenschaftliche Sprache: und überall zeigt sich der Mann, der auf eine so ausserordentliche Weise von der strengsten Anhänglichkeit an Judenthum und Pharisäismus abgerufen ward.

Die Bündigkeit seiner Schlüsse, und die Kunst nie seinen Hauptgedanken zu verlieren, alle Episoden damit zu verbinden, bemerkte selbst ein Loke.* In manchen Stellen herrscht eine solche natürliche Beredsamkeit, die dem größten Redner Ehre machen würde.** Darum hielten ihn auch die Lykaonier für den Sprecher der Gottheit. (Apostelg. XIV.)

* In der Vorrede zu seinen Paraphrasen der paulinischen Briefe.

** Unter Longins Fragmenten befindet sich eine Stelle, wo Paulus den größten Rednern zur Seite gestellt wird. Die Stelle aber ist nicht ungezweifelt ächt.

S. Longinvm edit. Mori pag. 264.

Bey allem dem Feuer, der Stärke und dem Nachdruck, der in den Briefen herrschet, bey dem unerschütterlichen Eifer für Wahrheit, finden wir doch den feinen Mann, der seine Feinde so oft in Verwirrung zu bringen wußte.

Wir

Wir finden eine Urbanität, die selbst ein Shaftesbury* bewunderte.

* Caracteristics. Tom. I.

Durchaus herrscht das Bewußtseyn seiner apostolischen Würde mit dem Bewußtseyn verbunden, daß er alles von Gott habe, und zu Gottes Ehre benutzen müsse. Bey aller apostolischen Strenge, die blos die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner Sache hervorbringen konnte, schlägt doch überall das sanfte Herz, welches sich aber nicht blos mit Empfindsamkeit für den Nebenmenschen, sondern durch Thätigkeit auszeichnet. So z. B. vergißt es der Lehrer der Welt nicht, in dem ersten Briefe an den Timotheus, wo die erhabensten Lehren abgehandelt werden, seinen lieben Schüler zu ermahnen, wegen seines schwachen Magens doch kein Wasser zu trinken. (I. Tim. V. 23.)

Ich glaube es bey den Lesern verantworten zu können: wenn ich den Brief, den er für den Onesimus einen entwichenen Knecht, der aber seinen Fehltritt bereute, und Paulum um Fürsprache bey seinem ehemaligen Herrn dem Philemon anflehte, an diesen schrieb, ganz hieher setze, und ihm zur Seite einen ähnlichen des eleganten Plinius: über einen ganz ähnlichen Gegenstand.

Paulus um des Evangelii willen in Arrest, — an den geliebten Amtsgehülfen Philemon; — Glück und Heil.

Ich danke Gott in jedem meiner Gebete für die gute Nachrichten, die ich von Zeit zu Zeit von deiner Liebe und Treue gegen den Herrn Jesum Christum und alle deine Mitchristen erhalte. Denn durch diese Liebe, wodurch unser gemeinschaftlicher Glaube an Jesum Christum sich thä-

thätig zeiget, wird es offenbar, daß wahre Tugend unter uns wohne. Daher es mir viele Freude und Beruhigung verursacht, daß du, lieber Bruder, so voller Liebeseifer bist, und die Herzen deiner Mitchristen durch so viele Guthaten erquickest.

Daher will ich dich, ungeachtet ich vermöge der von Christo ertheilten Gewalt befehlen könnte, liebreich bitten, ich Paulus, als ein bereits betagter Mann, der itzt um Christi Willen Ketten und Bande trägt, — daß du meinen lieben Sohn Onesimus, den ich — hier in meinem Gefängnisse — zu einem Christen erzeugt habe, — der dir, so unnütz er sich ehedem gemacht hatte, itzt recht gute Dienste leisten wird, — daß du, sage ich, diesen meinen Liebling, den ich dir schicke, gütig und freundschaftlich aufnehmen wollest.

Ich war erst willens, ihn selbst bey mir zu behalten, damit er mir — an deiner statt — in meinem Gefängniß, welches mir die Lehre Jesu zugezogen hat, nützliche Dienste thun möchte. Allein ich mochte ohne deine Einwilligung nichts vornehmen, weil ich diese Gefälligkeit nicht als einen Zwang haben wollte, sondern als eine Folge deines freyen Entschlusses.

Jetzt kann ich mit Recht sagen, daß er nur auf eine kurze Zeit von dir gegangen ist, um dich auf ewig seines Besitzes zu versichern. Und er ist itzt nicht blos als Knecht, sondern in einem weit vorzüglicheren Verstand dein: nämlich, als dein lieber Bruder. Denn in dieser Verbindung steht er mit mir, folglich auch noch vielmehr mit dir: da du ihn als Knecht, und zugleich als einen Mitchristen zu betrachten hast. Bist du also ein wahrer Freund von mir, so nimm ihn liebreich auf.

Hat er dich ehemals beleidigt, oder dich um etwas gebracht, so nimm mich als Bürgen für ihn an. Du hast

hier

hier meine eigene Hand. Ich will für ihn haften. — Ich mag nicht sagen, daß du ohnedem dich selbst mir schuldig bist.

Ja mein liebster! erzeige mir diese Gefälligkeit. Mache als ein Christ meinem Herzen diese Freude. — Ich hätte dir nichts geschrieben, wenn ich nicht von deiner Folgsamkeit überzeugt wäre, und gewiß wüßte, daß du noch mehr thun würdest, als ich bat.

Vorläufig ersuche ich dich, mir eine Wohnung auszumachen, denn ich hoffe, Gott wird endlich mein Gebet erhören, und mich zu euch bringen. u. s. f.

Plinius an Sabinianus.

Dein Freygelassener, gegen den du mir deinen Unwillen geäußert hattest, kam zu mir, und hieng, zu Boden hingestreckt, an meinen Füßen, als wie an den deinigen; er weinte viel, bat viel, schwieg viel; kurz, er gab mir Beweise einer aufrichtigen Reue. Du zürnest, das weiß ich; und zwar du zürnest mit Recht, auch das weiß ich: aber bedenke, daß gerade alsdenn die Sanftmuth das größte Lob verdient, wenn die gerechteste Ursache zum Zorne da ist. Du hattest diesen Menschen lieb, und ich hoffe, du wirst ihn wieder lieben. Doch für itzt ist es schon genug, wenn du dich nur erbitten lässest. Du kannst wieder zürnen, wenn er's verdienet; und dazu wirst du, nach geschehener Vergebung noch mehr Grund haben. Gieb seinem Jugendalter, gieb seinen Thränen, gieb selbst deiner Güte etwas nach: quäle ihn nicht, quäle dich selbst nicht. Du wirst dir aber gewiß selbst Qual verursachen, wenn du dich bey dem so sanften Charakter, der dir sonst eigen ist, erzürnest. Ich besorge, ich möchte nicht so wohl dich zu bitten, als zu zwingen scheinen, wenn ich mit seinen Bitten die meinigen vereinige. Ich will jedoch dieses um so überflüssiger und nachdrücklicher thun, je schärfer, und strenger ich ihn gemeistert habe, mit der ausdrücklichen

lichen Drohung, daß ich hinführo keine Bitte mehr für ihn einlegen würde. Dieß sollte nur ihm, weil er abgeschreckt werden mußte, gesagt seyn; nicht aber dir. Denn vielleicht komme ich bey dir wieder bittlich ein; werde auch meiner Bitte gewährt werden, wenn nur die Umstände so beschaffen sind, daß es für mich anständig ist, zu bitten, wie für dich, der Bitte zu entsprechen. Lebe wohl.

Brief IX. 21.

In welchem Briefe ist mehr Humanität, und mehr wahre Feinheit, in jenem des Teppichmachers Paulus, oder in dem des Bythinischen Statthalters?

Der Inhalt der Briefe Petri passet auf die Zeiten, in denen sie geschrieben seyn sollen, ganz; er drohet erst das Unglück, das über die Juden kommen soll, ist also vor dem jüdischen Kriege geschrieben: und Petrus ist in seinen Schreiben der feurige Mann, der er in seinem Leben war, nur, daß Alter, und sein großer begangener Fehler, ihn bedachtsamer machten: voll von seinen Gedanken, läßt er dem Leser beynahe keinen Ruhepunct:

kühnes entschlossenes Wesen,
aufrichtig sagt er mir alles,
was vom fühlenden Herzen belebt die Seele gedenket.

Auch sieht man besonders im zweyten Briefe denjenigen, dem die Sorge für die Heerde aufgetragen war.

Viele Aehnlichkeit mit einem großen Theil desselben hat der kleine Brief Judä: nur sagt Petrus, daß gewisse sehr unmoralische Menschen erscheinen würden, und Judas spricht von ihnen, als von schon gegenwärtigen.

Es ist noch nicht ganz ausgemacht, welcher unter den verschiedenen, die den Namen Jakobus führten, der

Ur-

Urheber des Briefes sey, den wir noch haben. Wenn der Verfasser des Briefes der nämliche ist, von dem uns Hegesippus (Euseb. Kirchenq. II. 23.) einige Nachrichten aufbehalten hat, und wenn diese Nachrichten Glauben verdienen, so finden wir in dem Briefe den nämlichen Charakter, wie in dem Leben. *

* Gerecht, kalt, strenge, tugendhaft — eifrig; und dabey voll sanfter Mäßigung, geprüfter Weisheit, redlicher wohlüberlegter Rathschläge und treuer Theilnehmung mit den Leiden und Gebrechen seiner Brüder Eine Schrift, die gleichsam jüdisch und christlich, die Vereinigung beyder Religionen in einem Mittelpunct der Freyheit und Tugend wäre: — an Jesum dächte sie wenig, aber mit tiefer Ehrfurcht, nicht an ihn den irdischen, sondern den Herrn, den Stifter des Glaubens und des königlichen Gesetzes der Liebe und Freyheit: — warnte dabey am meisten vor den Fehlern, deren Last dieser Jacobus gefühlt hatte, vor hartem Sinne; Zwist und Neid als Hindernissen der Wahrheit: predigte aber nichts so sehr, als stille Weisheit, ächte That, Harren, ausgeprüfte Geduld, treue Bescheidenheit und Unterwerfung. —

Herder.

13.

Die ersten Christen betrachteten diese Schriften mit Ehrerbietung; und verschiedene Gemeinden sandten sie einander zu, um sich daraus zu belehren und zu erbauen: ihre Sammlung aber in ein Ganzes war ganz occasionell; und es ist ein gutes Vorurtheil, daß sie nicht nach einem gewissen Plan gemacht wurde.

Vermuthlich behielt jede Kirche zuerst die an sich gerichteten Briefe mit den Nachrichten von der Geschichte Jesu, die bey ihrem Unterrichte zum Grund gelegt wurden, nach

und

und nach kamen mehrere dazu. Die Lage der damaligen Gemeinden, * und die Individualität der Schriften läßt uns leicht einsehen, warum nicht gleich anfangs die vollständige Sammlung gemacht ward.

* Die ersten Christen hatten entweder die Apostel, oder apostolische Männer zu Lehrern und aus ihren mündlichen Unterweisungen hatten sie schon die Vorschriften der christlichen Lehre geschöpfet, ehe sie sich noch an die Lesung der heiligen Bücher machten. Sie lernten die ihnen schon bekannten christlichen Glaubenslehren nicht aus den Aussprüchen der heiligen Schriften kennen; sondern sie bedienten sich nur der Schrift, um das, was sie durch den Unterricht ihrer Lehrer schon gehört hatten, noch fester zu begründen.

GRIESBACH curae in historiam textus graeci.

Wie sich die Sammlung nach und nach gebildet habe, und nach welchen Kriterien man dabey verfahren sey, zeigen die Gelehrten in den Einleitungen zum neuen Testamente.

Daß sie außer den christlichen Gemeinden nicht bekannt wurden, war leicht einzusehen. Die Christen schämten sich aber ihrer gar nicht, und hielten sie auch nicht so gar geheim. *

* Sieh unsere Schriften ein, die wir selbst nicht verbergen, und die noch durch verschiedene Zufälle zu Auswärtigen gebracht werden.

TERTVLLIANVS Apolog.

In ihren Zusammenkünften wurden sie vorgelesen, * und wie sehr sie selbige schätzten, wie sehr sie selbige zu der Grundlage ihres Glaubens, und ihrer Sitten nahmen (Kanonisches Ansehen beylegten) sieht man noch späterhin aus dem Muthe, mit dem sie sich weigerten, selbige den Heiden, die sie vertilgen wollten, auszuliefern. Aber auch

das

das sieht man hieraus, daß die Heiden dem Christenthume den größten Abbruch zu thun glaubten, wenn sie diese Schriften vertilgen könnten; man bediente sich auch des unwürdigen Kunstgriffes, falsche Nachrichten von Jesu zu schmieden, um sie den Christen-Kindern in die Hände zu geben. (Euseb. IX. 5.) Beides ein Beweis von der Aechtheit und Wichtigkeit dieser Schriften.

* Lasset uns eine solche Versammlung der ersten Christen vorstellen:

Sie sind izt alle beyeinander, um sich zu erbauen, und das Freundschaftsmal zu feyern: Es ist Sabbat, oder auch der erste Wochentag, der dem Andenken an die Auferstehung des Herrn in religiöser Versammlung gewidmet ist. Die versammelten Leute sind Juden, Griechen, Römer u. s. w. Die Juden sind meist Kauf- und Handwerksleute, die in solchen Handlungsstädten sich aufhalten. Unter diesen auch Rabbinen, Schriftgelehrte. Die Griechen, Römer, und wer aus anderen Nationen vorhanden ist, sind theils Bürger, theils Ansässen dieser Städte. – Ein Psalm, ein Hymnus, oder auch die Vorlesung eines Stücks aus den alten heiligen Schriften eröffnet die Versammlung. Einige besorgen das Freundschaftsmal, und nehmen in Empfang, was von den bemittelten zum Besten ihrer dürftigen Brüder mitgebracht wird. In der Versammlung steht hier einer auf, und macht bekannt, was ihm so eben der Geist der Weissagung eingegeben; ein anderer erklärt das Orakel. Hier legt ein dritter dasjenige aus, was in einer fremden Sprache vorgetragen worden. Ein vierter prüft eine vorgegebene Offenbarung. Es wird ein Stück aus der Geschichte Jesu vorgetragen. Die Vorsteher beten, und das Volk spricht Amen. Itzt sondert man von den mitgebrachten Speißen so viel ab, als zum Abendmal des Herrn gehört, welches so oft man zusammenkömmt, genossen wird. – Was von Speiß und Trank übrig bleibt, wird in brüderlicher Eintracht genossen. Bey dieser Malzeit lernt der Jude den Heiden, der Heide den Juden für seines

gleichen

gleichen ansehen: da sonst die Antipathie von Seiten des Juden so groß gewesen, daß er auch nicht mit dem Ausländer speißen wollte. — In eben diesen Versammlungen wurden die Briefe verlesen, die etwa von einem Apostel, oder Lehrer, oder etwa auch von einer Gemeinde einliefen. Da oft auch Christen aus anderen Gemeinen sie besuchten, — so brachten diese auch von dem Zustand ihrer Gemeinen Nachricht mit. — u. s. f.

Hess Geschichte und Schriften der Apostel Jesu: Man vergleiche damit die größere Apologie Justins des Märtyrers.

14.

Ob sich nun gleich in den Briefen und übrigen Schriften der Apostel die verschiedensten Charaktere der Verfasser abdrückten; ob gleich Schreibart, Schlußart und selbst gewissermaßen Vorstellungsart verschieden ist; so ist doch in dem Hauptgesichtspunct, und Endzwecke die größte Einstimmigkeit: die Evangelisten giengen alle von der Geschichte der Taufe Johannis aus; und die Verfasser der Briefe von dem Facto der Auferstehung Jesu, und seinem Leben im Himmel. Jenes war eine allgemein bekannte, und dieses eine eben so erwiesene Thatsache.

Freylich ist nicht zu läugnen, daß die Apostel in ihren Schriften so wie in ihren Vorträgen sich nach der Verschiedenheit jener, zu denen sie sprachen oder schrieben, bequemten, und als gute Volkslehrer bequemen mußten: daß sie sich den mehr Unterrichteten (Geistigeren) und den minder Erleuchteten (Fleischlicheren) anpaßten: aber daß man zweyerley Apostel aus ihnen machen will, daß man die Christen in Petriner und Paulîner unterscheidet, daß man sogar den Zeitpunct angeben will, wenn sich diese beyden

Diöcesen getheilt haben; ist eine Hypothese, zu deren Festsetzung die Data nicht hinreichen.

So viel ist richtig: es gab Schwächere und Einsichtigere: es gab besonders aus den Juden noch viele mit einer außerordentlichen Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz, und die jüdischen Vorstellungen. Es ist wahr, daß Petrus sich zu diesen mehr herabließ, als Paulus: es ist wahr, daß es Simultäten unter den Christen ihrer Lehrer wegen gab: einige wollten Petrisch, andere Paulisch seyn: (I. Kor. 1.) es ist wahr, daß späterhin die Sache in eine wahre Spaltung ausartete, und sich jüdische Christen, und gnostische Christen bildeten.

Aber das ist doch zu viel behauptet, daß Petrus wesentlich anders als Paulus lehrte: es ist dieß nicht nur den Aeusserungen Pauli, sondern auch seiner Lehre selbst zuwider. Wenn er gleich anders mit Juden, anders mit Heiden sprach, und sprechen mußte, sich auch mehr um die Bekehrung dieser, Petrus mehr um jene bekümmerte: weil Paulus, als einer, der so geradezu dem Judenthume abgesagt hatte, jenen verhaßt war: so kamen beyde doch darin überein, daß das mosaische Gesetz keine moralische Verbindlichkeit mehr habe; sondern einer vollkommenen Oekonomie gewichen sey: daß die Wesenheit dieser in einem geistigen Gottesdienste bestehe, und daß zwischen Heiden und Juden nun der Unterschied aufhöre. Die Bilder im Vortrage, die Vehikeln mußten nun freylich verschieden seyn. Der Jude interessirte sich mehr um Jesum als den Messias, und der Heide mehr um Jesum als allgemeinen Welterlöser:* jener mehr um seine Geschichte, dieser mehr um seinen Geist. Und soll sich ein guter Volkslehrer nicht allen alles zu werden bemühen, so viel es ohne Nachtheil der Wahrheit geschehen kann?

* Beyde

* Beyde Gesichtspuncte findet man in den Evangelisten schon beobachtet, wo sie von der Jugendgeschichte Jesu reden: Mathäus stellt die Vorsicht der Gottheit über den Knaben Jesu ins Licht. Lukas mehr seine Bestimmung als Licht nicht blos Israels, sondern auch der Heiden.

Eben die Harmonie in den Wahrheiten ist ein Beweis, daß sie nicht ohne höhere Leitung arbeiteten. Die Philosophische Geschichte lehrt uns deutlich, wie bald sich die Nachfolger der größten Philosophen trennten: und die kluge Herablassung zu der Lage ihrer Schüler, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, zeigt uns, wie gut sie die Lehre ihres Meisters beobachteten: klug zu seyn wie die Schlangen, zugleich aber Taubeneinfalt dabey zu behalten.

15.

Man hat sogar zwischen der Lehre Jesu und seiner Apostel einen wesentlichen Unterschied finden wollen; als wenn eine genauere Entwicklung und Anwendung einer Lehre eine Abweichung davon wäre.

Jesus hat es ja so deutlich vorgesagt, daß wer sie hörte, ihn selbst hörte, daß sie sein großes Werk seinem Willen gemäß ausführen würden: er hatte ihnen hiezu den unfehlbaren Geist versprochen, der sie nicht nur an seine Vorträge erinnern würde, sondern auch noch in den Sachen, die für ihre damaligen Kräfte noch zu schwer wären, belehren; und: daß dieser Geist und er in ihren Lehren einstimmig wären. Die Apostel selbst sagten es deutlich, daß sie nur Jesu Lehre vortrügen: und Paulus unterscheidet ganz gewissenhaft die ausdrückliche Lehre Jesu von dem, was er durch den heil. Geist erleuchtet, der Analogie der Lehre Jesu gemäß vortrüge. (I. Kor. VII.) Sie wirk-

ten Wunder zur Bekräftigung ihrer Lehre: hätten sie nun anders gelehrt, als Jesus, so würden hier Wunder gegen Wunder stehen.

Also durch sie sprach, durch sie arbeitete Jesus und der heil. Geist zur Besserung und Beglückung der Menschen.

16.

Es läßt sich kein Grund angeben, warum wir diese Einwirkung Jesu und seines Geistes blos auf die mündlichen Vorträge der Apostel und nicht auch auf ihre schriftlichen Aufsätze ausdehnen wollen; um so mehr, da diese ganz gewiß zur Gründung der Kirche und zu ihrem Vortheile in der Zukunft dienten; und die Apostel sich doch bey diesem Werke des besonderen Schutzes Jesu versichert halten konnten.

Petrus wenigstens (II. Petri III. 16.) setzt die Briefe Pauli in die Reihe der heiligen Schriften, von denen Paulus und überhaupt die Synagoge glaubte, daß sie durch göttliche Einwirkung (Inspiration) verfaßt wären. Eben so glaubte die erste Kirche dieses immerfort, und setzte die apostolischen Schriften jenen des A. Testaments an die Seite: wie es die Gelehrten in den Einleitungen zum N. Test. aus den ältesten Monumenten, als Ignatii Brief an die Philadelphier, u. a. weitläufiger zeigen.

Sollte es auch nicht ausgemacht seyn, daß alle die Bücher, die die Sammlung des N. Testaments enthält, von Aposteln herrührten, wie wirklich Markus und Lukas keine Apostel waren, so schrieben sie doch unter der Aufsicht der Apostel, und wir wissen ja, daß der heil. Geist nicht auf die Apostel allein eingeschränkt war. *

„Die Frage über die Kanonicität eines Buches ist blos historisch; nicht die Würde des Mannes, der es geschrieben hat, entscheidet für oder wider dieselbe; sondern der Ausspruch der Geschichte; auf dem Gebrauch, den die alte Kirche von ihm gemacht, und auf der Meinung, welche sie von ihm gehabt hat, beruhet alles; vielweniger auf dem Namen des Verfassers.

Eichhorn Bibliothek I. Th. 315.

Kanonisch und inspirirt ist freylich an sich so wenig eines, als es gleichgültig ist, sagen, die Bibel sey Gottes Wort, oder enthalte Gottes Wort: oder die Bibel sey die Offenbarung. Allein der Gebrauch eines Buches als eines kanonischen, als regulativen führt doch darauf.

Uebrigens bedarf es nicht, die Weise, wie die Inspiration geschah, genau bestimmen zu können. Genug, wenn wir versichert sind, daß wir darin die Lehre Jesu ohne Fehler und Irrthum und ohne menschliche Zusätze finden. Und dieß ist eine Folge der Wirkung des heiligen Geistes auf die Schriftsteller.

Die Bestimmung jener Bücher war freylich unmittelbar lokal, und temporell, aber immer sind sie noch unsere Belehrung und eine Quelle unseres Glauben, und der Moral. Nur muß ihr Geist entwickelt und angewandt werden. So verhielten sich ja auch die Apostel in Rücksicht der mündlichen Vorträge Jesu. Durch seinen Geist geleitet, entwickelten sie selbe, und wandten sie auf die besonderen Umstände an. Wäre diese Entwicklung freylich den Kräften bloser Menschen überlassen, oder wäre jeder Christ verpflichtet, dieses zu thun, so würden wir hier aufeinmal einen großen Stillstand in der ganzen Oekonomie der Wirkungen Jesu und seines Geistes antreffen, und bey dem

Tode der Apostel hätte sie ihre Endschaft bekommen. Aber Jesus hat eine immerwährende Lehranstalt in seiner Kirche festgesetzt, und sein Geist unterstützet sie in Erklärung und Entwicklung der Lehre Jesu. S. I. Band, Einleitung.

Hieraus läßt sich nun leicht schließen, wie der Christ jene heiligen Bücher betrachten müsse. Durch sie spricht der Geist Gottes: dieß ist genug.

Freylich sie ganz zu verstehen, wird ein großer Vorrath von Kenntnissen erfordert: sie also alle zu lesen, kann nicht die Pflicht jedes einzelnen seyn. Es ist genug, wenn der Christ in seinem Glauben und Pflichten gründlich, und so viel es seine Lage fordert, vollständig unterrichtet wird, durch welches Mittel es immer geschehe. Aber er wird doch so manches zu seiner Belehrung und Erbauung immer finden, daß er nicht zu entschuldigen ist, wenn er diese Lectüre vernachläßiget. Das Vorurtheil, als verböte die katholische Kirche das Bibellesen * ist nun so ziemlich verschwunden, und selbst der Primas der Kirche hat sich deutlich dagegen erklärt. **

* Ein solches Verbot ließ gegen das Jahr 1229. der Cardinal S. Angeli für die Diöcese Toulouße ergehen, und dieß war vermuthlich das erste Beyspiel. Die Gelegenheit gab die Rohheit der Zeiten, da man die Bibel so elend übersetzte, und noch elender erklärte, und in solchem Falle stehet es gewiß den Hirten der Kirche zu, zu wachen, daß die Gläubigen nicht mehr Schaden als Nutzen aus einer solchen Lesung ziehen. Nur müssen sie dafür sorgen, daß ihre Heerde auf andere Weise gut gebildet werde.

** Du denkest sehr richtig, wenn du die Gläubigen zur Lesung der göttlichen Schriften nachdrücklich ermuntern zu müssen glaubest. Denn sie sind die reichlichsten Quellen, die allen

offen

offen stehen müssen, um daraus die Heiligkeit der Sitten sowohl, als der Lehre schöpfen zu können.

Pius VI. an den Abbate Martini (jetzigen Erzbischof zu Florenz.) 1778.

17.

Von den übrigen Bemühungen der Apostel wissen wir außer dem, was uns Lukas erzählt, und was man aus ihren Briefen abnehmen kann, wenig ganz zuverläßiges: Die vielen Legenden und unterschobenen Geschichten ihrer Handlungen, statt ihre ganze Geschichte verdächtig zu machen, sind ein Beweis, daß sie gewiß merkwürdige Männer waren, an deren Thaten die Griechen nach ihrer Gewohnheit viel künstelten. Aber das wenige, was wir von ihnen wissen, ist zureichend, um sie uns verehrungswürdig zu machen.

Es ist gewiß höchst merkwürdig, daß weder Juden noch Heiden an ihnen etwas zu tadeln fanden, als daß sie eine neue Lehre vortrügen, die aber keine Parthey vorurtheilfrey untersucht hatte. Paulus war in seinem ersten Verhör selbst zu Rom unter Nero's Regierung losgesprochen. Das Sanhedrin, dem es so viel daran gelegen war, diese ihnen so widrigen Prediger wenigstens ihrer Sitten halber verdächtig zu machen, konnte nichts vorbringen: auch späterhin wußten die immer noch gegen sie verbitterten Häupter der Nation nichts, wodurch sie ihren Charakter verdächtig machen könnten. *

* Die Zeit der Anarchie benützte der damalige Hoheprieſter Ananas der jüngere, setzte ein Gericht nieder, führte vor dasselbe den Bruder Jesu, welcher der Messias genannt wird, mit Namen Jakobus, nebst einigen andern, klagte sie als Uebertreter des Gesetzes an, und ließ sie steinigen.

Die

Die billigsten der Juden aber verklagten ihn deßwegen, und er verlor die Würde des Hohenpriesters.

Josephus Alterthüm. XX. 9.

Diese ächte Stelle des jüdischen Geschichtschreibers ist an wichtigen Folgen reich.

Aber nicht blos untadelhafte Männer, sondern wahrhaft große* waren die Apostel.

* Die Stärke und Größe der Seele zeigt sich vornehmlich in zwey Sachen: in Gesinnungen und Thaten. Die Gesinnung ist die Geringschätzung aller äußeren Dinge, die aus der festen Ueberzeugung entstehet, daß nichts der Bewunderung der Wünsche, und der Bestrebungen des Menschen werth sey, als innere Vollkommenheit seines Geistes, und Regelmäßigkeit seiner Handlungen: und die damit verbundene Entschlossenheit, sich weder von Menschen noch von Leidenschaften, noch von Unfällen ganz überwinden zu lassen. Wenn nun jemand mit diesen Gesinnungen, und durch diese gestärkt Unternehmungen wagt, und ausführt, die auf einer Seite nützlich, auf der anderen schwer sind, große Anstrengung erfordern, und großen Gefahren aussetzen, es sey des Lebens, es sey der Güter, die zum Leben gehören; so entstehet das zweyte, was den großen Mann ausmacht, große Thaten.

Cicero von den Pflichten. I. 20.

Ist hier nicht der ganze Charakter der Apostel, und besonders Pauli gezeichnet? welch ein großer Zug ist es, wenn er (Apostelg. XX.) sagt: Ich halte mein Leben nicht mehr werth, als mich selbst: wenn ich nur die Laufbahn aushalte, in die mich Gott versetzt hat? — Wie gut würde es um die Welt stehen, wenn viele Menschen diesen Gedanken zu haben im Stande wären?

Welche

Welche Helden, welche Philosophen haben so wichtige Wahrheiten verbreitet, so viel zur Beförderung der Moralität beygetragen: so sehr Zufriedenheit und wahre Glückseligkeit besonders unter den niederen Classen befördert, so zuverläßige und zugleich eines moralischen Wesens würdige Aussichten in die Zukunft gewähret, als die Apostel?

Zählt man doch so begierig jedes Apophthegma, jede Anekdote der alten Weisen auf: zählt jede brillante Handlung, besonders von jenen Männern auf, die keine Christen waren. Und was sind ihre Charaktere, gegen den Charakter Pauli, und ihre Verdienste gegen die Verdienste der Apostel?

18.

Das geistige Reich, das Jesu versprochen ward, sollte ein ewiges Reich seyn; es sollte aus kleinen Anfängen entspringen, und sich über alle Welt verbreiten.

Jesus hatte dieß in manchen schönen Gleichnißreden vorhergesagt: und die Ausführung dieses Gedankens finden wir in einem prophetischen Buche, welches unseren Neutestamentischen Kanon beschließt, gezeichnet: in der Offenbarung Johannis, wo der geistige Sieg des Christenthums über Heidenthum und Judenthum in einer Gallerie der prächtigsten Schilderungen vorgetragen wird: und diese Grundzüge hat man in dem Buch immer gefunden, so sehr sich in Auslegung einzelner Details die Gelehrten von einander entfernt haben.

Welcher Philosoph hat einen so großen Plan angelegt, eine in Zeit und Raum allgemeine Religion zu gründen, von dessen Erfüllung wir schon zum Theil selbst die Geschichte haben und die übrige von der Macht dessen sicher

er-

erwarten, der unter so mißgünstigen Umständen ihn zeither zur Wirklichkeit gebracht hat.

Weit war schon zur Lebzeit der Apostel das Evangelium verbreitet: nach ihrem Tode fuhren ihre Schüler in diesem großen Werke fort, und mit einem solchen Gedeihen, daß man sehen konnte, Jesus und sein Geist wirke noch immer an der Ausarbeitung der wahren Kenntniß Gottes, und der Pflichten der Menschen.

Es mag seyn, daß einige Stellen der Kirchenscribenten, besonders des Tertullianus, wenn sie von dem Umfange jener Verbreitung reden, die Sache ein wenig übertreiben: allein selbst die heidnischen Schriftsteller, z. B. Plinius in dem mehrmal angeführten Briefe, und was noch mehr ist, die öffentlichen Urkunden bezeugen dieses: z. B. das Edict des Antoninus Pius, * beym Eusebius (Kirchengesch. IV. 13.) des Hadrians ** und andere.

* Es ist dieses Edict nicht von Mark Aurel, sondern von Antoninus Pius, der in einer Inschrift auch den Namen führt: Marcvs Avrelivs, Antoninvs, Pivs, Felix.

** Vopiscvs in Satvrn.

Auch traten nun ungescheut gelehrte und angesehene Männer auf diese Seite: Justin, Tatian, Clemens von Alexandr. Athenagoras, Minutius Felix, Origenes u. a. konnten sich gewiß mit allen den Philosophen des zu Ende gehenden ersten, und zweyten Jahrhunderts messen: und Arnobius sagt von seiner Zeit: Große Geister von allerley Art — Redner, Grammatiker, Lehrer der Beredtsamkeit, Juristen, Mediciner, auch Philosophen nehmen begierig die christliche Lehre an, und verachten nun das, worauf sie kurz vorher ihr Vertrauen setzten.

19.

Ein für das Christenthum sehr günstiger Umstand war die Zerstörung des jüdischen Staates, und des Tempels zu Jerusalem.

Jesus hatte beydes vorhergesagt: (S. I. Band S. 38.) und die Apostel hatten die Gläubigen auch darauf öfters aufmerksam gemacht, und unter dem Bild des Ankommens, und der Erscheinung des Herrns denselben angedeutet.

Sie bezeichneten diesen Vorfall auch wohl mit dem Ausdruck der letzten Tage: und zwar ganz richtig: denn man verstand überhaupt dadurch jede Aussichten zum Beßten der Nation (I. Buch Mos. XLIX. 1.): und so wie sich dieser Begriff nach und nach reinigen mußte, so konnte man den Ausdruck ganz wohl von den Zeiten des Messias verstehen; nicht blos von seiner sichtbaren Ankunft als Weltheiland, sondern auch von der unsichtbaren, nach Daniel IX. (S. Band II. S. 140.) wo er nicht ein irdisches Reich stiften, sondern den Umsturz des jüdischen Staates zu einem Mittel zur Beförderung seiner Religion brauchen würde: und so konnten die Apostel diese Ankunft des Herrn ganz wohl als eine nahe ansehen, und die von den Juden verfolgten Christen damit trösten. (Hebr. X. 25.) Denn daß mit dieser Katastrophe noch nicht das Ende der Welt verbunden seyn werde, äußerte Jesus sehr deutlich (Math. XXIV.): wovon weiter unten die Rede seyn wird.*

* Man muß den Ausdruck Ankunft des Herrn in verschiedenen Sinn nehmen. Einmal heißt er so viel als die Zeit des Todes, wo Jesus seine Freunde zu sich nehmen wird. z. B. (Joh. XIV. 2. 3. Offenb. II. III. Philipp. I. 6.) Manchmal die unsichtbare Ankunft des Messias zur Zerstörung Jerusalems (Math. XXIV.): wo man ihn blos aus seinen Wirkungen kennen wird. Vers 27.

und

und daraus jeder Nachdenkende schließen kann, daß der verkannte Menschensohn wirklich der nun im Himmel erhöhete Messias ist. Vers 30. Sie werden sehen das Zeichen des Menschensohns im Himmel: dann würde erst die Ausbreitung der neuen Religion ihr Gedeihen haben. Vers 31. und sie von den Hindernissen, die die Juden derselben machten, frey werden. (Luk. XXI. 28.)

Die dritte sichtbare Ankunft des Herrn ist endlich zum allgemeinen Welt-Gericht. (Math. XXV. 31.)

Wegen der Aehnlichkeit des allen dreyen zu Grund liegenden Hauptbegriffes, konnten die Vorstellungen davon manchmal ganz richtig miteinander verbunden werden.

Es war dieser Vorfall gewissermaßen nothwendig, wenn sich das Christenthum, als eine neue Anstalt, die jene ältere für abgeschafft erklärte, legitimiren sollte: und die Erfüllung einer so bestimmten Vorhersagung mußte ganz gewiß die größte Aufmerksamkeit erregen. Dieß sah der Kaiser Julianus gar wohl ein, und so wie er überhaupt der christlichen Religion durch die feinsten Kunstgriffe Abbruch thun wollte, so glaubte er dieses sehr gut bewerkstelligen zu können, wenn er die Juden begünstigte; denen er auch ihren Tempel wieder zu bauen versprach. Aber die Sache mißlang: * und Julianus mußte das Vorhaben aufgeben.

* Er (Julianus) hatte den Entschluß gefaßt, den Tempel zu Jerusalem wieder herzustellen, und daher die Beschleunigung dieses Geschäftes dem Alypius aufgetragen. — Da nun Alypius diesen Auftrag nach Kräften zu bewerkstelligen suchte, so wurde seine Absicht dadurch vereitelt, daß fürchterliche Flammenmassen nahe am Fundamente mit wiederholten Anfällen hervorbrechend, die Arbeiter ergriffen, und einigemale sogar verzehrten. Auf diese Art wurde der Ort unzugänglich, und weil sich das Element hartnäckig widersetzte, so mußte man von dem Unternehmen abstehen.

AMMIANVS MARCELL. XXIII. 1.

Ob dieser Vorfall ein wahres Wunder war, oder ob das Feuer von Entzündung der in den unterirdischen Tempelgewölben eingeschlossenen Luft herkam, wie Michaelis in Lichtenbergs Magazin dafürhält, welche Vorstellung aber mit der Erzählung des heidnischen Schriftstellers, und selbst der jüdischen * nicht recht zu harmoniren scheint, will ich hier nicht untersuchen. Eine besondere Vorsehung läßt sich dabey nicht läugnen, und dieß hat man auch schon dem Julianus vorgeworfen.

* Gesammelt kann man die hieher gehörigen Zeugnisse finden in Bvllet Hist. de l' etabiliss. du Christ. pag. 208. folg.

Durch die Zerstörung des jüdischen Staates ward den Juden die Kraft genommen, die Christen, wie sie so häufig thaten, zu verfolgen, und die Heiden, die die Christen zeither für eine jüdische Secte hielten, lernten sie nun als eine besondere Religinsparthey kennen.

20.

Uebrigens zeigten sich auf der anderen Seite der Schwierigkeiten noch immer viele: eben die Sittenlosigkeit, und wenn man sagen kann, noch tieferes Verderbniß. Die Vielgötterey schien nun jetzt eine Form genommen zu haben, wo sie ihre Ungereimtheiten vor dem Auge des Forschers etwas beschönigen konnte. Die alten Stoiker hatten schon einen Versuch gemacht, dieses durch allegorische und symbolische Deutungen zu bewirken. Die neuen Platoniker versuchten das nämliche; sie gaben zugleich der Sache eine Wendung, daß die dem Menschen so natürliche Begierde nach Kenntniß des Verborgenen, und Wunderbaren die beste Nahrung bekam. Man sahe Thavmaturgen aufstehen, die Christo an die Seite gesetzt werden sollten, und Orakelsprüche, die den prophetischen Aussprüchen gleich ständen. Es kann zwar nicht behauptet werden, daß die

neu-

neuplatonische Philosophie aus Haß gegen das Christenthum entstanden sey; aber so viel ist doch gewiß, daß man sich ihrer gegen dasselbe bediente, und daß viele ihrer Schüler heftige Widersager desselben wurden, weil das Christenthum ihren Lehren und theurgischen Manipulationen gerade zuwider war. Hiezu kam noch ein politischer Grund: das römische Reich, sagte man, hat seine Größe und Macht dem Dienste der Götter zu verdanken: wie unmächtig im Gegentheile der Gott der Christen sey, sieht man ja daraus, daß er den jüdischen Staat, wo doch auch sein Dienst herrschte, sinken lassen mußte. * Eine sehr strenge, wenigstens körperlich strenge Moral der neuplatonischen Schule gab diesem Systeme selbst in den Augen der moralischer Gesinnten ein gutes Vorurtheil.

* Das einzige, und elende Volk der Juden hat nur einen Gott verehret, dessen Kraft und Macht aber sich so schwach bewiesen hat, daß dieser Gott selbst mit der ihm zugethanen Nation den Römern zur Beute wurde. — Gebieten die Römer nicht ohne euren Gott, herrschen, besitzen die ganze Welt, und sind euere Herren?

Octavius bey Minucius Felix.

21.

Hiezu kam noch physische Gewalt. Nero war der erste unter den Heiden, der Christenblut fließen ließ. * Nach ihm kamen der grausamsten, und ausgebreitetsten Verfolgungen noch mehrere, und es ist ein großes auf Unkunde gegründetes Vorurtheil, wenn man dafürhält, Rom wäre in Religionssachen so tolerant gewesen. Da die Religion so sehr mit dem Staatsinteresse verwebt war, so war nichts consequenter, als daß öffentliche Abweichung von ihrem Cultus als ein Staatsverbrechen angesehen ward. Schon zur Zeit der Republik war fremder Gottesdienst ein Verbrechen: ** je schwächer der Staat wurde, je nothwendiger

diger schien ihm diese Stütze, um das Volk wenigstens in guter Laune zu erhalten. Es hieß wahre Zweifelsucht in die Geschichte einführen, wenn man es läugnen wollte, daß sehr viele Christen des Bekenntnisses der christlichen Religion wegen, und zwar nach den grausamen römischen Criminalrechten auf das unmenschlichste hingerichtet wurden. *** Uebrigens ist hier der Ort nicht, diese Verfolgungen der Reihe nach herzuzählen; noch will ich auch die Christen ganz entschuldigen, die wohl manchmal durch Unbescheidenheit zu der Dauer der Verfolgungen Gelegenheit gegeben haben.

*Die Stellen TACITI Annal. XV. 44. und SVETONII in NERONE 16. sind bekannt: und das Ganze ist dem Charakter des Nero gemäß: übrigens trug nach LACTANTII Zeugniß de mort. persecut. ll. zu der Verfolgung auch das mit bey, daß diese neue Gesellschaft der Christen sich so sehr vermehrte: wenigstens bemerkten die angeführten Schriftsteller selbst, daß keine Gattung von Peinen diese neue Secte zu unterdrücken im Stand gewesen wäre, nicht blos in Judenland, sondern auch in Rom. Ein Factum, welches sich nicht leicht erklären ließe, wenn die Thatsachen, worauf sich diese Religion gründete, nicht offenbar außer Zweifel gesetzt gewesen wären. Zu Nero's Grausamkeit hat vermuthlich auch das mit beygetragen, daß verschiedene seiner Hofleute zum Christenthume übergiengen. (Philipp. IV. 22.) die also aufhörten Werkzeuge seiner Ausschweifungen zu seyn.

Tertullian sagt: Eines solchen Urhebers unserer Verdammniß (wie Nero nämlich war) können wir uns sogar rühmen. Denn wer diesen Tyrannen kennt, wird auch leicht begreifen können, daß von einem Nero nur ein großes, wichtiges Gut habe verdammt werden können. Und was konnte auch von einem Menschen anders erwartet werden, der nach Suetonii Zeugniß bey seinem Tod sagen mußte: „Also habe ich weder Freund noch Feind.„

Es

Es ist wahrscheinlich, daß diese Verfolgung, zu welcher der von Nero angelegte Brand der Stadt Rom blos der Vorwand war, und wozu er vielleicht durch seine Gemahlinn Poppäa eine Gönnerinn der Juden noch mehr gehetzt ward, sich auf die Provinzen erstrecket habe.

** Niemand soll für sich privat Götter haben, weder ganz neue, noch solche, die von fremden Nationen herkommen. Nur solche, die öffentlich angenommen sind, sollen privat verehrt werden können.

CICERO de leg. II.

*** Man kann den mehrmal angeführten Brief des Plinius und Trajans Antwort nachsehen: es existiren ja noch die Verfolgungsedicte der Kaiser: Diokletian glaubte das Christenthum vertilgt zu haben: und die von manchem Kritiker in Anspruch genommene Inschrift, wo dieß gesagt wird, wird durch eine Münze bestätigt: mit der Aufschrift: nomine Christianorum deleto.

So lang man die Christen für eine jüdische Secte hielt, genoßen sie freylich des Schutzes der Gesetze; da der jüdische Gottesdienst im Reiche tolerirt war.

Durch äußerliche Gewalt erhielt sich das Christenthum also nicht, und verbreitete sich auch nicht weiter. Es kann zwar geschehen, daß wenn eine Parthey unterdruckt werden soll, sie eben darum stärker wird, und selbst Julian hatte bemerkt, daß die Martern das Mittel nicht wären, das Christenthum auszurotten: Das Blut der Martyrer ist der Saame der Christen, sagte Tertullian. Aber damit läßt sich die Sache doch nicht ausmachen: wären nicht andere Gründe dagewesen, so würde das Christenthum den Fortgang nicht gehabt haben, den es hatte.

Auch Gibbon führt Gründe von diesem bewundernswürdigen Fortgang an, die nun zum Theil ganz menschlich, nach seiner Vorstellung * aussehen, zum Theil aber eben entgegengesetzte Wirkungen hätten hervorbringen müssen: zum

Theil

Theil aber eben moralische und der Religion Ehre machende Gründe waren. (S. I. B. S. 127.)

* „Gibbon ist für Dilletanten hinreissend, für den Geschichtsfreund nicht zuverläßig genug, — und als Geschichtforscher gar nicht zu nützen. — Sein Publicum ist die temporäre Lesewelt, und sein historischer Werth verliert sich in der Folge, wie der Credit einer Legende."

22.

Die eigentlichen Gründe des schnellen Fortgangs (menschliche Unterstützung gedenke ich gar nicht auszuschließen) waren beynahe die nähmlichen, die sich bey Gründung der christlichen Religion so wirksam zeigten: Kraft der Wahrheit, und Wirkung auf ihre Bekenner. Wie lange sich die Wundergabe noch nach der Apostelzeiten in der Kirche erhalten habe, gehört nicht nothwendig zu dieser Untersuchung. Es erfordert aber doch gewiß einen großen Grad von Scharfsinn, wenn man alle die in der ersten Kirchengeschichte aufgezeichneten Thatsachen mit Gründen läugnen will. So leichtgläubig waren die Christen überhaupt nicht, und der falsche Prophet, den Lucian anführt, will kein Mirakel wirken, wenn Christen oder Epikuräer dabey sind: eben dieß zeigte sich bey den montanistischen Streitigkeiten.

Tacitus, Celsus, Julian, Porphirius konnten das Wunderartige ihrer Handlungen selbst nicht läugnen: hieben aber den Knoten dadurch, daß sie selbige der Zauberey zuschrieben. Freylich wurde durch Unkunde der Naturwissenschaft, vielleicht auch durch sogenannte fromme Betrüge mancher getäuscht. — Aber es ist doch merkwürdig, daß andere, die dieß einsahen, nicht alle die Wunder, wenigstens nicht die Wunder Jesu und der Apostel verwarfen.

Ihre Anhänger und Nachfolger vermehrten sich ins unabsehliche — und Apollonius von Thiana hat mit allen seinen Wundern keine Parthey nach sich gelassen.

Die Ursache der ferneren Verbreitung des Christenthums findet man am zuverläßigsten in den älteren Apologeten der Religion. Nur muß man den rechten Standpunct, woraus sie zu beurtheilen sind, fassen. Sehr gut ist er in folgender Stelle angegeben. *

* Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß bey all der Ueberzeugung von Einseitigkeit, Lüken und Schwächen ihrer Apologien sie mir um deßwillen, was sie geleistet haben, und was heutige Apologeten in jener Lage nur vielleicht kaum so gut würden geleistet haben, verehrungswürdig sind; und daß mir besonders auch ihre Standhaftigkeit in ausharrender Behauptung der Wahrheit ein wichtiger Ersatz dessen scheinet, was an ihren Schriften hier und dort auszusetzen seyn mag; ja daß bey einem so edlen Wahrheitsbekenntniß, sie mir auch mit ihren mangelhaften Beweisen und Schutzschriften ungleich wichtigere Dienste dem Christenthume geleistet zu haben scheinen, als wenn sie ausgearbeitetere Schriften geliefert, aber es beym Bücherschreiben hätten bewenden lassen.

So darf man auch nicht vergessen, daß bey so vielem, was für die Christenreligion von ihrer Entstehung an geschrieben worden ist, ihre ersten Vertheidiger, ob sie gleich gewisse Beweise noch bey weitem nicht in aller der Klarheit oder Vollständigkeit, die man ihnen nachher gab, vortragen konnten, doch schon durch ihre ersten Versuche sich so verdient gemacht haben, daß ihnen spätere, obgleich geschicktere Vertheidiger schwerlich mehr den Ruhm des größeren Verdienstes können streitig machen. Denn wer in Sachen von solcher Natur der erste die Bahn bricht, kann freylich leicht von den folgenden in mancher Rücksicht übertroffen werden; aber jener hat diesem gewiß nichts, dieser jenem hingegen gewiß etwas zu verdanken. Man kann

über-

überhaupt den Beweis fürs Christenthum als etwas anse-
hen, das wenn es nicht schon in den ersten Jahrhunderten
mit Fleiß und gutem Erfolge bey allen mit unterlaufenden
Schwächen wäre betrieben worden, nachher schwerlich
mehr auch nur mit einigem Erfolg würde haben können
ausgeführt werden; das aber auch, wenn so frühe schon
der Anfang gemacht war, leicht eines steten Zuwachses an
Berichtigung und Vestigkeit fähig war. Ja was hindert
es, daß man den Beweis fürs Christenthum im Ganzen,
so wie man ihn durch alle Jahrhunderte hinauf fortgeführt
siehet, als ein Werk des vereinten Forschens und Nachden-
kens ganzer Jahrhunderte sich vorstelle? – Bey dieser
Vorstellung kann auch erst der wahre Maasstab des Ver-
dienstes gefunden werden – wobey allemal mit auf das
gesehen werden muß, ob dieser oder jener Beweis fürs
Christenthum so beschaffen gewesen sey, wie ihn das Be-
dürfniß seines Zeitalters erforderlich machte. – Die ersten
Apologeten vertheidigten es gegen solche, die mit Macht
und Ansehen nicht geringe Einsichten und Vorurtheile ge-
gen die Religion verbanden. u. s. f.

Heß Bibliothek der heiligen Ge-
schichte. B. I. S. 312. folgg.

23.

Aus eben diesen Apologien sieht man, welche große
Wirkungen diese Religion auf ihre Bekenner äußerte: und
die Vertheidiger durften sich geradezu darauf berufen. Aus
den Vorwürfen, die man den Christen damals machte, und
die man so ziemlich in dem Octavius des Minutius
Felix beysammen findet, läßt sich dieß am besten sehen.
Manches bringt man jetzt wieder aufs neue vor: und bey-
nahe alles, was gegen das Christenthum in neueren Zeiten
gesagt ward, ist von dem alten Gegner desselben, dem Phi-
losophen Celsus schon vorgebracht worden. Aus allen
diesen Einwürfen sieht man, daß der Sittlichkeit der Christen

überhaupt nichts wichtiges entgegengesetzt werden konnte; im Gegentheil legt Plinius in dem berühmten Briefe ihnen viel Lob bey: Lucian macht sich darüber lustig, daß sie ein unsterbliches Leben hofften, und darum die Vergnügen dieser Welt verachteten, und die brüderliche Liebe unter den größten Beschwerden ausübten. Selbst Julian gestehet dieß mit Scham ein, * und unter den hauptsächlichsten Einrichtungen der ersten Kirche gehörte die Sorge für die Armen (S. Justin. I. Schutzrede. Tertull. Schutzrede XXXIX.), und ob gleich, wie Lucian bemerkt, ihre Gutthätigkeit oft getäuscht ward, so entsprang doch eine Menge Gutes daraus. **

* Warum begnügen wir uns damit: warum sehen wir nicht vielmehr darauf, wodurch die ungöttliche christliche Religion ihre Aufnahme erhalten hat? das heißt auf die Gutthätigkeit gegen Fremde, auf ihre Sorge, die Todten zu bestatten, auf die Reinigkeit des Wandels, welche sie heucheln; alles dieses sollten wir nothwendiger Weise thun.

Julian Brief XLIX.

** Die Heiden, welche menschliche Empfindungen hatten, gestunden der neuen Secte, deren Lehre sie verlachten, die Mildthätigkeit zu. Viele der unglücklichen Personen, welche die Welt dem Elende des Mangels, der Krankheit und des Alters würde überlassen haben, wurden durch die Aussicht einer unmittelbaren Hülfe und des künftigen Schutzes gelockt, sich in den Schoos dieser gastfreyen Secte zu werfen. Nicht weniger hat man Ursache, zu glauben, daß viele Kinder, welche nach der damaligen unmenschlichen Gewohnheit von ihren Eltern waren weggesetzt worden, durch die Frömmigkeit der Christen von dem Tode gerettet, getauft, erzogen, und auf öffentliche Kosten ernähret wurden.

Gibbon.

Tacitus wirft den Christen odium humani generis (Haß des Menschengeschlechtes) vor: vielleicht weil er sie mit den Juden vermengte; oder weil die ersten Gläubigen in Rom sich noch an jüdische Sitten hielten, und also von den Heiden sich entfernten: oder schloß er es aus ihrer Enthaltung von den öffentlichen Lustbarkeiten. Selbst diese Enthaltung muß aus der Rücksicht betrachtet werden, daß die öffentlichen Lustbarkeiten und Volksfeste nicht blos mit abgöttischen Gebräuchen, sondern auch mit Unsittlichkeit verbunden waren. Eben darum vermieden die Christen die öffentlichen Aemter, weil diese Stellen ohne an dem Aberglauben der Götter Theil zu nehmen nicht wohl bestehen konnten. * Diese Bewandtniß hat es auch mit dem Kriegsdienst. Späterhin findet man sie häufig bey den Armeen: selbst unter dem Julianus dienen.

* Augustus hatte das Gesetz gegeben, daß ehe die Senatoren sich zusammen setzten, jeder Weihrauch und Wein zum Zeichen seiner Verehrung auf dem Altare derjenigen Gottheit darbrächte, in deren Tempel die Zusammenkunft geschähe.

Sveton. in Augusto XXXV.

** Julianus hat sich als einen treulosen Kaiser bewiesen. Demungeachtet gehorchten die christlichen Soldaten demselben. Betraf es die Sache Christi, so erkannten sie nur jenen an, der im Himmel war. Sagte aber der Kaiser: Gehet in die Schlacht; greifet jenes Volk an, so gehorchten sie sogleich. Sie machten zwar einen Unterschied zwischen dem ewigen und irdischen Herrn; doch waren sie unterthan dem irdischen Herrn um des ewigen Herrn willen.

Avgvstin. in Psalm. CXXIV.

Es mag seyn, daß viele in der Entfernung von dem gesellschaftlichen Vergnügen zu weit gegangen waren: aber auch diese z. B. die Hochzeitfeste, so wie die Leichenbe-

gäng-

gängnisse waren immer mit einem Zug von Aberglauben vermischt: selbst die Gastmale endigten sich mit Religionshandlungen, und bestanden öfters aus Speisen, die den Götzen geopfert waren. Vortrefflich war die Regel Pauli, die er in diesem Falle gab. (I. Kor. X.) Es mag seyn, daß manche aus gar zu zartem Gewissen, oder selbst aus essenischen, oder neuplatonischen Grundsätzen, die sie an ihre christliche Ideen einer Aehnlichkeit wegen anreiheten, auch hierin zu weit giengen, und auf körperliche Uebungen zu viel Werth setzten: so war es doch nicht die Lehre des Christenthums, und späterhin sieht man, daß dieß bey den Montanisten verworfen ward: und manche der ersten Lehrer äußerten hierüber ächte Grundsätze. Man sehe z. B. über das Fasten den Hirten des Hermas u. a.

Immer zeigte doch dieß Seelengröße an, und Herrschaft über den sinnlichen Menschen. Hätten wohl diejenigen, die ihrer spotten, den Muth, im Fall es eine Pflicht erheischte, eine solche Herrschaft über sich auszuüben!

Noch wird den Christen der passive Gehorsam, als etwas, wodurch die Religion die Menschheit herabsetzte, und die Menschen zu Sklaven machte, vorgeworfen.

Ihr Gehorsam war nicht so blos passiv: Paulus weiß seine Rechte geltend zu machen, und provocirt ohne Bedenken an den Kaiser Nero. (Apostelg. XXV.)

Uebrigens war damals die Lage der Christen ganz besonders. (S. I. Band. S. 113.) und es machte dem Christenthum gewiß Ehre, daß seine Bekenner an den vielen Meutereyen, welche damals den Staat beunruhigten, und seinen Ruin vorbereiteten, keinen Theil nahmen, worauf auch die Apologeten öfters sich beriefen. * So wie es auch

noch

noch vor dem Ende des jüdischen Staates in Judenland der Fall war.

* Paulus spricht zu den Christen seiner Zeit, und hält sie vom Aufruhr, wozu so viele Versuchung vorhanden war, zurück, und giebt zugleich eine Regel von sehr allgemeiner Brauchbarkeit. Die Sache kaltblütig überlegt, waren wohl die Christen im Stande, das Schicksal der römischen Unterthanen durch einen Aufstand zu erleichtern? die Macht lag eigentlich in der Hand des Soldaten. Der Bürger vermogte nichts, als die Lage nur ärger zu machen. Gieng die Aufruhr nur gegen die Person des Tyrannen, so trat ein anderer an des erschlagenen Stelle, der, um das Unglück seines Vorfahrers nicht zu haben, den Soldaten desto mehr schenkte, und verdächtige Familien zu Grund richtete. Das war wirklich die Geschichte der Zeit: denn an Aufruhr fehlte es nicht; aber das Uebel verschlimmerte sich — Gieng der Aufruhr auf eine Staatsrevolution? was sollte denn aus dem Staate werden? wieder eine Republik? Hätte diese Regierungsform für Römer noch gepaßt, so würde sie sich nicht in eine Monarchie umgeändert haben. Und wer hätte denn auch diese gute Meinung der Christen unterstützt? der Soldat doch wohl nicht, der bey dieser Verfassung würde verlohren haben? kurz die Selbsthülfe war hier vergeblich. Das Unglück dieser Regierung gehört fast so nothwendig zu dem Laufe der Welt, wie ein Ausbruch des Vesuvs, welcher das Herkulanum verschüttete. Widersetzung wäre so viel gewesen, als eine Empörung gegen die unvermeidlichen Uebel der Welt, oder ein Aufruhr im Staate Gottes.

Auch würden die Christen ihrer Religion durch eine Empörung viel geschadet haben. So voll Aufruhr die Zeiten waren, so sahe man doch die Christen nie darein verwickelt, und Tertullianus durfte sich dessen rühmen. Den Verfolgungen, welche sie selbst erdulden mußten, setzten sie nur ihr Gebeth, und ihre Gelehrten ihre Schriften entgegen. Wir bethen, sagt Tertullian, für die Kaiser, daß ihnen

nen Gott ein langes Leben, eine ruhige Regierung, Stärke ihres Heeres, und Treue des Raths, und des Volkes beschehren möge. So verfolgt uns dann immerhin ihr Kaiser, schlagt uns ans Kreuze, enthauptet uns, werft uns wilden Thieren vor, reißt den für euch bethenden Christen die Seele aus dem Leibe! — So gehorchte der Christ willig den Heiden, und machte nur da eine Ausnahme, wo Abfall von der Religion, Verleugnung seiner Ueberzeugung, und das Wegbleiben von dem Versammlungsort seiner Brüder gefordert wurden.

Kehrte doch dieser Geist des Gehorsams, der Liebe, der Eintracht, der Nachgiebigkeit, Schonung und Duldung, vereinigt mit der heldenmäßigen aber ruhigen Behauptung seiner unverlierbaren Rechte bey unseren Christen ein!

Bergs Predigten, S. 305.

24.

Was endlich die Märtyrer des Glaubens betrifft, so müssen wir uns, um sie richtig zu beurtheilen, in die damalige Lage versetzen. Sie starben für eine Religion, die auf Thatsachen gegründet war, und sie lebten den Zeiten ganz nahe, wo sie ihre Zuverläßigkeit untersuchen konnten; und ihr vielfaches Interesse foderte, daß sie selbige auch wirklich untersuchten. Sie sind also Zeugen des Evangeliums. Sollten sie aber auch blos dafür gestorben seyn, daß sie sich von der Lehre überzeugt hielten, so wäre dieß an sich nun freylich kein zuverläßiger Beweis für die Wahrheit derselben. Man denke sich aber die damalige Stimmung der Gemüther, wo Heroismus noch in größerer Schätzung war, und urtheile, ob man ihnen den Titel von Helden absprechen könne. *

* Welch ein herrliches Schauspiel ist das vor Gott, wenn der Christ mit dem Schmerzen freywillig kämpft, wenn er sich Drohungen, Strafen, und Tormenten entgegen setzt?

wenn

wenn er das Getöse des Todes, und die Schreckniſſe des Henkers mit edlem Trotze verlachet, wenn er ſeine Freyheit wider Könige und Fürſten behauptet, und nur Gott, dem er angehört, weichet? wenn er triumphirend und ſiegend dem, der wider ihn das Strafurtheil gefällt hat, mit erhabenem Geiſte pochet? Denn wer das, wornach er ſtrebte, erhielt, der hat geſieget. Welcher Soldat ſollte nicht unter den Augen des Feldherrn eine noch größere Gefahr wünſchen? Denn Niemand erhält einen Ehrenpreis, ehe er ſeine Tapferkeit erprobt hat: und doch kann der Feldherr nicht geben, was er ſelbſt nicht hat; er kann das Leben nicht verlängern, ſondern nur ausgezeichnete Kriegsdienſte durch Ehrenpreiſe adeln. Aber der Soldat, der für Gottes Sache kämpft, wird weder im Schmerzen verlaſſen, noch durch den Tod vernichtet. So kann der Chriſt wohl elend ſcheinen, aber nie wirklich ſeyn. Ihr ſelbſt erhebet Männer, durch Unglück bewähret, bis zu dem Himmel, z. B. den Mucius Scävola, der – aus Großmuth die Hand verlohren hat. Wie viele können wir aus den Unſrigen aufzeigen, die ohne alles Weheklagen ſich nicht nur die Hand, ſondern den ganzen Körper verbrennen ließen, da es doch in ihrer Gewalt ſtund, ſich den Tormenten zu entziehen! Solche Männer vergleiche ich mit Mucius, mit Aquilius, mit Regulus. Aber ſogar Knaben, und Perſonen aus dem weiblichen Geſchlechte, ſo ſchwach ſie auch ſind, trotzen durch göttlich erhaltene, und jeden Schmerzen beſiegende Geduld dem Kreuze, den Tormenten, den wilden Thieren, und allen Schreckniſſen der Strafen. Und ſehet ihr denn nicht ein, ihr Elenden, daß Niemand ohne Grund ſich Strafen unterziehen mag, noch ohne Gott Tormente erdulden kann? – Wir, die wir nur auf gute Sitten, und Schamhaftigkeit unſeren Werth ſetzen, enthalten uns billig von ſchändlichen Wollüſten, von euern prunkvollen Gebräuchen, und Spectakeln: denn wir kennen aus den heiligen Schriften ihren Urſprung, und verdammen ihre gefährlichen Reize. Wer von geſetztem Geiſte muß nicht in euern Rennſpielen den Unſinn des lärmenden und zankenden Pöbels, in den Fechtſpielen die

Kunſt,

Kunst, zu morden, in den Schauspielen die eben so große Tollwuth, als sinnreiche und fein verwebte Schamlosigkeit verabscheuen, indem der Schauspieler bald Ehebrüche entwickelt, bald in ihrer Schändlichkeit darstellt? Sieht man euere Götter an, so wird der Blick durch Handlungen der Unzucht, durch Sehnsucht nach schändlichen Lüsten, durch Feindseligkeit befleckt. — Wirklichen Menschenmord wünschet ihr; erdichteten beweinet ihr. — Daß wir aber die Ueberbleibsel euerer Opfer, und die den Göttern geheiligten Getränke verschmähen, ist kein Zeichen einer abergläubischen Furcht, sondern die Behauptung wahrer Freyheit. Denn obgleich alles, was entstehet, und hervorgebracht wird, als ein unverletzliches Geschenck Gottes durch keine Handlung unrein gemacht wird, so enthalten wir uns doch von solchen Dingen, die ihr zum Aberglauben mißbrauchet habt, damit Niemand glauben möge, als wenn wir den bösen Geistern, denen sie geopfert worden sind, eine Ehre beweisen, oder uns unserer Religion schämen wollten. Wer kann wohl so thöricht seyn, zu glauben, daß wir die Frühlingsblumen verschmähten, da wir im Frühling Rosen und Lilien pflücken, und was noch unter den Blumen in Rücksicht auf Farbe und Geruch anziehend ist? Daß wir aber das Haupt nicht mit Blumen krönen, das werdet ihr uns leicht verzeihen: wir pflegen den Wohlgeruch einer Blume durch die Nase anzuziehen, nicht aber durch den obern Theil des Hauptes, oder durch die Haare zu schöpfen. Wir krönen auch die Todten nicht. Ich muß mich darüber noch mehr über euch wundern, daß ihr dem Todten oder Lebendigen eine Fakel gebt, oder dem Gefühllosen eine Krone. Der Selige bedarf der Blumen nicht; und der Elende hat keine Freude daran. Wir aber feyern die Leichen mit derselben Geistesruhe, mit welcher wir leben; wir schmücken die Todten nicht mit einer welken Krone, sondern erwarten von Gott eine Krone, deren Blumen nie welken. Bescheiden, der Freygebigkeit unseres Gottes gewiß werden wir durch den Glauben an seine alles erfüllende Majestät zur Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit belebt. So werden wir nicht nur einst selig aus dem Grabe erste-

hen,

hen, sondern wir sind itzt schon glückselig durch den Vorblick der Zukunft — Wir tragen nicht Weisheit durch besondern Zuschnitt der Kleidung zur Schau, sondern zeigen sie durch den Geist. Wir prahlen nicht mit großen Dingen in Worten, sondern bestreben uns, durch unsere Lebensart, Seelengröße zu bewähren. Wir rühmen uns, das erreicht zu haben, was die Weltweisen zwar mit größter Anstrengung suchten, aber nicht finden konnten.

MINVTIVS FELIX in OCTAVIO XXXVII. seqq.

Diese Stelle verbreitet überhaupt über die Beschaffenheit der damaligen Christen manches Licht.

Auch machte dieser Helden Muth bey den Zeitgenoßen großen Eindruck; und die Stoiker, die sich nicht überzeugen konnten, daß das Christenthum solche heroische Gesinnungen hervorzubringen im Stande wäre, die sie höchst inconsequent blos in ihren Grundsätzen zu finden glaubten, sahen in der Unüberwindlichkeit der Märtyrer nichts als Hartnäckigkeit. (S. Antoninus XI.)

Aus allen diesen Betrachtungen läßt sich nun schließen, ob das Leben der ersten Christen einen Beweis abgebe, daß die christliche Religion zu einer weltbürgerlichen nicht tauge; und in wie fern ihr Beyspiel Muster für uns seyn könne, und solle: und ob Leute, die ihr Leben ihren Ueberzeugungen und Pflichten so großmüthig aufopfern konnten, nicht in einer anderen Lage zum Besten des Staats eben so großer Opfer fähig gewesen wären.

25.

Das Haupt des römischen Reichs bekannte sich endlich selbst öffentlich zum christlichen Glauben. Ob seine Absichten

sichten ganz rein waren, soll hier nicht untersucht werden, weil es zur Hauptsache nichts thut. Hatte er weltliche Absichten dabey, so muß doch das Christenthum damals schon sehr florissant gewesen seyn, weil sich sogar ein Kaiser von seinem Bekenntniß so große Vortheile versprechen konnte; und es hat also seine Ausbreitung nicht erst seiner Gnade zu danken. (Uebrigens scheint er mehr zu seinem Aufnehmen beygetragen zu haben, als er wirklich beytrug. Freylich endigten sich nun die grausamen Verfolgungen, die ohnehin das Christenthum nicht unterdrücken konnten; daher auch Julian einen feinern Plan zu seiner Umstürzung zu entwerfen unternahm, wie wir aus einer Lobrede des Libanius sehen.) *

* Man sehe FABRICII Bibliotheca graeca Tom. VII. pag. 283. seqq.

Auch bekleideten schon vor Constantins Regierung Christen ansehnliche Hofcharchen, und Gouverneurstellen: so wie in manchen Orten ihre Lage gar nicht traurig war.*

* Eusebius Kirchengeschichte VIII. 1. 2.

Constantin, ob er gleich von dem Heidenthume übergetreten war, wendete doch seine Macht nicht dazu an, es zu stürzen: Julian war, selbst nach Gibbons Zeugniß, ein größerer Proselytenmacher für die heidnische, als Constantin für die christliche Religion. Die Edicte gegen das Heidenthum rühren von späteren Kaisern her.

Der Friede, den die Christen genoßen, half dazu, die Hierarchie mehr auszubilden, und sie gewissermassen nach der Staatsverfassung zu formen: — aber er vermehrte auch den Stolz, und die Rangsucht der Bischöfe, und man hat es schon damals angemerkt, daß dieser Friede den Sitten der Christen nachtheilig wurde. *

* Eusebius am a. O.

Uebri-

Uebrigens darf man nicht glauben, daß dem Heidenthum nun alle Gewalt benommen war. Der römische Senat war noch größtentheils heidnisch, und auch späterhin erschienen öffentlich Apologien für den Dienst der Götter, wie z. B. Symmachus eine schrieb.

26.

Ein anderer Vortheil war, daß die Gelehrsamkeit unter den Christen und ihren Vorstehern große Schritte machte: wie sehr dieß der Religion frommte, kann man schon daraus sehen, daß Julian den Christen das Studium der schönen Wissenschaften verbot.

Die Gelehrsamkeit der damaligen Kirchenscribenten dürfen wir nicht mit einem unrechten Maaßstabe beurtheilen; wir müssen sie nach ihrer Lage, und nach dem, was sie damals werden konnten, schätzen: und dann wird sich ergeben, daß viele von ihnen sich weit über ihr Säculum erhoben, und die gleichzeitigen Gelehrten weit hinter sich ließen. Sie hatten nicht das Schulgerechte unserer jetzigen Scribenten: näherten sich aber mehr der Originalität der alten Classiker, und sind in mancher Rücksicht auch außer dem Fach der Theologie noch gute Quellen. *

* Man kann nicht mit Wahrheit behaupten, daß die Bücher der alten Kirchenlehrer unbedeutend sind; vielmehr ist ihr Inhalt so lehrreich, daß sie uns in aller Art von Gelehrsamkeit, die entweder mit der Religion eine Verbindung hat, oder zur zweckmäßigen Behandlung der Religionswissenschaft von Nutzen ist, vortreffliche Hülfsmitrel gewähren. Ich würde zu weitläufig seyn, wenn ich zeigen wollte, was sie zur Theologie, zur Erklärung der heiligen Schriften, zur heiligen, und bürgerlichen Geschichte, zur Geographie in eben dieser doppelten Rücksicht, zu andern Künsten und Wissenschaften für Vortheil verschaffen, und

wie

wie dieser Vortheil erreicht werden kann. – Die Lesung derselben, wenn sie rechter Art ist, giebt zu jener Art von Beredtsamkeit, die in den Kirchen schicklich ist, eine große Menge nützlicher Materialien, richtiger, und besonders populärer Gründe, eben so vortrefflicher, als witziger und schöner Sittensprüche an die Hand. – Aber die Unwissenheit, und Trägheit unserer Zeiten denkt viel zu unwürdig von dieser ganzen Klasse von Schriftstellern, die man entweder gar nicht kennt, oder kaum bey unwichtigen und seltenen Veranlassungen, allenfalls um eine Stelle daraus zu citiren, flüchtig, und nur nach der Brille des Urtheils neuerer Schriftsteller, eingesehen hat. Um hier auf das Rücksicht zu nehmen, was zu dem Studium der Beredtsamkeit vorzüglich gehöret, will ich mich nur auf zwey Schriften berufen. Die erste ist ein Brief Cyprians, der unter die weitläufigeren gehört, nämlich der zweyte in der Ordnung (in der Benedictiner Ausgabe der erste, der auch darum merkwürdig ist, weil er die durch die christliche Religion an ihm selbst bewirkte Veränderung meisterhaft schildert). Die zweyte Schrift ist jene des Ambrosius, die er der Schutzschrift des Symmachus, worin er die heidnische Religion vertheidigt, und die Erhaltung derselben auf die beredteste Art von den Kaisern zu bewirken sucht, entgegen gesetzt hat. Diese beyden Schriften, ohne von andern ähnlichen zu sprechen, ziehe ich weit vor allen den in lateinischer Sprache verfaßten panegyrischen Schriften, die nach jener des Plinius folgen; ja beynahe komme ich in Versuchung, daß ich jenen Schriften selbst vor den zweydeutigen Witzeleyen, und gelehrten Schmeicheleyen, wegen welcher man seine Lobrede bewundert, den Vorzug gebe.

So urtheilet ein gewiß competenter Richter, der große Ernesti.

27.

Durch eine ganz natürliche Verbindung brachte die Ruhe und die Cultur der Theologie viele innerliche Streitigkeiten in der Kirche vor: und die Art, wie man sich auf beyden Seiten benahm, trug nicht immer zur Erbauung und zum wahren Besten des Christenthums bey: aber ganz der Geschichte zuwider ist die Behauptung, daß die Intoleranz der christlichen Bischöfe die Macht der Kaiser zu Grausamkeiten gegen anders denkende Christen gereizt habe: die Bischöfe verlangten in den blühendsten Zeiten der Kirche mit größter Mäßigung blos den Schutz der weltlichen Macht: hierin ist selbst der von Unkundigen wegen dieser Sache so sehr gelästerte Augustin ein Muster. Findet man manchmal schärfere Ahndungen, so bedenke man, daß die von der Kirche Getrennten sich nicht nur gegen die Katholiken die größten Grausamkeiten erlaubten, sondern auch im Staate Meutereyen anrichteten. *

* Stattlers neues Jerusalem S. 352. folgg.

28.

Das wichtigste, was man damals gegen das Christenthum vorbrachte, bestand darin, daß es die Ursache an dem Verfall des römischen Reichs wäre: und diesen Verfall sollten die Götter zur Rache wegen Verachtung ihres Dienstes verhängt haben. So dachten damals noch die Heiden, und so durften sie noch öffentlich sprechen. Augustinus in dem Briefe an den Volusianus, und in den Büchern von der Stadt Gottes, Ambrosius gegen den Symmachus und Paulus Orosius haben sich weiter über diesen Einwurf verbreitet.

Lange schon war der Verfall des römischen Reichs vorbereitet, und er wurde durch die Schwäche der Regenten,

durch

durch die verschiedenen Interessen der Cäsarn, und durch die Theilung des Reichs endlich gar vollbracht. Die nachfolgenden Kaiser, die statt Regenten zu seyn, Theologen werden wollten, statt der Besorgung der Reichsgeschäfte sich in Religionsstreitigkeiten mischten, brachten dem Staate wie der Religion gleichen Nachtheil.

29.

Der Verfall des römischen Staats, der Sitten, und der Religion hielten gleichen Schritt: und wirkten wechselseitig auf einander. Doch war bey jenem großen Verfall die christliche Religion noch die einzige Stütze des Staats, und der Sittlichkeit, und die einzige Anstalt, wodurch noch Kenntnisse erhalten würden. *

* S. 1. Band S. 113.

Daß sich manche Mißbräuche, mancher Aberglaube mit einschlich, daß die Aufklärung eine schiefe Richtung erhielt, wen sollte dieß wundern? aber das ist doch bemerkungswerth, daß eben dadurch auch wieder beträchtliche Vortheile für die Menschheit gewonnen wurden, wie es sich leicht in Beyspielen zeigen läßt, und von verschiedenen Gelehrten wirklich gezeigt worden ist: selbst die ihre Gränzen überschreitende Hierarchie stiftete in jenen Zeiten beträchtliche Vortheile, die sie ohne dieß vielleicht nicht würde haben stiften können, und rettete in dem mittleren Zeitalter das Volk von der gänzlichen Unterdrückung, und die Nationen von ewigen Kriegen. *

* Gewalt besonders in der Hand eines einzigen schweift immer aus; wenn aber eine Gegengewalt da ist, so wird der Fürst gezwungen gut zu werden, und Gutes zu verbreiten: diese Gegengewalt war die Hierarchie: und selbst da die Fürsten ihr entgegenarbeiteten, entwickelte sich die Fürstengröße. —

Die

Die Bildung der Geistlichen in Mittelalter war doch immer sanft, und große Ideen schwebten vor ihnen, und machten die Menschen großer Thaten fähig u. s. f.

(Vogt) Ueber die europäische Republik.

Ein anderer Mißbrauch, den man so sehr als eine schlimme Folge der christlichen Religion rügt, waren die Kreuzzüge: es läßt sich leicht erklären, wie bey den damaligen großen kriegerischen Anlagen Menschen, die noch kein so großes Interesse an ihr Vaterland band, und bey der religiösen Bildung, die sie hatten, auf den Gedanken in Palästina zur Rettung ihrer mißhandelten Brüder, und desjenigen, was sie für heilig hielten, zu ziehen, kommen konnten: ein Gedanke, dem doch immer etwas moralisches zu Grund lag. *

Da die Menschen alle Tage Felder in Augenschein zu nehmen pflegen, auf welchen große Thaten geschehen sind, und fast allzeit mit stärkerem Eindruck einer solchen Begebenheit zurückkommen; so könnte uns eine Neugierde von eben der Art natürlicher Weise antreiben, dasjenige Land in Augenschein zu nehmen, in welchem unsere Religion ihren Anfang genommen hat; und ich glaube allerdings, daß kein Mensch diese ehrfurchtsvolle Scenen ansehen kann, ohne eine gewisse Befestigung in seinen heiligen Entschließungen zu empfinden.

Johnson in der Geschichte des Rasselas.

Vielleicht haben auch einige, die weiter sahen, die Vortheile zum Theil geahndet, die Europa wirklich davon erhielt. *

Die unglaubigen Mächte waren Europa fürchterlich geworden, von ihren Plünderungen fürchtete sich jede Seeküste, sie hatten in Italien gelandet, und den Pforten Roms

Bayerische Staatsbibliothek München

Hohn gesprochen. Europa ward durch innerliche Kriege grausam zerfleischt; jedermanns Hand war gegen seinen Bruder bewaffnet, auch schien es nicht, daß dieser beweinenswürdige Zustand je beendiget werden könnte. Man hatte freylich zu einem besonderen Hülfsmittel seine Zuflucht genommen, man nannte es Gottesstillstand — dieß war eine Erleichterung — Handlung und Ackerbau der Reichthum und die Nerven der Staaten wurden wenig erkannt, so wenig als tausend andere Friedenskünste, welche den volkreichen Nationen der neueren Zeiten Beschäftigung verschafften. — Konnten aber die Waffen, welche die Christen zu ihrer wechselseitigen Aufreibung brauchten, gegen einen gemeinschaftlichen Feind gebraucht werden, so war es zu hoffen, daß das Unheil der innerlichen Zwietracht aufhören, und Europa wieder glücklich und gesegnet werden könnte — Von einem Uebermaas an Bevölkerung nach der damaligen Verfassung von Europa genommen, hatte größtentheils jene Unbändigkeit des Lasters, und sittenloser Zerstreuung hergerühret, und man kann natürlich annehmen, daß diese ungeheuren Heere aus dem Abschaum des menschlichen Geschlechts bestanden: dieß konnte dem Ganzen in der Folge Nutzen schaffen.

Asien war damals der Sitz der Künste, der Wissenschaften, und des Handels; von hieraus sollte dereinst Europa die wesentlichen Vortheile ziehen.

Berington Geschichte Abulards und Heloise.

Hiezu kann man noch setzen, daß durch diese Vorfälle auch dem niedrigeren Theile unserer Mitmenschen sein Schicksal erleichtert wurde: wegen Entvölkerung verkauften die Wohlhabenden ihre Felder wohlfeiler, oder verlehnten sie, und man schenkte den Sklaven die Freyheit. — Die Güter der Abgereisten standen unter päbstlichen Schutze, und waren gesichert.

Bayerische Staatsbibliothek München

30.

Es wurde auch in diesem Zeitalter das Christenthum wieder in mehrere Provinzen verbreitet, und konnte es sich nicht gleich in seinen beseligenden Folgen zeigen, so bedenke man, daß eine Religion keine magische Kraft hat, und daß die Menschen durch sie erst gebildet werden mußten. Auch lassen sich nicht eben alle die Anstalten rechtfertigen, deren man sich dabey bediente: ich will nicht die Gründe anführen, wodurch man Karls Verfahren gegen die Sachsen rechtfertigen will: nur dieß scheint mir zu bemerken zu seyn, daß die Geistlichen der damaligen Zeit die gelindesten Maasregeln anriethen,* und daß doch in der Folge die Sache zum Glück der Nation ausschlug.**

* Alcvin. Epistola XXVIII. XXXI. XXXVII. LXXII. LXXX. der neuen Ausgabe.

** Es ist schwer, genau zu bestimmen, wann die christliche Religion in unser Vaterland eingeführt worden sey. Sehr wahrscheinlich ist die Muthmaßung eines großen Gelehrten, daß unter den Soldaten, die Johannes taufte (Luk. III.) Deutsche waren. S. Michaelis zu der Stelle. Irenäus (l. 3.) der als Bischof zu Lion in der Nähe war, und Tertullianus contra Iudaeos sprechen von Einführung des Christenthums in Deutschland: allein, es ist nicht deutlich, welche Provinzen sie unter Deutschland verstehen: so viel ist richtig, daß die Leges Allemannorum schon eine merkliche Ausbreitung des Christenthums voraussetzen, und deutsche Bischöffe schon gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts auf christlichen Synoden erschienen. dieses mag aber doch meistentheils blos von den durch die Römer bezwungenen Provinzen gelten.

Aber auch außer demselben war das Christenthum verbreitet, aber freylich mit einer großen Mischung des heidnischen Aberglaubens vermengt. Schottländische Benedictinermönche waren diejenigen, die sich um die Verbreitung und

Reinigung des Christenthums bey unsern Voreltern besonders verdient machten: als Chilian, Wilibrod, besonders aber Winfrid, der unter dem Namen Bonifacius so berühmt ist. Ihm hat Deutschland einen grossen Theil seiner physischen und moralischen Cultur zu danken: es ist gewiß Undankbarkeit, die eine Folge von Unwissenheit ist, wenn man mehr von ihm fodert, als er leisten konnte; und es ihm so hoch anrechnet, daß er dem Papste den Eid der Treue schwur. Schmeichler der Päpste, war der Engelländer Bonifacius wenigstens nicht.

31.

Ein besonderes Institut trug in den damaligen Zeiten zum Besten der Menschheit, sowohl in bürgerlicher als religiöser Absicht, das meiste mit bey, nähmlich das Institut der Klosterleute. In den rohen Zeiten, wo man mehr mit Beyspiel als mit Worten lehren mußte, machte eine solche Lebensart gewiß Eindruck.* Aber nicht damit zufrieden, blos sich zu leben, und überzeugt, daß das Betrachten blos wegen des Handelns sey, nahmen sie die durch die Wildheit der Nationen verscheuchte Wissenschaften in ihre Einsamkeit auf, pflegten sie, so gut sie konnten, und wer wollte mehr verlangen? bildeten sich zu Volkslehrern und Kirchenvorstehern, unterzogen sich der Erziehung der Jugend, die unter ihren Händen doch immer besser gedeihen mußte, als unter den Händen der Unwissenheit und Ausgelassenheit: und durch ihre Missionen verbreiteten sie im ganzen Norden die christliche Religion, und mit ihr zugleich mildere Sitten. Ihnen hat ein großer Theil Europens die Urbarmachung seiner Länder, und die ersten Künste des Friedens zu danken.

* Mich dünkt, eine Gesellschaft von Menschen, die ihre Ruhe und ihr Glük in dieser Welt nicht finden, und es deswegen in einer anderen suchen, eine solche Gesellschaft, wenn

wenn sie mit Ernst und Wahrheit führt, ist sehr respectabel: und wenn jemand Geld hat, der es weggeben kann, einer solchen Gesellschaft eine Gelegenheit macht, wo sie abgesondert, und um die nöthigen Bedürfnisse unbekümmert leben könnte, so wüßte ich nicht, was dagegen zu sagen wäre.

Claudius.

Wirkte auf sie in der Zukunft, wie auf alles, was auf der Erde ist, der Geist der Zeit, und ließen sie von ihrer ersten Bestimmung ab: so würde es doch eben so leicht, als allgemein vortheilhaft seyn, wenn man das Institut nach dem Geist der Zeit modificirte, und eine schon vorhandene Anstalt nur zweckmäßig benützte. Bildeten sich in der Einsamkeit nicht die festesten Charaktere, und wurden die wichtigsten Anstalten zum Besten der Menscheit nicht in der Einsamkeit entworfen? gewinnen die Wissenschaften nicht am meisten unter den Händen derjenigen, die keine Nahrungssorg zwingt, sie brodmäßig zu treiben,* und die ihre Entfernung und Unabhängigkeit von der Welt auch von manchem Vortheil und Hinderniß bewahret?

Glauben, der Endzweck der moralischen und politischen Existenz der Klostergeistlichen würde durch das Absingen der Psalmen vollkommen erfüllt, ist ein Vorurtheil von, und gegen dieselbe.

* Die Wissenschaften und Künste gewinnen unendlich dabey, wenn sie vom Zwange der Berufspflicht frey als blose Liebhaberey getrieben werden. Sorgenlos erwählt ein solcher den edleren Vergnügungen des Geistes ergebene Unabhängige Gelehrte nur die Wissenschaft, nur die einzelnen Theile derselben, zu denen er besonderen Trieb in der Anlage seines Geistes fühlt. Keine Pflicht nöthigt ihn zu einer Beschäftigung, die nur alsdenn vollkommen gelingt, wenn sie vom Gefühle der Pflicht frey ist. Andere, denen Wissenschaf-

schaften und Künste zugleich eine Quelle des Erwerbes sind, werden durch Rücksicht auf Geldverdienst, oder durch die Nothwendigkeit frühe von sich reden zu machen, um sich in ihrer Laufbahn vorwärts zu drängen, zu manchen Schritten gezwungen. — Aber die vorzüglichsten Werke des Geistes, die den menschlichen Geist vor andern zu bilden vermögen, entspringen nur aus völlig freyem Antriebe, und wir verdanken die edelsten Früchte des Nachdenkens und des Genies mehrstentheils der Musse, und der freyen Neigung ihrer Urheber. u. s. f.

Rehberg.

32.

Als die Europäer anfiengen, Entdeckungen in entfernten Welttheilen zu machen, und ihre Herrschaft, mit ihr freylich manchen Segen, aber auch Elend in die entdeckten Länder zu verbreiten, so brachten sie jenen Völkern auch die christliche Religion mit. Leider war die Weise, wie man dieß bewerkstelligte, und die Menschen, an denen sie ihre Wirkungen sehen sollten, nicht so beschaffen, daß die Völker einen vortheilhaften Begriff von ihr erhalten, oder ihre wahren Wirkungen fühlen konnten.

Aber bey allen dem ist doch zu bemerken, daß ohne die christliche Religion das Schicksal dieser Menschen gewiß noch fürchterlicher würde gewesen seyn. Die Geistlichen, sagt Robertson,* welche zum Unterrichte und zur Bekehrung der Eingebohrnen nach Amerika geschickt worden, sahen seit ihrer Ankunft daselbst ein, daß die Strenge, womit die Spanier die Indianer behandelten, ihr Lehramt schlechterdings fruchtlos machte. Die Missionarien thaten dem milden Geiste der Religion, die sie predigen sollten, gemäß sogleich Vorstellungen wider die Maximen ihrer Landesleute wider die Amerikaner, und verwarfen die Aus-

thei-

theilung derselben als Sclaven an ihre Bezwinger, als eine eben so große Verletzung des Naturrechts und der Gebote des Christenthums, als einer gesunden Staatskunst. u. s. f.

* Geschichte von Amerika. I. B. S. 247.

Auch selbst bey Stürzung ihres mit Menschenopfer befleckten Götzendienstes, beobachtete man mehr Schonung, als man glaubt: * und wenn auch in Peru ein roher Pizarro eine Ausnahme macht, so wird man doch durch einen Las Casas wider schadlos gehalten.

* Solis Eroberung von Mexico.

Die guten Folgen werden sich doch noch zeigen: jede Cultur geht stuffenweis.

Uebrigens kennt der allgemeine Vater der Menschen, und der Erlöser des ganzen Menschengeschlechts die Wege, wodurch er seine Religion noch allgemeiner verbreiten wird. Selbst böse, oder wenigstens unreine Absichten der Menschen dienen ihm hiebey. (vergl. Philipp. I. 12. folgg.) Und die unbedeutendsten Vorfälle gebraucht er sich als Mittel. * Wer hätte vor tausend Jahren den Flor von Deutschland, und das Sinken so mancher anderen Provinz erwartet? Zeigt uns nicht ein benachbartes Land in einem traurigen Beyspiel, wie eine cultivirte und policirte Nation unter die Würde der Menschheit hinabsinken kann? und eben durch dieß ihr Sinken ist sie vielleicht das warnende Beyspiel für andere.

* Die Zeit wird kommen, daß das Licht der Religion allen Menschen der Erde ohne Ausnahme wird verkündiget werden. Wie wunderbar bereitet die Vorsehung ihre Wege! Columbus, Bougainville, und Cook, auch ihr seyd ihre Werkzeuge.

von Dalberg über das Universum.

33.*

* S. 1. Band, S. 165. 178. folgg.

Jesus wollte nicht blos, daß seine Religion in Raum und Zeit allgemein würde: er wollte auch, daß sie in ihrer Aechtheit verbleibe: darum sagte er, die Macht der Hölle, das heißt das Reich der Bosheit und des Irrthums würde nichts gegen sie ausrichten. (Matth. XVI.)

Die Apostel haben uns Schriften hinterlassen, worinn wir die wahre Lehre Jesu finden können: der heil. Geist hat sie unterstützet, daß sie nicht bey ihrer Abfassung irrten; und die Vorsehung hat diese Schriften, indeß so manche andere litterarische Werke verloren gegangen sind, unversehrt erhalten.

Allein nebst dem, daß diese Schriften gar nicht das Ansehen haben, ein corpus doctrinae zu enthalten, so hat man sich immer um den wahren Sinn derselben auch in den wichtigsten Puncten, ja fast in allen gestritten. Es ist also nicht zu glauben, daß sie das einzige Mittel, welches Jesus erwählt hat, um seine Lehre auf immer ächt zu erhalten, seyn sollten.

Will man die schriftlichen Urkunden, die wir von dem Glauben der ersten Christen, und von dem Sinn, in welchem sie Jesu Lehre verstanden, als Beyhülfe annehmen: so ist man nun freylich weiter gekommen, und der Erkenntnißgrund ist mit der Materie gleichartig: man muß aber dabey voraussetzen, daß sie die Schriften der Apostel richtig verstanden haben; also etwas annehmen, wovon man doch (wenn man nicht auf die besonderen Versprechen Jesu Rücksicht macht) nicht so ganz sicher überzeugt ist: und dabey äußern sich noch eben so große Schwierigkeiten, als bey den kanonischen Büchern selbst.

Jesus hat freylich Lehrer eingesetzt', die in der Folge der Zeit sein Wort den Gläubigen erklären sollten. Aber diese stimmen unter einander selbst nicht überein: sie widersprechen einander aus Gründen: jeder bezieht sich auf die exegetischen Regeln, — und bey dieser Uneinigkeit, wodurch soll sich der Gläubige bestimmen lassen? Muß er nicht auf geradezu wählen?

Setzt man aber, daß Jesus dieses Lehramt seinem Versprechen nach bis ans Ende der Zeit mit seinem Geiste unterstützen werde, daß er ihm schon eine solche Organisation gegeben, wodurch dieß leichter geschehen könne: so sind wir ganz consequent: und Jesus und sein Geist belehren uns noch immer, und werden die Lehrer der Menschen bis ans Ende der Welt seyn.

34.

Wir können nun freylich die Weise nicht einsehen, wodurch Jesus dieses zu bewirken beschlossen hat; so wenig wir die Wege der Vorsehung überhaupt ergründen können; ohne uns darum für berechtiget zu halten, auch nur am mindesten daran zu zweifeln: so viel Irregularitäten wir auch in der Erfahrung zu finden glauben. Wir bedürfen hier auch nicht Wunder auf Wunder. So wie Gott in der Regierung der Welt überhaupt die wichtigsten Absichten durch Vorfälle bewirkt, die blos darum es bewirken konnten, weil sie eben in diesen Umständen wirkten: wie selbst dasjenige, was entgegengesetzte Wirkungen hätte verursachen sollen, den Plan der Vorsehung befördern kann, und so wie gewisse allgemeinere Einrichtungen Mittel zu vielen Zwecken sind; so scheint sich auch hier die Sache zu verhalten.

So wie überhaupt äußere Vereinigung der Menschen eines der wichtigsten Werkzeuge in der Hand der Vorsehung ist, so ist die äußere Verbindung der Kirche, und die Vereinigung in einen Mittelpunkt eine Anstalt, wodurch nebst anderen Zwecken auch dieser befördert werden kann.

Die christliche Kirche sollte dem Plane ihres Urhebers gemäß ein Körper seyn, und von einer äußeren Verbindung der christlichen Gemeinden finden wir schon in den apostolischen Zeiten Spuren, (z. B. I. Kor. I. II. Kor. II. Gal. I. Philipp. I. Koloss. IV.) und in wichtigen Fällen befragte man sich bey der Mutterkirche, wo noch die meisten Apostel und ersten Schüler Jesu versammelt waren. Selbst Paulus und Barnabas unterwarfen sich ihren Gutachten. (Apostelg. XV.)

Da die Apostel noch am Leben waren, und ihre Gemeinden selbst öfters besuchten, oder da ihre unmittelbaren Schüler noch Vorsteher derselben waren, war ein näherer Zusammenhang und Communication um so weniger nothwendig, weil auch die politische Lage des römischen Reiches sie nicht überall begünstigte.

Doch bald zeigte es sich, daß sich unter den Christen eine gewiße größere Kirche, wie sie schon Celsus bey dem Origenes nennt, auszeichnete, im Gegensatz derjenigen, die von dem allgemeineren Glauben abwichen: und wegen dieser gemeinschaftlichen Glaubensregel gab man ihr in jenem Gegensatz den Namen: Katholische Kirche: ein Wort, daß schon in einer frühen Urkunde des zweyten Jahrhunderts vorkömmt. Auch einzelne Gemeinden, die einen Theil jener katholischen Kirche ausmachten, erhielten diesen Namen im Gegensatz mit anders gesinnten Gemeinden.

Die Bischöffe verschiedener Kirchen berathschlagten sich öfters über die Angelegenheiten der Religion, und kamen auch wohl, so viel es die Umstände litten, zusammen, um sich darüber zu berathschlagen, und die Lehren, wie sie selbige in ihren Kirchen fanden, miteinander zusammen zu halten. So erzählt Eusebius in der Kircheng., daß Hegesippus ein Mann des zweyten Jahrhunderts verschiedene Kirchen bereist und überall die nämliche Glaubenslehre angetroffen habe.

Nach Tertullians Zeugniß bildeten sich besonders in Griechenland sehr bald solche Zusammenkünfte. Es mag seyn, daß die Gewohnheit der Kriechen dazu sehr viel beygetragen hatte, die dergleichen Zusammenkünfte von Repräsentanten z. B. der Amphiktionen schon lange kannten. Aber der eigentliche Ursprung der kirchlichen Synoden läßt sich daraus doch nicht erklären: er folgt vielmehr schon aus der Einrichtung der Kirche selbst: und hatte das Beyspiel der Apostel vor sich. So conferirte Paulus seine Lehre mit jener der anderen Apostel (Gal. II.), und selbst er und Barnabas respectirten die Entscheidung der Kirche zu Jerusalem. (Apostelg. XV.)

Ein besonderes Gewicht legte man immer auf das Zeugniß derjenigen Gemeinden, die von den Aposteln selbst gestiftet waren, und wo sie sich eine geraume Zeit aufgehalten, und welche sie ganz besonders ausgebildet hatten.

Späterhin, als die Kirche Frieden von außen erhielt, konnten dergleichen Versammlungen noch häufiger und vollzähliger werden. Man fieng an Versammlungen der ganzen Kirche zu halten, wo die ganze Kirche durch ihre Vorsteher vorgebildet wurde, und eben darum glaubte man in ihren Entscheidungen in Sachen, die den Glauben betra-

fen,

fen, ganz besonders Jesu Versprechen erfüllt zu finden, daß er bey ihnen seyn wolle bis ans Ende der Welt. *

* Ich glaube, daß man sagen könne, Gott habe die wahrhaft ökumenischen Concilien bis hieher von allem, der heilsamen Lehre entgegen gesetzten, Irrthume bewahret.

Leibniz Nouv. Ess. IV. 20.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in dergleichen Versammlungen die menschlichen Leidenschaften auch einen großen Spielraum fanden, daß manche wirklich scandalöse Auftritte dabey vorgiengen, und daß sich öfters noch wohl fragen ließ, ob diese oder jene Versammlung eine legitime und wahrhaft ökumenische war. Allein da das Versprechen Jesu nicht der Vorsteher, sondern der Gläubigen wegen gegeben war, so können ihre Vergehungen dem Glauben der Christen nicht präjudiciren, und die Vorsicht, die jenes Versprechen ausführen wollte, wußte auch zu verhüten, daß die ganze Kirche nie etwas als eine Glaubensentscheidung anerkannte, was der Lehre Jesu und den Heilswahrheiten zuwider ist.

35.

Ein so großer Körper, wie die Kirche Jesu ist, der noch dazu dem ausdrücklichen Willen seines Stifters gemäß Eines ausmachen sollte, konnte ohne gemeinschaftlichen Mittelpunct der Einigkeit nicht bestehen. Wir finden darum sehr bald, daß man dieses und zwar in dem Vorsteher der römischen Kirche anerkannte. Irenäus, einer der ersten Kirchenscribenten hat hievon ein vielsagendes Zeugniß (L. III. 3.) Tertullians Spottrede über das Ansehen des römischen Bischofs (de Pudic. I.) setzt eben dieses voraus, und der über seine Rechte so eifersüchtig-

Cy-

Cyprian, der noch dazu mit dem römischen Bischof in einem wichtigen Streite war, erkannte seinen Vorzug an. Selbst einem heidnischen Kaiser war es bekannt, daß die Gemeinschaft mit dem römischen Bischof das untrüglichste Zeichen der Gemeinschaft mit der katholischen Kirche wäre.

* Aurelianus beym Euseb. Kircheng. VII. 30.

Da man überzeugt war, daß es einen solchen Mittelpunct der Einigkeit geben müsse, so war nichts natürlicher, als daß man ihn in jener Kirche suchte, wo derjenige als Bischof starb, dem Jesus die allgemeine Sorge der Kirche vor anderen Aposteln aufgetragen hatte, und der sie auch schon in mehreren Fällen ausübte. S. I. B. 198.

Es war auch kein bequemerer Ort hiezu als Rom, welches von der Vorsicht gewissermaßen zu einer Aufseherinn über die Völker bestimmt gewesen zu seyn scheint. *

* Tu regere imperio populos Romane memento.

Wir sehen auch, daß die Bischöffe zu Rom schon in den ersten Zeiten der Kirche sich mehr als die anderen Bischöffe der Kirchen um Glaubensgeschäfte angenommen haben, ob gleich noch andere von den Aposteln selbst gestiftete Gemeinden vorhanden waren. Die römische Kirche war die erste, die die Irrlehrer von ihrer Gemeinde ausschloß: wie es schon der Fall bey verschiedenen gnostischen Partheyen war. Selbst die von anderen Kirchen abgeschnittenen Irrlehrer flüchteten sich nach Rom, und glaubten durch die Gemeinschaft mit dieser Kirche in der Gemeinschaft der allgemeinen Kirche zu stehen. Wer sich von der allgemeinen Kirche trennte, trennte sich immer mit von der römischen; sie gehörte also immer nicht nur zur allgemeineren Kirche, sondern alle orthodoxe Kirchen standen mit ihr in Gemeinschaft; und die Gemeinschaft mit ihr war das Symbol der Gemeinschaft mit der rechtgläubigen Kirche.

Soll-

Sollte der Bischof zu Rom das Werkzeug der Einigkeit seyn; so mußten seine Vorrechte keine bloße Titularvorrechte seyn: Mittel und Zweck muß harmoniren, und aus der genauen Betrachtung des Zweckes muß der Umfang des Mittels bestimmt werden.

Freylich erstreckten die römischen Bischöffe ihre Vorrechte weiter, als jene Betrachtung hinreichte (vielleicht war es anfangs nichts, als daß sie die Gewalt, die sie als Bischöffe von Rom über die Suburbicarios Episcopos, (d. h. die unter dem Vicario vrbis Romae stunden) hatten, über alle Bischöffe ausdehnten, so wie sie sich auch den Titel Vicarius Christi beybehielten) „allein, sagte Garve, die Meinungen, auf welche sich die Macht der Päbste gründete, waren eher vorhanden, als diese Macht selbst: sie beherrschten die Päbste eben sowohl, als die übrigen Geistlichen und Layen: zu diesen gesellten sich für päbstliches Ansehen günstige Begebenheiten. Beyde, Meinungen und Begebenheiten, wurden von den Päbsten nicht hervorgebracht, aber wohl genützt.„

Und man kann dazu setzen, manchmal zum Besten der Kirche und der Menschheit benützt. Man sehe sich nur in der kirchlichen und politichen Geschichte des Mittelalters unpartheyisch um. (Vergl. I. Band 201. und diesen Band weiter oben.)

Den größten Zuwachs ihrer Macht, und man kann sagen, denjenigen Zuwachs, der den Kirchengeschäften eine ganz andere Richtung gab, erhielten sie durch die famösen Decretalen. Allein diese wurden nicht zu ihren Gunsten * erfunden, und setzten auch die Meinung von ihrer Macht schon voraus.

* S. Schmid Geschichte der Deutschen I. Band.

** Wenn die Päbste durch die Erdichtung und Ausbreitung der falschen Decretalen ihre Rechte erweiterten, so setzt ja dieß augenscheinlich schon zum voraus, daß die Völker den Decreten der Päbste einige gesetzgebende Gewalt einraumten. Man schob den ersten Bischöffen Roms Briefe unter, die sie nie geschrieben hatten; aber was würde dieß ihren Nachfolgern genützt haben, wenn nicht schon die Meinung, daß die alten Bischöffe in Rom hätten verbindliche Vorschriften geben können, wäre weit verbreitet gewesen ?

Garve.

36.

Durch diese äußere Verbindung und durch diesen Zusammenhang ward es erleichtert, daß man den allgemeinen Glauben der Christen einsehen konnte. Da es einmal als ausgemacht angenommen war, daß die wahre Lehre Jesu nicht aus seiner Kirche weichen könne, so konnte man die Frage leicht dahin reduciren: Was lehret die Kirche, und was lehrte sie von jeher? Und wirklich war auch dieß immer die Methode der Christen, wie es aus Tertullian, der ein besonderes Werk de praescriptionibus geschrieben hat, Irenäus und anderen Vätern augenscheinlich ist: Eine Methode, welche auf eine Religion, die auf Factis beruhte, besonders paßte. (S. I. B. S. 175.)

Es wurde hiezu eben keine Gelehrsamkeit in den Zeugen erfordert. Im Gegentheil bey größerer Gelehrsamkeit war zu befürchten, sie möchten ihre eigenen Einsichten der von ihren Vorfahren erhaltenen Lehre unterschoben haben. Eine Bemerkung, die schon Irenäus (I. 10.) gemacht hat.

Auto-

Autorität, Berufung auf das, was öffentlich und allgemein gelehrt wurde, dieß war von der ersten Zeit der Kirche an die Methode, wodurch anders Lehrende abgewiesen wurden: es war die sicherste, weil sie am wenigsten von der Fehlerhaftigkeit der Menschen abhienge. *

* Hieher gehört das wichtige Buch des Tertullians, de praescriptionibus haereticorum: mehrere dises beweisende Stellen und Thatsachen findet man gesammelt in Hayer la Regle de foy vengée.

Bey allem dem, daß sich manche Irrlehren in die Kirche einschleichen wollten, so bedurfte es doch keiner eigentlichen Wunder, die Gläubigen dagegen zu schützen. So wie Gott in der Oekonomie der Vorsehung überhaupt oft blos durch einen einzigen Mann, der zur bequemen Zeit erscheint, Nationen rettet, und so wie er ehemals dem Volke Israel, so oft es in besonderer Gefahr war, durch Erweckung verschiedener Retter zu Hülfe kam, so bedurfte es hier nur auch ähnlicher Anstalten.

Es müssen die Männer, wodurch dieses bewerkstelliget wird, eben keine außerordentliche Männer seyn; sie können in jeder anderen Lage höchst mittelmäßig, ja unmoralisch seyn: aber in der Lage, wo sie erschienen, waren sie die Werkzeuge, die dem Irrthume mit Erfolg Widerstand leisten konnten, wie sich dieses aus der Kirchengeschichte aller Jahrhunderte zeigen läßt. Sehen wir ja überhaupt in der Haushaltung Gottes das allgemeine Gesetz der Sparsamkeit beobachtet.

Es läßt sich auch aus der Kirchengeschichte so ziemlich in Detail erweisen, wie oft selbst das Widrige, so wie überhaupt in der Oekonomie der Vorsehung, sich in Gutes und Heilsames auflöste.

Die

Die Streitigkeiten und Spaltungen bey Lebzeiten der Apostel legen der Zuverläßigkeit derselben das größte Gewicht bey. Es läßt sich nun an keine Conspiration denken: denn die inneren Feinde würden jeden Betrug geoffenbaret haben.

Ein lang vorbereiteter Zusammenfluß verschiedener Ursachen brachte viele unter den ersten Lehrern des Christenthums zu dem Hange, die Geschichte Jesu zu allegorisiren; eine Sache, welche für die Religion von den nachtheiligsten Folgen hätte seyn können, und die man in unseren Zeiten wieder versuchen will, um Jesum doch nicht gar auf die Seite zu setzen. Allein die Nothwendigkeit, das ganze Christenthum gegen seine Widersager zu retten, machte es den Apologeten zur Nothwendigkeit, die Thatsachen, worauf es sich gründete, wieder in ihr historisches Licht zu setzen: und berühmte Schriftsteller, als Irenäus und Arnobius (L. V.) eiferten bald gegen den Mißbrauch der Allegorien.

Die Arianischen Streitigkeiten drohten der Orthodoxie um so mehr Unheil, als selbst die Regenten sich darein mischten, und sehr thätigen Antheil daran nahmen. — Aber eben bey diesen Streitigkeiten bekam die äußere Organisation der Kirche mehrere Festigkeit, und die Norm zur Beylegung künftiger Religionsstreitigkeiten wurde genauer bestimmt. Auch kam es dadurch deutlich ans Licht, daß zwischen Vielgötterey, Vergötterung einer Creatur und Aufgebung des Ansehens der Schrift die orthodoxe Lehre das einzige Mittel sey.

Die Pelagianischen Streitigkeiten dienten dazu, die Natur des Menschen, wie sie jetzt ist, besser kennen zu lernen, und dadurch den Fatalismus, und den sich unter so

vielerley Formen einschleichenden Manichäismus zu entfernen. *

* Vergleiche II. B. S. 27.

Ein großer Abfall von der Kirche geschah durch die Trennung der Nestorianischen und Eutichianischen Parthey; und durch diese Trennung, wodurch auch das Christenthum weiter, z. B. in China verbreitet ward, wurde es der orthodoxen Kirche ganz unmöglich gemacht, Glaubensveränderungen einzuführen, ohne sich den Vorwürfen dieser zeither immer feindselig gesinnten Partheyen bloszusetzen; so wie das Zusammenstimmen dieser Kirchen mit der römischen ein starker Beweis ist, daß die Lehren, worin beyde übereinkommen, älter sind, als jene Trennung im vierten Säculo; weil bey den großen Jalousien gegen einander wohl keine Kirche der anderen etwas abgeborgt haben würde. Sehr gut ist diese ganze Sache in der Perpetuité de la Foi Tom. V. und in ASSEMANNI Bibliotheca orientali dargelegt.

Eben dieses gilt, und noch mit mehrerem Rechte von der Trennung der griechischen Kirche. Lange herrschte zwischen der lateinischen und griechischen Kirche Eifersucht, wozu vermuthlich die Versetzung des Kaiserthrones nach Byzanz die erste Veranlassung war. Beyde Kirchen beobachteten einander mit scheelen Augen, bis endlich unter dem gelehrten, aber stolzen Photius die Sache zum öffentlichen Bruch kam. Aber doch hat dieser in dem Kirchenalterthum so bewanderte Prälat keinen einzigen Glaubenssatz der römischen Kirche auffinden können, worin sie von der griechischen abwich. Blos die einzige sehr speculative Frage von dem Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und Sohne, wobey vielleicht die wenigsten sich etwas mehr als

Worte

Worte dachten. — Durch diese Trennung wurde wiederum gegen jede Neuerung eine Barriere gemacht.

Der Streit des eilften Säculi über das Sacrament setzte den allgemeinen Glauben der Christen der damaligen Zeit ins Licht: und hätten wir nicht des Berengarius Schrift, so könnte man auf die Vermuthung gerathen, die Lehre von der Transsubstantiation wäre eine Geburt der Scholastiker: Aber alle damaligen Kirchen in Orient und Occident * stimmten überein, daß Berengarii Lehre eine Neuerung von dem alten Glaubenssystem wäre: also ist diese Lehre nicht erst in den finsteren Zeiten entstanden.

* Lanfrancvs de corpore & sanguine Domini cap. 22. bezeuget dieses mit klaren Worten.

In der dunklen Periode der Scholastiker ließen sich wegen der allgemeinen Rohheit auch keine wichtige Irrlehrer erwarten: denn ihre Erscheinung erfodert Ruhe und Ausbildung. Die mit der Rohheit und Unwissenheit verbundene Sittenlosigkeit erweckte Männer, die dem Unwesen steuern wollten; aber leider verfielen sie in den anderen Abweg. Sie unterschieden den Mißbrauch von der Sache selbst nicht, und gaben vor, bey ihnen allein wäre die Reinigkeit der Sitten und der Lehre Jesu. — Als man, wie es leicht vorzusehen war, mit Strenge gegen diese Leute nichts ausrichten konnte, mußte sich der Clerus zu einer Reform bequemen, und es standen in der Kirche Männer auf, die durch eine ausserordentliche Strenge der Sitten die Aufmerksamkeit des Volks weckten, und an ihrem Beyspiel zeigten, daß in der rechtgläubigen Kirche noch immer auch praktisches Christenthum, wie man es in jenen Zeiten verstand, und Uneigennützigkeit da wären. Aus diesem Gesichtspuncte muß man die strengen Ordensreformatoren, die

damals häufig aufstanden, betrachten: sie lehrten durch ihr Beyspiel, und waren damals das beste Mittel, den Verfall zu hemmen. Freylich hatte auch das große Sittenverderben manchen die Welt und alle ihre Geschäfte verhaßt gemacht, und auch dieses konnte damals zum Beyspiel dienen. *

* Nicht der Philosoph, nicht der Staatsmann ist es, deren Billigung man zu einem so außerordentlichen Beginnen auffodern möchte. Doch sollten für die unendliche Verschiedenheit von Characteren, welche das Menschengeschlecht bezeichnet, wie es scheint, alle erdenkliche Arten des Lebens erlaubt werden, welche Zufriedenheit und Glückseligkeit gewähren. Der Mensch ist ein freyes Wesen, es ist eine Tiranney in der gegenseitigen Lehre.

Berington.

Große, erleuchtete, eifrige Männer sahen die Nothwendigkeit einer gewissen Reform immer ein, und sagten es auch laut. * Man versuchte an verschiedenen Orten, und in verschiedenen Zeiten eine Verbesserung der Mißbräuche, die sich in die Sitten, und in die äußerliche Kirchenverfassung eingeschlichen hatten: und Gelehrte redeten mit einer Freymüthigkeit davon, die Verwunderung erwecket, ohne daß ihnen etwas in den Weg gelegt wurde.

* S. Bossuet Histoire des variations. T. I. Livr. I.

37.

Immer waren aber jene Vorkehrungen nur Palliativcuren: ein ganzer Zusammenhang moralischer, politischer und litterärischer Umstände war da, wodurch ganz unausbleiblich eine heftige, und öffentlich ausbrechende Gährung in der Kirche entstehen mußte, die mehr als jene in den mittleren Zeiten wirken konnte, weil die Zuwirkung poli-

tischer Umstände sich sobald darein mischte. Man hat darin gar ein Wunder der Vorsehung finden wollen, aber man darf nur die Lage der Dinge betrachten, so ergiebt sich, daß der so wichtige Vorfall nichts, als eine ganz natürliche Folge war: ob wir auch gleich hier die wohlthätigen Wege der Vorsehung bemerken: denn wäre die Reformation nicht ausgebrochen, so würden die Anfälle auf das positive Christenthum eher erfolgt seyn, und um so gefährlicher gewirkt haben.

Einen Reformator der Sitten und der Mißbräuche, die die Zeit in die Kirche eingeführt hatte, brauchte es ohne Zweifel. Aber glauben wollen, daß in so wenig erleuchteten Zeiten ein Mann, der doch von dem Einfluß derselben nicht frey seyn konnte, die Glaubenssätze allein richtig einsehen könnte, richtiger, als nicht blos alle seine Zeitgenossen, sondern selbst die vorigen Jahrhunderte, daß dieser die Religion in eine Formel ganz zusammen fasset: mit der Ueberzeugung, nun das rechte Wort Gottes gefunden zu haben, und allein den Weg zur Seligkeit zu kennen, will gewiß viel sagen.

Wie sich diese Reform so geschwind ausbreiten konnte, läßt sich, auch ohne auf die politischen Einflüsse, und ohne darauf zu merken, daß die Menschen dadurch mancher drückenden Bürde überhoben würden, leicht erklären: * ob man gleich nicht ohne Grund bemerkt, daß auch die physischen Climate ihren Einfluß dabey äußerten.

* Man hat im ersten Erstaunen der Ueberraschung theils aus Unwissenheit, theils aus Unvorsichtigkeit, und noch öfters aus Partheylichkeit die Veränderung, welche durch die Reformation bewirkt wurde, für weit allgemeiner und für weit größer angesehen, als sie wirklich war; und dann war es natürlich, daß man auch die meisten vorbereitenden und

mit-

mitwirkenden Ursachen übersehen mußte, welche das meiste dazu beytrugen. Es läßt sich sehr augenscheinlich zeigen, daß diese Umstimmung der Begriffe weder so gewaltsam, noch so plötzlich, noch so durchgängig geschah, als man gemeiniglich glaubt; augenscheinlich zeigen, daß diese Umstimmung durch mehr, als einen Umstand, mehr, als ein Jahrhundert durch vorbereitet wurde u. s. f.

Plank Geschichte der protestantischen Kirche I. B.

Man hat über den Einfluß der Reformation auf politische, scientifische und moralische Gegenstände viel geschrieben. Das beste findet man doch gewiß in Schmids Geschichte, und so viel sich Facta durch Raisonnements entkräften lassen, in der Ehrenrettung der Reformation beysammen.

Da es schwer ist, in dieser Sache so ganz unpartheyisch zu seyn, so begnüge ich mich mit Anführung eines protestantischen und eines katholischen Philosophen, der gewiß keiner Hyperorthodoxie verdächtig ist.

Cäsar in den Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie gestehet ein, daß die Folge der Reformation Stillstand in der weiteren Aufklärung des Geistes, intolerante Sectirerey, Schwärmerey, Empörungen und Religionskriege, ewige Vermischung kirchlicher und politischer Angelegenheiten, Härte, Gewalt und Zwang an der Stelle sanfter Ueberredung, blutiger Geist in Criminalgesetzen, religiöse Ehrfurcht vor die Meynungen trüglicher Commentatoren und Epitomatoren, Scholastik unter etwas veränderter Gestalt war.

Der Verfasser der Europäischen Republik sagt: Gerade zu der Zeit, wo die Kirche und Geistlichkeit mit

Lastern

Lastern und Aberglauben ganz besudelt war, wo jeder Funke so leicht Brand werden konnte, wo eine unruhige Menge so leicht zur Gegenausschweifung konnte verleitet werden, mußte ein Mann aufstehen, der so viel in und vor sich zu haben glaubte, mußte widersprochen und durch Mißhandlung immer mehr aufgereitzet werden, mußte so sehr Mensch seyn, und der mußte den Vorhang wegreißen, daß jeder sah die Laster, aber nur die Laster sah, und so den Kern verkannte. Da war dann Rebellion, Schänden und Schmähen in noch so rohen Zeiten natürlich die erste Folge. Und da man nun einmal aus seinem noch so nöthigen Gängelbande gerissen war, wollten die Kinder mit schwachen Füßen allein gehen, verachteten und verlachten die Hand der Mutter und Wärterinn, stolperten und stießen so heftig aneinander, daß sie Arme und Beine brachen. Da hatte jetzt, weil die schützende Mutter verachtet war, der Despotismus volle Macht, die gelähmte Menschheit ins eiserne Joch zu zwängen. Daß aber doch die armen Tröpfe einigen Ersatz hatten, und weil auch Despotismus keine Krüppel brauchen konnte, so wurden die Aerzte, Philosophie, Handel und schöne Künste hervorgerufen, um die Brüche zu heilen, oder doch wenigstens wieder eine glatte Haut darüber zu ziehen: aber der gerade gutgebildete Mensch ist hin.

Theil IV. S. 53.

Undankbar würde es seyn, wenn wir läugnen wollten, daß die Reformation unseren Gelehrten ein großes Beyspiel, und verschiedene neue Antriebe zur Cultivirung des theologischen besonders biblischen Feldes, und somit auch vieler anderen Zweige der Litteratur gegeben habe: und daß die Control, die der römische Hof und die Geistlichkeit

durch

durch diese Gegenparthey beständig hatte, vielfachen Nutzen hervorbrachte.

Merkwürdig ist es doch immer, daß eben der Hauptpunkt, worauf die Reformation sich bezog, die Lehre von der Rechtfertigung, nun von beyden Seiten auf eine beynahe ganz ähnliche Art erklärt wird, und daß der Abstand in den einzelnen Lehren so groß lange nicht ist, als er zu seyn scheint.

Zu einer äußerlichen Vereinigung sind immer der Hoffnungen wenig da, und wehe der Religion, wenn durch politische Anstalten eine äußere Vereinigung bewirkt werden sollte! Es ist in der That ein auffallender Anblick für den Philosophen und den Christen, wenn er in der Geschichte findet, daß die Regenten über die Religion ihrer Unterthanen, Christen mit Christen, wie über Ländereyen und Grundstücke, tractirten, paciscirten und unterhandelten.

Es wird für Menschlichkeit und Christenthum mehr Ehre seyn, wenn jede Parthey in ihren eignen Busen greifet, und jede die intoleranten Gesinnungen und Handlungen gegen die andere in Abrechnung bringt.

Man wird nicht ferner sagen können, daß die katholische Lehre die Denkfreyheit in Religionssachen aufhebe (S. I. B. Vorr. S. XVIII.); daß die Katholiken in manchen Stücken hinter den Protestanten sind, ist so wenig eine Folge des Katholicismus, als man den Vorschritt des deutschen Gelehrten vor dem Engländer aus der Religion herleiten wird. Im Gegentheil hat ein Mann, der Katholiken und Protestanten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, die Bemerkung gemacht, daß die verhältniß-

mäßige Cultur des Geistes in dem protestantischen Theil der Nation abnehme, seitdem sie in der katholischen zunimmt. *

* Reinholds Briefe über die kantische Philosophie I. Th. S. 1.

Der Pabst und die Hierarchie haben nun nichts mehr fürchterliches, wenigstens nichts mehr, als ähnliche Anstalten bey den von uns abgesonderten Kirchen, und man hat die Gränzen der Unfehlbarkeit genau bestimmt. *

* S. Stattlers Plan zu einer Glaubensvereinigung.

Mißbräuche giebt es auf jeder Seite, und man hat gewiß von der unsrigen nicht ohne Gedeihen auf ihre Abschaffung hingearbeitet. Wer Menschen kennet, und religiöse Vorurtheile, wird es selbst billigen, wenn man dazu nicht die strengen und schnellen Mittel anwendet.

38.

Aus einem Hauptsatz, woraus die Reformation, wenn sie auf System Anspruch machen wollte, hätte ausgehen sollen, aber nicht ausgegangen ist, fieng man an, Folgen zu ziehen, freylich gegen die Meynung und Absicht der ersten Stifter, welche für das positive Christenthum äußerst bedenklich schienen.

Schon einige Zeit her und vor der neuesten Revolution in der Philosophie bemerkte man unter deutschen Gelehrten eine Neigung, das Positive aus dem Christenthum hinweg zuexegisiren, und es also ganz zu einer reinen Vernunftreligion zu machen.

Man sollte sich nicht sowohl über diese Erscheinung als darüber wundern, daß der Fall noch nicht früher eintrat:

und

und Herr Reinhold sieht es für eine Art von Inconsequenz an, nachdem man das System der Unfehlbarkeit aufgegeben hatte.

Schon um die Zeit der Kirchenreformation hat dieses ein Gelehrter vorhergesagt, * und auch wirklich äußerte es sich durch den Ursprung des Socinianismus.

* S. Montagne Versuche II. Buch XII. Hauptstück.

Diese Bemühungen, die neuesten Vorfälle in der Philosophie, und der Geist des Zeitalters scheinen das positive Christenthum einer gefährlichen Krise auszusetzen.

Aber auch dieses ist nichts ganz neues; eine kurze Uebersicht der Geschichte wird es zeigen.

39.

Zwey Stücke waren es von jeher, die der christlichen Religion beförderlich oder ihr hinderlich waren. Sitten und Philosophie. Aber sie zeigte von ihrer Entstehung an, daß die ersten sie nie entbehren konnten, und daß sie in ihrem Wesentlichen von der andern nie abhängig war. Jesus und sein Geist erweisen durch den Erfolg immer so deutlich, daß ihr großes Werk unerschütterlich sey: und dieses muß uns bey der gefährlichsten Krise unsere Hoffnung und Zuversicht unwandelbar machen. — Er muß regieren, bis alle Gegner überwunden sind. (I. Kor. XV.) Es waren im Grunde immer die nähmlichen Dinge, nur von zufälligen Umständen anders modificirt.

Sittlichkeit ist mit religiösen Ueberzeugungen am innigsten verbunden, und ihre wechselseitigen Einwirkungen, so wie sie aus der Natur der Sache selbst fließen, so können wir sie immer in der Geschichte der Zeiten auffinden. Schon

oben

oben hat man gesehen, daß das Christenthum die herrschenden Nationallaster, die durch Gesetze und Religion geschützte Immoralität besiegte, daß sie die Rohheit der mittleren Zeiten milderte, und das einzige Mittel war, welches immer wirkte und wirken konnte.

Unser Säculum charakterisirt Sinnlichkeit, und die damit so genau verbundene Gleichgültigkeit gegen Wahrheit. * Besonders wenn diese Wahrheit von der Art ist, daß sie dem Interesse jener schnurstraks entgegenstehet; sie kann sich um so mehr stärken, jemehr man anfängt, den untrennbaren Zusammenhang zwischen gewissen Wahrheiten und Pflichten einzusehen.

* Ein gewisser Skepticismus wird nicht wenig durch diejenige Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit begünstiget, die in unserem Zeitalter in dem Verhältnisse überhandnimmt, als die einseitige Cultur des eigennützigen Triebes durch den steigenden Luxus immer weiter um sich greifet, Geld immer ausschließender für den Maaßstab aller Realität angesehen, die philosophische Speculation immer enger mit der kaufmännischen verbunden, und von den Schriftstellern immer absichtlicher für den Kauf raisonnirt und lucubrirt wird. Mit der Vervielfältigung, Verfeinerung und zum Theil auch selbst der Verschönerung der Berührungspuncte des Sichtbaren und Handgreiflichen wird das Interesse an dem Unsichtbaren und Uebersinnlichen immer schwächer und seltener, und durch die künstlich erhöhte Reitzbarkeit der Organe, die überspannte Empfänglichkeit für angenehme und unangenehme Empfindungen und das dadurch aufgeregte Streben nach unnatürlichen Genüssen wird das Streben nach reiner und folglich intellectueller Wahrheit verdrängt, welches sich nur mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Lust und Unlust und mit einem ruhigen, heiteren und festen Blicke des Geistes verträgt.

Reinhold über den Skepticismus.

Man glaubt blos der positiven Religion entbehren zu wollen, und es ist Abneigung gegen alle Religion. Wir haben vor unseren Augen ein Beyspiel, wie genau Weichlichkeit und Frivolität mit Unmoralität, die Verwerfung der positiven Religion mit vollkommener Irreligion, und diese mit Barbarey und Wildheit zusammenhängen.

Doch muß man es nicht verschweigen, daß die üblen politischen Folgen theologischer Disputen, Vernachläßigung des wahren practischen Christenthums mit zu vieler Anhänglichkeit an das, was nur Beförderungsmittel desselben seyn sollte, auch einen entfernten Einfluß auf diese Gemüthsstimmung gehabt haben, die durch Verwerfung jedes Positiven in der Gesetzgebung und Regierung auch auf dieses Extremum geneigt war.

40.

Das andere, dessen Einfluß auf die Religion immer sehr wirksam war, ist die Philosophie des Zeitalters.

Sobald man anfieng die Religion wissenschaftlich zu behandeln, so mußte sich der Einfluß der herrschenden Philosophie wenigstens auf die Methode und auf die Vorstellungsart einzelner Wahrheiten bald äußern. Dieß bemerkte man schon in den Zeiten des Christenthums, die auf die Periode der Apostel und ihrer ersten Schüler unmittelbar folgten. Hiezu trug noch die Sitte der damaligen Zeiten bey, die Religion als eine Gattung von Philosophie zu behandeln. Aber über den Werth ihres Einflusses war man bald in den Urtheilen getheilet. Justin der Märtyrer und Klemens von Alexandrien * glaubten sich ihrer mit Vortheil zu bedienen: da hingegen Tertullian, der den Mißbrauch bemerkte, den die gnostischen Partheyen da-

davon zu machen anfiengen, die Philosophie die Mutter der Ketzereyen ** nannte.

* Strom. I.

** De Praescriptionibus.

Plato schien durch seine Speculation in dem Reiche des Uebersinnlichen, so wenig sie auch mit dem Christenthume verglichen werden konnte, wegen einer wenigstens entfernten Aehnlichkeit der christlichen Religion beförderlich zu seyn; und die Gelehrten unter den Christen waren meistentheils von ihrer Jugend an in die platonische Philosophie eingeweihet worden: — Darum sagt man, und einer sagt es dem andern nach, die Väter haben ihren platonischen Lehren den Stempel christlicher Dogmen aufgedrückt.

Allein man übertreibt sicherlich die Vorliebe der Kirchenväter für den Platonismus: eben darum, weil ihnen keine philosophische Schule, also auch die Akademie genugthuend war, verließen sie selbige, und giengen zur christlichen über: sie sagten im Gegentheil, daß Plato dasjenige, was er Wahres und Gutes hätte, den Schriften der älteren Offenbarung verdankte: und wenn sie wegen der Aehnlichkeit mancher ihrer Sätze mit den platonischen jene aus diesen erläuterten, so ist das noch lange nicht Platonismus statt christlicher Religion. Denn alle die Lehren, die man für platonische ansieht, haben sie aus der heiligen Schrift hergeholt und bewiesen, und sie sagen auch, daß sie sie nicht aus der philosophischen Schule, sondern aus den heiligen Urkunden und aus dem Glauben der Kirche geschöpft hätten, * und alle diese Lehren blieben unversehrt, nachdem die platonische Philosophie die herrschende zu seyn aufhörte.

* S. KEIL de doctoribus veteris ecclesiae culpa corruptae per platonicas sententias theologiae liberandis

Die neuplatonische Schule war gegen die christliche Religion viel zu feindselig gesinnt: sie waren in ihren Meynungen einander viel zu sehr entgegengesetzt, und der Abscheu dieser gegen ihre theurgischen Gebräuche hatte sie viel zu sehr von einander entfernt, als daß die Lehrer von ihnen ihre Sätze hätten entlehnen sollen.

Das will ich aber nicht läugnen, daß diese Philosophie in die Ascetik mancher Kirchenscribenten einen großen Einfluß hatte: aber welche dogmatische Lehren der Kirche sind denn neuplatonisch? —

Die Mißbräuche der Origenisten mit der platonischen Philosophie, und die subtileren Irrthümer über die Person Jesu waren Ursache, daß Plato's Ansehen fiel, und das Bedürfniß einer genaueren Dialektik erhob den Aristoteles über seinen Lehrer. Auch sein Schicksal war abwechselnd. Endlich erhielt er, von seinen arabischen Pflegvätern noch dazu sehr entfleischt, so wie in anderen Wissenschaften also auch in der Theologie die Oberhand: doch auch mit abwechselndem Glück. Da ihn eine Parthey als einen Atheisten wieder wegwarf, schien er einer andern zur Aufrechthaltung der Religion sogar Bedürfniß zu seyn. *

* Aristoteles war nothwendig vor der Menschwerdung des Wortes — er war der Vorläufer Christi in Rücksicht auf natürliche Geistesgaben, wie Johannes der Vorläufer Christi war, um ihm in Betreff der himmlischen Gnaden ein vollkommenes Volk vorzubereiten.

Problem. ARISTOT. cum eius vita.

Die scholastische Theologie war, nach Jerusalems Ausdruck, die Dornhecke um die Religion. Sie erhielt ihre Lehrsätze unter aristotelischen Formeln verborgen, und erstickte beynahe alle Empfindungen derselben. — Diese wollten die spätern Mystiker wieder wecken, wandelten aber auf unhaltbarem Boden. — Doch dieses gehört nicht hieher.

Als man die verschiedenen Systeme der alten Philosophen wieder hervorzusuchen anfieng, glaubte jede Parthey in dem Besitze der ächten Weisheit zu seyn, und jede hielt ihr System für das zuträglichste für die Religion, die andern hingegen für gefährlich. Endlich fieng man gar an zu fragen, ob etwas philosophisch falsch seyn konnte, was doch die Offenbarung als Wahrheit aufstellte.

Cartesius hatte seiner und seiner Schüler Meynung nach jedes Vorurtheil abgeworfen, und den einzig richtigen Weg zur Wahrheit gefunden — und was war natürlicher, als daß man seine Philosophie auch auf die Theologie übertrug? Aber bald wollten andere sehr viele Gefahr für die Religion darin ahnden, besonders nachdem Spinosa den cartesianischen Dualismus zu weit verfolgt hatte.

Leibnitz, der vielleicht eben dadurch auf die Fehler jenes Systems aufmerksam wurde, und die Wahrheit auf einem neuen Weg suchte, wandte seine Philosophie auf die meisten Religionssätze selbst an, und nachdem Wolf die Materialien desselben in eine systematische Form gebracht hatte, schien für Philosophie und Theologie nichts mehr zu thun übrig zu seyn. Bald ward der wolfische Dogmatismus in die theologischen Compendien eingeführt, — und andere fanden darin wieder den Atheismus, wie er im Cartesianismus war gefunden worden.

Nach

Nach einer kurzen Periode einer sogenannten eklektischen Philosophie, die man, wie selbst den Scepticismus für und gegen die Religion benützte, und vielleicht um so eher gegen sie benützen konnte, je weniger ihre Grundsätze fest bestimmt waren, erschien die kritische Philosophie, und man theilte sich wieder in den Urtheilen über ihren Werth oder Unwerth für das positive Christenthum: Die Geschichten sind zu bekannt, als daß sie einer mehreren Ausführung bedürften. (Man vergl. I. B. Vorrede.)

Endlich sagte es der große Stifter der kritischen Schule unverhohlen, wohin er die Sache gebracht zu werden hoffe: „Der Geschichtsglaube wird selbst aufhören, und in rei„nen für alle Welt einleuchtenden Religionsglauben über„gehen, wohin wir dann schon jetzt durch anhaltende „Entwicklung der reinen Vernunftreligion aus jener ge„genwärtig noch nicht entbehrlichen Hülle fleißig arbeiten „sollen.„

41.

Allein ohne auf die Frage hier wieder zurück zu kommen, ob die christliche Religion für diejenigen, denen die Kenntniß derselben möglich ist, absolut nothwendig sey, oder ob die Vernunftreligion hinreiche, die christliche nur die wirksamsten und tauglichsten Mittel an die Hand gebe, durch deren Hülfe die Menschen viel leichter, gewisser und im höheren Grade, und in der größtmöglichsten Zahl die Seligkeit erlangen könnten; so weiß ich nicht, ob die Gleichgültigkeit gegen sie mit den Aussprüchen der Vernunft zu vereinigen sey, man mag nun die Selbstvervollkommnung, oder eine Glückseligkeit jenseits des Grabes, oder endlich das moralische Gesetz als das höchste Gut des Menschen annehmen: ob es wünschenswerth sey, daß sie der reinen

Ver-

Vernunftreligion weichen solle, und ob man die Realisirung dieses Wunsches je erwarten könne, und zum Besten der Menschheit erwarten dürfe.

* Stattler am angeführten Ort. S. 207.

Man stellt das moralische Gesetz in seiner „furchtbaren Majestät„ auf, und glaubt ihm die allgemeine Huldigung eines so weichlichen Zeitalters zu verschaffen: * und viele sprechen diese Huldigung mit dem Munde nach.

* In der kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finsteren und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, – so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beyder auf den Willen des Menschen wirkender Principien – einen starken Anlaß dazu gegeben. – So rein er bey Untersuchung der Wahrheit zu Werke gieng, und so sehr sich hier alles aus objectiven Gründen erklärt, so scheint ihm doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjective Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nämlich die Moral seiner Zeit im Systeme, und in der Ausübung vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfküssen untergelegt hatte. Auf der anderen Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfectibilitäts Grundsatz, der um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt, und die Reform am drin-

gendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit so wohl da, wo sie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke — ohne Nachsicht zu verfolgen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affect in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moraliche Weichling dem Gesetze der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zu einem Spielwerk seiner Convenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beygelegt werden, die die kraftvolle Aeusserung moralischer Freyheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freyere Wahl zwischen Selbstachtung und Sebstverwerfung, als der Sinnensclave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Mußte schon durch die Imperatife Form des Moralgesezes die Menschheit angeklagt, und erniedriget werden, und das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? war es wohl bey dieser imperatifen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst giebt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freyheitsgefühl verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesezes annahm. —

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem äußeren Geist eines Gesezes vertragen, das ihn mehr durch Furcht, als durch Zuversicht, das ihn — nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert?

sichert? — Nimmermehr kann die Vernunft Affecte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eignen Achtung steigen. u. s. f.

Schiller über Anmuth und Würde. Seite 69 folg.

Und noch dazu glauben einige, es gehöre zur wahren Größe und Vollkommenheit des Menschen mit, wenn er der religiösen Antriebe zur Beobachtung des moralischen Gesetzes entbehren könne: eine Achtung des Gesetzes, und eine Selbstachtung soll ihre Stelle ersetzen.

Aber diese Selbstachtung, um nicht Täuschung zu seyn, wie jene des Stoikers, muß doch voraussetzen die Vernunftmäßigkeit jenes Gesetzes, und die Möglichkeit durch den Gehorsam gegen dasselbe sein vollständiges höchstes Gut zu erlangen: sonst würde das Gesetz unvernünftig, widersprechend, und somit unverbindlich vorkommen, also jede Achtung und Selbstachtung als Täuschung angesehen werden, und somit das Gesetz alles Antriebs beraubt seyn: es wird unmöglich seyn gegen die Forderungen der Sinnlichkeit, deren Unrechtmäßigkeit dann nicht kräftig bewiesen werden kann, auszuhalten ohne Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung; und dieß zwar nicht blos bey einem verdorbenen Geschlecht, und bey schon bösem Willen: und wie hier aus einem bösen Willen ein guter werden könne, läßt sich gar nicht einsehen (Vergl. I. Band. Vorrede XI. folg.)

Darum hat man auf der anderen Seite die Nothwendigkeit der Religion, aber nur der Religion der reinen Vernunft, eingestanden: und diese Religion ist ein Postulat der Annahme des moralischen Gesetzes und der Mög-

lichkeit seiner vollständigen Wirksamkeit. Aber das oberste Princip aller Sittengesetze ist auch Postulat, gegen welches die Dialectik der Sinnlichkeit mancherley theoretischen Einwürfen die größte Stärke giebt; eben wie sie ein Schwanken zwischen der als Postulat angenomenen Vernunftreligion, welche in theoretischer Rücksicht Hypothese ist; und den theoretischen Zweifeln dagegen bewirken kann.

Und glaubt man wohl alle jene Postulate, wenn sie auch gegen die Einwürfe durch einen schon guten Willen, der doch erst daraus möglich werden muß, allgemein faßlich zu machen? wird in der Deduction derselben nicht eben der Partheygeist, wie unter den Christen, mit eben den schlimmen, oder noch schlimmeren Folgen herrschen? wird der Partheygeist nicht eben die Intoleranz, die sich jetzt schon äußert, hervorbringen? wird es nicht nothwendig werden, wieder zu etwas positiven seine Zuflucht zu nehmen? wird nicht durch zu vieles Raffinirien dem gemeinen Mann, und dazu gehört nicht blos die handarbeitsame Classe, die Religion und somit die Stütze der Moralität ganz entzogen werden, und Irreligion und Immoralität an die Stelle des Christenthums treten?

Sollte also nicht selbst der Geist unseres Zeitalters uns dahin vermögen, dem moralischen Gesetze alle mögliche Unterstützung zu verschaffen, gegen welches so manche Foderungen kämpfen: eben dieses sollte uns vorsichtig machen, der natürlichen Religion nichts zu entziehen, wodurch sie auch in theoretischer Rücksicht, wo sie nur als Hypothese auftritt, unterstützt würde? und dazu taugen gewiß historische Gründe, wie sie die christliche Religion aufstellt, und worauf sie sich gründet, in vieler Rücksicht am besten: sie hat unwidersprechlich Gutes gewirkt: — aber Gefahr ist

es

es wenigstens, ob die von ihr entblößte natürliche Religion dieses wirken könne: und warum die Menschheit einer solchen Gefahr aussetzen, da sichere Mittel da sind?

Nimmt man einmal die christliche Religion an, so muß man sie, wenn man ihr nicht selbst alle Gründe entziehen will, als eine positive (in gereinigtem Verstande des Wortes) annehmen: man muß annehmen, daß sie mehr enthalte, als die Vernunftreligion, daß sie eine Offenbarung nicht blos der Form, sondern auch der Materie nach enthalte, als die Vernunftreligion, daß sie eine Offenbarung nicht blos der Form, sondern auch der Materie nach enthalte.

Hat man die christliche Religion als eine positive anerkannt, so würde sie aufhören, dadurch auf Moralität wenigstens in denen ihr eignen Wahrheiten wirken zu können, wenn nicht ein Mittel vorhanden wäre, wodurch diese Wahrheiten zur allgemeinen Beruhigung und mit unerschütterlicher Zuversicht erkannt werden könnten. *

* Der Herr von Cambray (Fenelon) hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß man kein weiser Deist seyn könne, ohne Christ zu werden, noch ein weiser Christ, ohne Katholik zu seyn.

Le Chevalier Ramsey dans le vie de Monf. Fenelon p. 139.

VII.

Lehre von den Wirkungen Gottes auf Verstand und Herz der einzelnen.

Die Herrschaft der Gnade ist so liebreich und heilig: sie ziehet das Herz an, und das Herz vereinigt sich mit ihr. Wir wandeln immer an ihrer Hand; so verdienen wir, und müssen unsere Verdienste Gnaden nennen. Gott, unter dessen Herrschaft wir immer stehen, rühret und erleuchtet durch seine Eingebungen; und der Mensch handelt immer frey, und wirkt mit.

Racine Poëme sur la grace. Chant. III.

I.

Die Anstalten der Gottheit um die Menschen zu ihrem vollständigen höchsten Gute zu leiten, sind Anstalten zum Besten jedes Individuums, und ihre Wirkungen beziehen sich auf die einzelnen: Denn Gott kennt seine Geschöpfe nicht nach Gattungen und Arten.

In der Lehre von der Vorsehung ist schon mehreres darüber gesagt worden; und jeder, der die Geschichte seines Lebens mit Aufmerksamkeit und Bescheidenheit überdenket, wird daraus erkennen, daß er der Gegenstand der Vorsehung war; und er wird keinen Tag darin finden, den nicht unverdiente Beweise der Güte Gottes gegen ihn (Gnaden) auszeichnen.

Hierüber öfters nachzudenken, ist Pflicht, um in uns Dankbarkeit und Vertrauen, Liebe gegen Gott und Menschen

zu

zu stärken. Wir sollen aber jedes Gute, das uns zukömmt, so betrachten, als wenn es nicht nach allgemeinen Naturgesetzen erfolgte, sondern als von Gott dem Allwissenden und Allgütigen Urheber jener Naturgesetze für uns besonders bestimmt. * Diese Betrachtung wird uns jedes Gute, das wir genießen, schätzbarer machen, seinen Genuß freudiger und edler, und wird uns zu wahrer Dankbarkeit antreiben, die hauptsächlich darin mit besteht, daß wir es nach dem Willen desjenigen anwenden, von dem es uns zufließt. Darum sagt Paulus: ihr möget essen, oder trinken, oder sonst etwas anders thun, thut es mit Dank gegen Gott und zu seiner Ehre. (I. Kor. X. Kolos. III.)

* Den Göttern habe ich es zu verdanken, daß ich gute Voreltern, Eltern, Geschwistrige, Lehrer, Freunde und alles Gute erhalten habe, daß ich keinen mit Fleiß beleidiget habe, ob ich gleich so beschaffen war, daß ich es bey Gelegenheit gethan haben würde: aber es war göttliche Vorsehung, daß sich keine solche Gelegenheit ereignete. Gott habe ich es zuzuschreiben, daß ich meine Unschuld erhalten habe: daß ich einer solchen Erziehung genoß, die mir es bewiesen, daß man auch bey Hofe ohne Weichlichkeit leben könne, daß ich einen Bruder hatte, dessen Beyspiel mir Lehre war, daß ich gute Kinder bekommen habe, daß mich mein Fortgang in Studieren nicht stolz machte — daß ich öfters und deutlich mich der Pflicht erinnerte, vernünftig zu leben, daß ich so viele Einsprüche, gut zu leben, von den Göttern erhalten, und ihnen auch gemäß gelebt habe: u. s. w.

Der Kaiser Antoninus in seinem Buche an sich selbst. I. 12.

Alles, was wir sind, haben wir Gott zu verdanken: wenn wir auch glauben, durch unseren Fleiß und auf andere Art dazu beygetragen zu haben, so müssen wir bey genauerer Betrachtung bald einsehen, daß alles dieses, die

Möglichkeit dieses Fleißes, seiner Anwendung, und der Erfolg von Umständen abhienge, die die Vorsehung, noch ehe wir waren, bereitet hat. (vergl. Jakobi IV. 13. folg.)

Darum ist nichts philosophischer als Pauli Ausspruch: Was hast du, o Mensch, daß du nicht von Gott empfangen hast? und wenn du es empfangen hast, warum erhebst du dich dessen, als wenn du es nicht empfangen hättest?

2.

Die Offenbarung führt uns einen großen Schritt weiter. Sie belehrt uns nicht blos über unsere Abhängigkeit von Gott als einem Allgütigen, Allmächtigen und Allweisen, von dem wir jederzeit die heilsamsten Verhängnisse unseres Schicksales zu erwarten haben; sie richtet uns durch diesen Glauben nicht bloß zum festesten Vertrauen zu ihm auf: sondern sie belehret uns auch von dem Beystande, den wir in der Erreichung unseres höchsten Zweckes von ihm zu gewärtigen haben.

Da sie uns über den Verfall der menschlichen Natur belehret, wodurch wir leicht niedergeschlagen werden könnten; so läßt sie uns nicht in Verzweiflung, unser letztes Ziel zu erreichen; sondern sie belehrt uns auch über diejenigen, unverdienten Aeusserungen der Güte Gottes, wodurch unser moralisches Vermögen ergänzt werde: sie lehret uns, daß es Gnadenwirkungen gebe.* Um uns aber weder der Schwärmerey blos zu geben, noch in träge Unthätigkeit einzuwiegen, belehret sie uns auch näher über dieselben und ihr Verhältniß zu unserer Thätigkeit.

* Kant die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft. S. 250.

Blose theoretische Kenntniß, blose Erweiterung unseres Wissens über diese Gegenstände ohne alle Beziehung auf die Besserung des Menschen würde für uns unnütze Speculation und eben darum kein Hauptgegenstand einer göttlichen Offenbarung seyn können.

Die Bibel spricht aber öfters von diesen unverdienten Aeusserungen der Güte Gottes zur Bewirkung unserer Moralität (Gnadenwirkungen): der Unterricht hierüber kann also keine Speculation seyn; es läßt sich auch in der That bald einsehen, daß es keine sey. Denn erfordert einmal die Lage unseres moralischen Vermögens, eine übernatürliche göttliche Hülfe, so ist es zu unserer Beruhigung gewiß Bedürfniß, zu wissen, ob wir eine zu erwarten haben: Glaubt jemand an den Verfall der Menschheit, wie ihn die Schrift lehret, so ist ihm hierüber Belehrung um so nöthiger, je leichter er sonst in seinem Begriffe von der Gottheit überhaupt irre werden könnte. Glaubt er nicht daran, hält er die Beschaffenheit des moralischen Menschen blos für natürliche Schwäche, so wird ihm die Lehre von der göttlichen Gnade jede Entschuldigung benehmen, die ihm jene geglaubte Beschaffenheit leicht an die Hand giebt.

Sind wir einmal überzeugt, daß unsere Hoffnung eines göttlichen Beystandes nicht umsonst ist, so liegt uns daran, unterrichtet zu seyn, auf welchen Wegen diese Ereignisse sich zutragen, ob wir gleich nicht zu wissen brauchen, wie sie geschehen. Dieses kann aber in einer schriftlich verfaßten Offenbarung nicht so leicht geschehen, ohne daß von der Beschaffaffenheit dieser Hülfe nicht auch mancher Lichtstrahl mit verbreitet werde; den wir freylich nicht ungenützt lassen dürfen.

Uebrigens ist es leicht einzusehen, wie durch diese Lehre Liebe und Vertrauen zu Gott, * wahre Demuth und Bescheidenheit gegen Gott und den Menschen, und Muth in dem Streben nach Tugend befördert werde.

* Um Stärkung nach Tugend mit der gewissen Ueberzeugung zu beten, daß ein göttlicher Beystand die Absichten und Bestrebungen eines redlichen Herzens nicht werde vergeblich und hülflos seyn lassen, das muß nothwendig so viel stärkere Flügel ansetzen, sich mit Muth über die Welt zu erheben, das muß so viel mehr edle Wärme und getroste Zuversicht in das Gemüth bringen, und also den Fortgang im Guten schneller und angenehmer zugleich machen. Ich glaube auch nicht, daß irgend jemand ein wirklich rechtschaffener Mensch geworden, der dieses große und entscheidende Mittel seiner Besserung geringschätzig gehalten oder vernachlässiget hat.

Spalding von dem Werth der Gefühle im Christenthum. S. 227.

Nachläßigkeit in dem Tugendwandel kann nur dann befürchtet werden, wenn die Lehre einseitig gefaßt wird: im Gegentheil wird die Zuversicht des Erfolges den Menschen wahren Muth gewähren; sie wird ihn aber auch um so treuer und vorsichtiger machen, je mehr er überzeugt ist, daß er höherer Kraft bedarf, und daß sie ihm Gott aus bloßer unverdienter Güte ertheile: wie dieses Paulus klar sagt (Philipp. II. 12. 13.).

Man hat sich beym Vortrage dieser Lehre oft blos in übersinnliche Speculationen verstiegen, und durch diese Disputen Kirche und Staat beunruhiget: man hat um den Ertheiler der Gnade zu erheben, den Schöpfer der Natur so zu sagen herabgesetzt: * als wenn nicht der Schöpfer der Natur auch der Ertheiler der Gnaden wäre, und als wenn nicht alles Gute in der Natur auch das Geschenk dessen

wäre,

wäre, von dem, als dem Urheber alles Guten auch alles Gute kömmt, und nichts als Gutes kommen kann. (Jakobi I. 17.) Man hat endlich durch zu subtile Untersuchungen die Gläubigen in gefährliche Irrgänge hineingefährt.

* Hielten wir uns mehr an den Geist der heil. Schrift, und wenn ich so reden darf, an den ganzen darinn herrschenden Ton, der so wahr und der Natur der Sache so vollkommen gemäß ist, so würden wir in allen dem, was an dem Menschen Gutes ist, und von ihm Gutes geschieht, mehr Gott finden, und mehr sein beständiges Werk erkennen. Mir scheint es ein überaus einleuchtender und göttlicher Vorzug der Offenbarung zu seyn, daß darinn alles so gerade auf Gott bezogen wird, daß er schlechterdings als die einzige ursprüngliche Ursache von allem, was etwas Wesentliches, was nicht eigentlich Mangel und Verderben ist, angegeben wird. In unseren natürlichen Anlagen, Kräften und Verhältnissen ist augenscheinlich nichts unser eigenes. Die Veranstaltungen, Umstände und Gelegenheiten, worinn jene zu einer gehörigen Aeusserung und Anwendung kommen, machen wir leben so wenig selber. Beydes ist so völlig außer der Herrschaft und dem Eigenthumsrecht des Menschen, als irgend etwas, was in der genaueren und gewöhnlicheren Bedeutung des Wortes Gnade genennt wird; und beydes kann ihm also nicht den geringsten Grund zu einer Selbsterhebung geben. — Was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hast, so du es aber empfangen hast, was rühmst du dich denn, als der du es nicht empfangen hättest? (I. Kor. I.) Dann bleibt dem Menschen nichts übrig; er muß es fühlen, daß er nichts von sich selbst hat und kann, und alle Ehre ist Gottes.

Spalding a. O. S. 122.

3.

Der Mensch, der zur Veredlung hienieden und zu einer ihr correspondirenden Glückseligkeit in einer anderen Lebens-

periode

periode geschaffen ist, muß diesen Zweck erkennen. Seine Handlungen, wodurch er darnach trachtet, dürfen nicht Wirkungen eines blinden Triebes seyn; sie müssen die Frucht der Erkenntniß der Pflicht, ihrer Materie und Form nach, seyn; und um sie vollständig und durchgängig auszuüben, muß er, wie Paulus sagt, glauben, daß Gott ist, und daß er denen, die ihn aufrichtig suchen, ein Belohner ist. (Hebr. XI.)

Die Bibel nennt diese Belehrungen in einem sehr passenden Bilde, Erleuchtung, das wahre Licht kam auf die Erde und erleuchtete die Menschen. (Joh. I. 9.

Freylich Gott hat den Geist des Menschen so eingerichtet, daß er eine moralische Pflicht und einen moralischen Urheber und Regenten des Weltalls anerkennen kann. Allein wie leicht wird diese Kenntniß verfälscht? wie viele Einflüsse streben ihr entgegen? wie unvollkommen war sie auch bey den weisesten Männern?

Die Güte Gottes kam durch Offenbarung zu Hülfe, erklärte dadurch nicht blos unsere Pflichten der Form und Materie nach, sondern belehrte die Menschen auch von den Wahrheiten, die damit so innig verknüpft sind.

Die Belehrung (Erleuchtung) geschieht nun gemeiniglich durch Menschen, die von jenen Dingen die nöthige Kenntniß haben, (Röm. X.) durch eine von Gott eingesetzte, und von seinem Geiste unterrichtete Lehranstalt, (Ephes. IV.) oder durch eigenes Lesen in den Urkunden der Offenbarung und solcher Schriften, die jene erläutern.

Hieraus ergiebt sich aufs neue die Wichtigkeit des Lehramtes, und die große Pflicht der Lehrer, treue Haushalter Gottes zu seyn. (I. Kor. III.) Die Pflicht, die ihnen ob-

obliegt, die heilsame Lehre sich so im Verstand und im Herzen eigen zu machen, daß man sagen kann, Jesus rede durch sie.

Auch die Pflicht, sich in den heilsamen Lehren so zu unterrichten, daß weder Unwissenheit noch schiefe Vorstellung die ächte Beobachtung der Pflicht hindere. (Sieh I. Band Vorrede.)

4.

Freylich haben nicht alle Menschen die Gelegenheit, sich auf solche Art zu belehren. Der Beruf der Christen wird darum als eine ganz unverdiente Aeusserung der Güte Gottes so oft von den Aposteln vorgestellt, zugleich aber in Verbindung mit der Pflicht, durch einen guten Lebenswandel dieser großen Gnade zu entsprechen. (I. Petr. I, 10.) Sie sollte bey uns mehr die Wirkung haben der Treue und der Dankbarkeit gegen Gott, und der Bescheidenheit gegen unsere Nebenmenschen, als daß wir uns darum für besser als sie achteten, oder die Wege auszuklügeln suchten, auf welchen der allgemeine Vater diese, auch seine Kinder wie wir, zu ihrem letzten Ziele führen werde. Wer bist du, sagt in einem ähnlichen Falle der Apostel, der du dich unterstehest einen fremden Knecht zu richten? Steht er, so steht er seinem Herrn, fällt er, so fällt er ihm. Aber der Herr kann ihn doch aufrichten, daß er so gut stehet, wie du. Du stehest durch den Glauben. Gut! Aber erhebe dich dessen nicht, sondern sey vielmehr demüthig. (Röm. XII.)

Merkwürdig ist, was Paulus bey einer anderen hieher ganz passenden Gelegenheit sagt (I. Kor. XI.): Ich will euch, meine Brüder! ins Andenken bringen, daß unsere Väter alle unter der Wolke gewesen, alle durch das

Meer

Meer gegangen; alle durch Mosen in der Wolke und in dem Meere getauft worden sind; alle einerley geistliche Speise gegessen, alle einerley geistlichen Trank getrunken haben. (Theilnahme an einerley Vorbildern der christlichen Sacramente) — Doch hatte Gott an den meisten unter ihnen kein Wohlgefallen. — Dieß ist uns zum Beyspiel geschehen. —

Und machen uns denn die besseren Einsichten besser? Nicht der Glaube, sagt Jakobus II.) nicht die Erkenntniß von Wahrheiten, sondern ein diesen Erkenntnissen gemäß eingerichteter Lebenswandel gilt vor Gott. Sie werden uns vielmehr vor dem Herrn sträflicher machen: denn der Knecht, der des Herrn Willen weiß, und ihn nicht erfüllt, ist sehr strafffällig, sagt Jesus. Und Paulus: du kennst den Willen Gottes, weißt Recht und Unrecht zu beurtheilen, weil du aus dem Gesetze unterrichtet bist; beredest dich, du seyest ein Führer der Blinden, ein Licht in der Finsterniß — du aber, der andere lehren will, lehrest dich selbst nicht. (Röm. II. 18. 19. folgg.)

Und hängt denn nicht unser ganzer besserer Unterricht von Ursachen ab, die nicht in unserer Gewalt standen, die schon zu unserem Beßten wirkten, ehe wir noch existirten: von Ursachen, die ganz außer unserem Wirkungskreise lagen? Was hast du, o Mensch! daß du nicht anderswoher erhalten hast, und hast du es anderswoher erhalten, warum rühmst du dich dessen, als wenn du es nicht erhalten hättest? (I. Kor. I.)

5.

Aber nicht nur hängt die Gelegenheit eines besseren Unterrichtes so ganz von Umständen ab, die wir nicht hervorbringen konnten. Die Betrachtung unserer Natur führt

uns

uns noch weiter: wenn wir bedenken, daß der verdorbene ganz sinnliche Mensch den Gesetzen widerstrebe, die seine Sinnlichkeit so sehr einschränken, so ergiebt sich leicht, daß eben diese überhängende Neigung die Kenntniß des Gesetzes verdunkle, und verfälsche, endlich wohl gar den Glauben an Gott unterdrücke; denn man weiß, wie genau der Glaube an eine Gottheit mit dem Glauben an Moralität, und dieser mit dem Streben nach Moralität zusammenhänge.

Wenigstens entsteht ein steriler Glaube, ein todter, wie ihn die Schrift nennet. (Röm. VII. 7. VIII. 3. Man vergleiche Pauli Schilderung (Röm. I. S. I. Band S. 212.): Wie leicht hört man die heilsame Lehre blos aus Vorwitz, wohl gar mit bösem Herzen an? (Joh. VI.) Wie leicht benehmen die Leidenschaften, die Anhänglichkeit an irdische Güter den beßten Lehren die Wirkung? (vergl. das Beyspiel Apostelg. XXIV. 25.) Jesus hat dieses in der schönen Parabel vom Säemann deutlich erklärt. (Math. XIII.)

Darum sagt uns auch die heilige Schrift dasjenige klar, was uns die Betrachtung des Menschen schon vermuthen ließ, daß nebst den ordentlichen Wegen der Vorsehung zur Belehrung, und nebst den Lehren selbst noch eine besondere göttliche Wirkung auf den Menschen erfordert werde. Um diese bittet Paulus (Ephes. I. 17. 18.), nämlich daß Gott die Augen des Geistes seiner Schüler aufhellen möge, (Ephes. III. 14. folg.) daß Gott nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit durch seinen Geist die Gemüther stärke, damit Christus durch den Glauben in den Herzen wohne. Er nennet dieses eine überschwängliche Wirkung seiner in uns wirkenden Kraft; er schreibt es Gott zu, daß seine Zuhörer die heilsame Lehre mit gutem Herzen aufgenommen haben (I. Thess. II. 13.), ihm schreibt er den Anfang des Guten in dem Christen, welches durch Erkenntniß

geschieht zu. (Philipp. I. 6.) Selbst denen, sagt-er, die der Wahrheit widerstehen, kann Gott die Augen öffnen. (II. Tim. II. 25.) Der Lehrer hat nach Pauli Ausdruck sich gar nichts zuzuschreiben (I. Kor. III. 5.), sondern das Gedeihen der Lehre muß von Gott kommen. Selbst wenn der Lehrer aus böser Absicht die heilsame Lehre verbreitet, kann es der Geist Gottes zum Beßten der Zuhörer wenden. (Philipp. I. 19.)

So oft wir mit aufrichtigem gutem Herzen die heilsame Lehre annehmen, so geschieht dieß nach den klaren Aeußerungen der h. Schrift durch die Hülfe Jesu. (Apostelg. XVI. 14.) Er entfernt die Einflüsse der verderbten Natur. (Röm. VII. 18.) den verblendeten Sinn, und die Gefühllosigkeit des Herzens. (Ephes. IV. 18.)

Hieraus folgt aber nichts weniger, als daß wir ganz sorglos diese Wirkungen erwarten dürften. Wir sind schuldig, die Belehrungen, die uns die Vorsicht verschafft, anzuhören, und ohne dieses zu thun, würden wir freventlich auf übernatürliche Erleuchtungen harren. Aber Gottes Werk ists, wenn diese Belehrungen von der Verdorbenheit unserer Natur nicht ihres Effects beraubt werden.

So oft wir also eine gute Belehrung erhalten, so müssen wir sie um so genauer bewahren, weil es ein Geschenk Gottes ist, von dem die Belehrung herkömmt, weil es eine Verfügung seiner Vorsehung ist, daß sie eben auch uns zugekommen ist. So oft wir uns von dieser Belehrung practisch überzeugt finden, müssen wir es als eine Wirkung seines Geistes auf uns dankbar und demüthig ansehen.

Es ergiebt sich hieraus leicht die Pflicht, den Religionsvorträgen beyzuwohnen: * und wo dieß nicht geschehen kann, sie auf andere Weise gewissenhaft zu ersetzen. Auch

die

die Beschaffenheit des Gemüthes, die Vorbereitung, mit der alles dieses geschehen soll, ergiebt sich hieraus.

* Die öffentliche Belehrung von den wichtigsten und trostvollesten Wahrheiten der Religion ist eine Wohlthat, die jeder Christ dankbar schätzen und benützen sollte, auch ohne ausdrückliche Gesetze dazu angehalten zu seyn. Diesen Unterricht vernachläßigen, wäre Undank, Gleichgültigkeit, Geringschätzung. Vernunft und Religion legen die Pflicht auf, ein so gemeinnütziges Heilsmittel nicht zu versäumen. Es mag oft Hindernisse geben; darum kann das Gesetz nicht alle einzelne Fälle bestimmen. Aber ist es nicht insgemein Kaltsinn gegen die Religion, Bequemlichkeit, Trägheit, Stolz, Scheu vor dem Spiegel der Wahrheit, was so viele, die doch des Unterrichts noch sehr bedürften, davon zurückhält?

Zugegeben, daß du schon alles wissen solltest, und dir schon selbst sagen, oder aus einem guten Buche schöpfen könntest, was du in der Predigt hören wirst, wird es aber auch geschehen? — Du wirst in der Predigt vielleicht nichts neues hören? aber bedarfst du keiner Erinnerung, keiner Aufmunterung, keiner Stärkung? Wenn die bekannteste Lehre des Christenthums dir neue Freude macht, dir neuen Trost, und Muth giebt; wenn die Vorstellung der bekanntesten Pflichten dich beschämt, dir zeigt, wie weit du noch zurück bist, dich zur treueren Ausübung erweckt, dann bist du sicher, daß nicht der Mann, welcher redete, nicht die Neuheit und Zierlichkeit des Vortrages, sondern die Sache selbst es war, wodurch du gerührt, und gebessert wurdest. u. s. f.

Reiter.

Mehr hievon gehört in die Ascetik.

5.

Sieht der Mensch die Heiligkeit und Unerläßlichkeit des göttlichen Gesetzes ein, und hält er seine Handlungen und

die Verdorbenheit und Schwäche seines Gemüthes dagegen, so befällt ihn auf einer Seite Furcht wegen des Vergangenen, und Muthlosigkeit wegen der Zukunft.

Er sieht ein, daß er wegen seinen unmoralischen Handlungen in einer zukünftigen Lebensperiode eine Congruenz seiner Schicksale damit zu erwarten habe, er sieht ein, daß, weil er selbst aus eigner Schuld einen Theil seines höchsten Gutes verfehlt hat, er auch des andern nicht theilhaftig werden könne. Betrachtet er nun noch dazu das Gesetz, als den Willen desjenigen, in dessen Hand seine Schicksale stehen, und der ihn einst nach seinen Verdiensten behandeln muß, so sieht er seine Vergehung zugleich als eine Verachtung nicht blos des Wesens an, von dem alles was er hat, und was er erwartet, herkömmt, sondern dem er schon an sich die größte Achtung und Gehorsam schuldig ist.

Dieser Gedanke lag so schwer auf den Menschen, daß er sie zu den entsetzlichsten Büßungen, zu den abergläubischsten Gebräuchen und zu den grausamsten Maasregeln verleitete. Ueberall Versöhnungsmittel und doch für die Vernunft keine Befriedigung.

Selbst der Vorsatz der Besserung berechtigte den Menschen nicht, die Aufhebung von Strafen zu hoffen, die er vorher verschuldet hatte. Und wie läßt sich selbst ein solcher Vorsatz einer wahren Besserung denken in einer Gemüthslage der gerechtesten Furcht, sich wider eine Macht, die unwiderstehlich und heilig und gerecht ist, freventlich verfehlt zu haben?

Die geoffenbarte Religion hat uns durch die Lehre von der Genugthuung Jesu Beruhigung verschafft, und hätte

sie

sie auch sonst nichts tröstliches, nichts in dem Tugendweg ermunterndes auf die Erde gebracht, so würde sie schon dadurch unendliche Verdienste, mehr als jede Philosophie, um die Menschheit haben.

Aber nur bey wahrer Besserung darf der Mensch hoffen, daß er der Früchte dieser Genugthuung theilhaftig werde. (S. Band II.)

Der Mensch muß also dasjenige, was er gethan hat, wirklich und aufrichtig mißbilligen, es verabscheuen: so viel an ihm liegt, die Folgen des Uebels außer sich und in sich tilgen, und einen umgeänderten Lebenslauf nicht blos vornehmen, sondern auch auszuführen suchen.

Soll nun aber die Verabscheuung dazu dienen, um den Sünder in das alte Verhältniß mit Gott zurück zu führen, so muß sie nothwendiger Weise eine Rücksicht auf Gott haben.

Diese Rücksicht kann nun verschieden seyn. Da der Mensch auf seine Glückseligkeit in einer anderen Lebensperiode nicht Verzicht leisten kann, so kann und muß er auch die Sünde darum verabscheuen, weil sie ihm jene Glückseligkeit unmöglich macht.

Er muß einen Gott annehmen, durch dessen Anstalten das moralische Verhalten des Menschen in eine Harmonie mit seinen Schicksalen kommen wird. Die Offenbarung sagt ihm dieß deutlicher, sie lehrt ihm geradezu, daß großes Elend jenen zukommen werde, die Gottes Geboten ungehorsam waren. Also die Sünde darum verabscheuen, ist an sich gut; aber sich dabey begnügen wollen, hieße, auf dem Anfange des Weges stehen bleiben. Reiner ist schon der Antrieb, wenn man die Sünde darum verabscheuet, nicht weil sie uns unglücklich macht, sondern weil sie uns

der Glückseligkeit beraubet, besonders wenn der Begriff von Glückseligkeit zugleich auch rein und moralisch ist. Verabscheuet sie der Mensch aus dem Grunde, weil er betrachtet, daß Gott aus bloser Güte, Anstalten, ihn einst zu beglücken, getroffen, und daß er aus eben dieser Güte ihm schon so manches Unterpfand derselben geschenket hat, dessen Güte er mit Undank vergilt, und dem er es unmöglich macht, ihn ferner zu beglücken, so gesellet sich schon ein edlerer Antrieb dazu, und die Selbstliebe hat weniger Antheil dabey.

Betrachtet er endlich die Sünde als dasjenige, was dem Willen des heiligsten Wesens, dem er die höchste Verehrung und Gehorsam schuldig ist, (practische Liebe Gottes als des höchsten Gutes) widerstrebt und widerstreben muß; so hat die Verabscheuung der Sünde das edelste Motiv, und dieses in sich wirksam zu machen, dazu ist der Mensch immer zu trachten verpflichtet.

Es ist sehr gut, wenn man selbst mit diesem erhabenen Gedanken denjenigen verbindet, daß das Wesen, dessen Willen man practisch verachtet hat, dasjenige ist, von dem man einst sein Schicksal in einer andern Welt erwartet, und dessen Vaterliebe uns schon hienieden ein so großes Unterpfand davon gegeben hat, besonders darin, daß er um unsere Glückseligkeit möglich zu machen, seinen eignen Sohn nicht verschonte. (Röm. VIII.) So wird sich mit jener Achtung eine moralische Zuneigung verbinden, welche die Reue über die Sünde wirksamer macht.

Eine gewisse Empfindung ist zwar bey dieser Gemüthsbeschaffenheit nicht wesentlich, die öfters eine Wirkung des Temperaments und unächter Triebfedern seyn kann. Aber so viel ist doch immer richtig, daß jene aufrichtige Verab-

scheuung mit einer Gattung von Traurigkeit verbunden ist, von der Paulus ganz philosophisch richtig sagt, daß sie dauerhafte Besserung wirke. (II. Kor. VII.)

Wer bey jedem geringen Verluste, bey jeder Beleidigung desjenigen, den er liebt und achtet, gleich so empfindlich gerührt wird, dessen ganz unempfindliche Reue bey Betrachtung seiner Sünden ist gewiß verdächtig.

So wie sich die Reue in ihrer Intension verschiedentlich äußert, so gesellen sich zu ihr manchmal andere Gemüthsbewegungen; und selbst die Traurigkeit äußert sich verschiedentlich, und vielleicht bey dem edelsten in einem feyerlichen Ernste, zu welchem sich eine Schaam gesellet, und mit ihr ein herabgestimmteres Urtheil über uns selbst.

Bey anderen, die lebhafterer Eindrücke fähig sind, ist manchmal die Mißbilligung mit Heftigkeit, Angst, Furcht und dergleichen traurigen Gemüthszuständen verknüpft, die aber öfters Folgen nicht der edelsten Triebfedern sind, manchmal gar von der Eigenliebe entspringen, der die Unvollkommenheit unseres Selbst entweder unausstehlich ist, oder die mehr Sklaven- als Kindersinn hat.

Es giebt eine ängstige, unruhige, niederschlagende Bußtraurigkeit; aber auch eine wehemüthige, demüthige, hoffnungsvolle, und wirklich erhabene.

Mit der Mißbilligung der Sünde muß ganz natürlich der Vorsatz verbunden seyn, nicht nur dasjenige, was man mißbilligte, nicht ferner zu thun, sondern auch so viel an uns liegt, jede Folgen davon zu heben.

Dieses kann aber gewiß nicht geschehen, wenn die Uebermacht der Sinnlichkeit nicht geschwächt, und der Achtung für den Urheber des Gesetzes nicht immer eine größere

Wirk-

Wirksamkeit verschafft wird; wenn der Mensch, um sich der Herrschaft über die Leidenschaft zu versichern, (I. Kor. IX. 27.) und die zerstörte Ordnung wieder herzustellen, nicht auch manchmal sich an erlaubten Vergnügen Abbruch thut. Und wie solle ein Mensch sich dieses Gedankens entschlagen, wenn er einsieht, daß der Mißbrauch, den er von Gottes Gütern machte, ihn jenes Vergnügens unwürdig macht, welches der Allvater seinen gehorsamen Kindern gewährt hat? Hierauf gründen sich die so sehr verschrieenen * und auf einer andern Seite so mißbrauchten und zweckwidrig angewandten Bußwerke.

* Man ist sehr gewissenhaft, sich dadurch keines feineren Selbstmords schuldig zu machen; man fürchtet, sich außer Stand zu setzen, seinen Berufspflichten Genüge leisten zu können. Wenn dieses aufrichtige Gesinnungen sind, so verdienen sie Achtung, und sie bestehen bey dem wahren Geist der Buße. Aber man darf es nur auf der andern Seite nicht vergessen, daß es gewiß mehrere giebt, die sich durch Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Unmäßigkeit und Leidenschaften nicht blos zu ihren Pflichten untauglich oder wenigstens minder tauglich gemacht, sondern selbst das Leben abgekürzt haben.

Bey einer solchen Gemüthsverfassung betrachtet der Mensch die Lehre der Bibel, worin Gott erkläret, daß er in Rücksicht auf Jesu für uns erlittenen Tod den wahrhaft reumüthigen Sünder wieder in das alte Verhältniß zu ihm aufzunehmen bereit ist. Er schöpft also Hoffnung zu Gott wegen Jesu, und wird dadurch zu seinem zu beginnenden Kampf eines neuen Lebens ermannet. *

* Man kann die Gemüthsverfassung des reumüthigen Sünders und Gottes Vatergesinnungen gegen ihn nicht besser darlegen, als sie Jesus in der vortrefflichen Erzählung von dem ungerathenen Sohn geschildert hat. (Luk. XV.)

Ein Vater hatte zween Söhne, der jüngste davon kam einst zu ihm, und sagte: Vater gebt mir den Theil des Vermögens, der auf mich kömmt. Der Vater machte also eine Abtheilung unter den Brüdern, und gabs ihm. Nicht lange darauf, als er alles zusammengebracht hatte, reisete er fort in ein entferntes Land, und brachte bey einer ausschweifenden Lebensart sein ganzes Vermögen durch. Da nun alles aufgezehrt war, entstand in demselben Lande eine Hungersnoth, dadurch er vollends in die äußerste Dürftigkeit versetzt wurde. Er machte sich daher an einen Einwohner des Orts, dem er seine Dienste anbot, und ward von demselben aufs Land geschickt, seine Schweine zu hüten. Hier hätte er gern mit dem sogenannten Johannisbrod, womit man (in den dortigen Gegenden) die Schweine füttert, seinen Hunger gestillt, aber es gabs ihm niemand. Da gieng er endlich in sich, und dachte bey sich selbst: wie mancher Taglöhner hat bey meinem Vater sein überflüßiges Brod, und ich muß hier bald vor Hunger verschmachten! wie wann ich wieder zu meinem Vater gienge? — Ja ich wills! ich will zu ihm gehen, und zu ihm sprechen: Vater ich erkenne es, daß ich mich an Gott und an euch versündigt habe. Ich erkenne es, daß ich nicht mehr werth bin, euer Kind zu seyn. Nehmet mich unter eure Taglöhner. Und diesen Entschluß setzte er auch wirklich ins Werk. Da ihn nun sein Vater von weiten kommen sah, brach ihm sein väterliches Herz, und er lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, und küste ihn. Der Sohn aber bat ihn wehmüthig um Verzeihung, und gestund ihm, daß er sich sehr an Gott und seinem Vater versündigt habe. Ich erkenne mich, sprach er, nicht mehr würdig, euer Kind zu heissen. Macht mich nur zu eurem Taglöhner. Allein der Vater gab seinen Leuten augenblicklich Befehl, den besten Rock herzubringen, und ihn seinem Sohne anzuziehen; desgleichen einen Ring, und Schuhe an seine Füße. Darauf ließ er ein gemästetes Kalb schlachten und ein Freudenmahl zubereiten. Dieser Sohn, sprach er, war im tiefsten Elende, und ist gerettet worden. Er war verloren, und ich habe ihn wieder gefunden. Und so nahm nun das Fest seinen

Anfang. Der ältere Bruder aber war noch auf dem Felde. Als er nun nach Hause kam, und von weiten schon das Geräusch der Musik und des Tanzes hörte, rief er einen Sklaven, und fragte, was der Lärm bedeute; dieser meldete ihm, daß sein Bruder wieder da wäre, und daß sein Vater ein gemästet Kalb hätte schlachten lassen, seine glückliche Zurückkunft zu feyern. Das verdroß ihn so sehr, daß er gar nicht ins Haus gehen wollte. Und da der Vater selbst heraus kam, und ihn freundlich hinein nöthigte, drückte er seinen Unwillen mit folgenden Worten aus: bedenket es selbst Vater! ich habe euch so viele Jahre her gedient, und nie den geringsten Ungehorsam gegen euch bewiesen. Gleichwohl habt ihr mir nie einen Bock gegeben, daß ich mir mit meinen Freunden hätte einen vergnügten Tag machen können. Und itzt, da der zurückkömmt, der euer Vermögen bey den Huren durchgebracht hat, habt ihr ihm lassen ein gemästet Kalb schlachten: Der Vater aber antwortete: bedenke auch mein lieber Sohn, daß du auf der einen Seite nichts verliereſt, da du immer bey mir bist, und mein ganzes Vermögen dein ist; und daß es doch auf der anderen Seite uns billig Freud und Vergnügen erwecken muß, daß dein Bruder, der ganz ins Verderben gerathen war, wieder gerettet, und seinem ganzen Untergange entrissen worden ist.

7.

Ist die Gemüthsverfassung des Sünders so beschaffen, daß er mit ganzem Herzen Gott gesucht hat; so kann er sich auch von ihm Nachlassung seiner Sünden versprechen.

Die Nachlassung der Sünden bestehet aber nicht blos darin, daß er die Strafen derselben aufhebt. Die natürlichen üblen Folgen der Sünde bleiben auch nach der Vergebung: nur sind es dann väterliche Züchtigungen, Anlässe zu einem tapferen Kampfe, und jene mit Demuth, und den Absichten Gottes gemäß ertragen, in diesen mit Gottes

Bey-

Beystand treuer zu streiten, macht einen Hauptheil der Bußgesinnungen aus. Sehr schön redet Paulus davon (Hebr. XII. S. I. B. S. 251.)

Was die zeitlichen positiven Strafen Gottes betrifft, so finden wir in jener theokratischen Verfassung des alten Bundes, und ganz ihrem Geiste gemäß, daß Gott manchmal sinnliche in die Augen fallende Wirkungen seines Mißfallens an dem Sünder äußerte: auch selbst in dem Anfang der christlichen Kirche finden wir davon Beyspiele, als (I. Kor. XI. 30. folgg.) Und diese Strafen wurden auch nicht immer aufgehoben, wenn gleich Gott den Sünder von seiner Vergebung versicherte. Hier ist aber große Vorsicht nothwendig, daß man weder an sich, noch an anderen jedes Unglück als eine positive Strafe, die Gott der Sünden wegen verhänge, ansehe. Eine Vorsicht, die sowohl die Menschenliebe, als der Begriff von dem Geist des neuen Testaments fodert.

Aber hauptsächlich ist es die Strafe der anderen Welt, der Verlust der Hoffnung auf Glückseligkeit, und eine der Immoralität des Menschen gemäße unselige Ewigkeit, die Gott in Rücksicht auf Jesum den Menschen erläßt.

Damit ist aber der ganze Begriff von Sündennachlassung noch nicht erschöpft: Jesus selbst unterscheidet die Nachlassung der Sündenstrafe, von der Nachlassung der Sünde selbst. (Math. IX. 6.) Und wie könnte auch Gott die Sünde nachlassen, wenn der Mensch nicht wieder in das alte richtige Verhältniß mit ihm zurückträte, und er ein Gegenstand seines Wohlgefallens würde? es muß, wenn Gott die Strafen aufheben soll, doch etwas daseyn, wodurch der Sünder sich in der Verfassung befindet, daß sie ihm nachgelassen werden können. Man hat das Wort

Recht-

Rechtfertigung des Sünders zu sehr im gerichtlichen Sinne genommen, da es doch vielmehr aus dem hellenistischen Sprachgebrauche, und aus synonimischen Ausdrücken zu erklären ist. In jener heißt Rechtfertigung die Versetzung des Menschen in den moralischen Zustand, worin ihn Gott haben will. (Vergl. Koppe Excurs. IV. in Epistolam ad Galatas.) Darum heißt sie auch anderswo, durch eine passende Metapher, Wiedergeburt, Umbildung, Umschaffung, Heiligung; Ausdrücke, die die nähmliche Sache nur unter anderen Gesichtspuncten vorstellen, die wir zwar in Gedanken absöndern können, aber die in der That selbst nie getrennt sind. (Vergl. I. Kor. VI. 11. 1. Thess. IV. 3. 1. Petr. I. 15. 16. Tit. III. 5. u. a.) Der Mensch, der nun ein Gegenstand des göttlichen, nie sterilen Wohlgefallens ist, ist umgeschaffen, das heißt, er bekömmt neue Habilitäten zum Guten, er wird geheiliget, das heißt, er wird nun in den Stand gesetzt, Gott wohlgefällige Handlungen zu verrichten, und sich dadurch zu heiligen. Ob wir gleich die Weise, wie dieses geschiehet, zu erklären unfähig sind. (Joh. III.)

Es läßt sich ganz leicht einsehen, daß alles dieses kein eigenes Verdienst des Menschen seyn könne, ja daß es unmöglich sey, daß sich der Mensch aus sich selbst umändern, und wahrhaft bessern könne. Es würde ein Zirkel zwischen Wirkung und Ursache seyn. Darum stellt uns so oft die Schrift die Größe dieser Gnade vor: und wie frevelhaft handelt der Mensch, der in der Hoffnung einer zukünftigen Besserung muthwillig sündiget!

Aber so ganz blos leidend darf der Mensch, ein moralisches Wesen, sich nicht verhalten: er muß den Regungen des göttlichen Geistes Beyfall geben, er muß mitwirken, wie noch weiter unten vorkommen wird.

Man hat sich lange gestritten, ob man der Zuversicht auf Jesu Genugthuung, oder dem aufrichtigen Vorsatz eines besseren Lebens die Nachlassung der Sünden zuzuschreiben habe: man war beyderseits einverstanden, daß weder jene Zuversicht, man nannte sie Glauben, noch diese angefangene Besserung sie verdiene, man war einverstanden, daß der Mensch zu beyden der göttlichen Gnade und Beystandes bedürfe, und doch stritte man sich darüber, da beydes erfodert wird, und eines in das andere eingreift.

Da der Mensch zu der Versetzung in das ächte Verhältniß mit Gott sich nicht blos leidend verhalten darf, so muß er an sich alles das abzulegen suchen, was jenes vollkommenste Verhältniß erschweret: er muß nach der Vollkommenheit der practischen Liebe streben: ein Streben, welches mit vielen Opfern verknüpft ist: und wenn der Mensch durch seine Schuld in diesem Streben saumselig ist, so kann er auch nicht der Gegenstand des vollkommenen Wohlgefallens Gottes seyn, und er ist noch Folgen der Sünde ausgesetzt. Jesus spricht ja selbst von einem mehr oder minderen Nachlassen der Sünde in dem Maaß der Liebe. (Luk. VII. 47.) Uebrigens werden wir weiter unten noch sehen, ob es in der künftigen Periode noch möglich sey, das zu ersetzen, was in diesem Leben noch abgehet.

8.

Aus dem, was im zweyten Bande von der Folge der Sünde Adams auf seine Nachkommenschaft gesagt worden ist, ergiebt sich, daß sich der Mensch nicht blos durch eigne Sünde in einen solchen traurigen Zustand versetzet, sondern so wie er gebohren wird, eine moralisch verdorbene, zu dem wahren Guten untüchtige Natur mit auf die Welt bringt. Er bedarf also der Habilitäten zum Guten, er muß

aus dem Geiſte wieder gebohren werden. Die Taufe, die ſchon anderswo (Band II. S. 250.) als die Initiation zur chriſtlichen Kirche betrachtet wurde, wird uns in der Schrift auch als das Baad der Wiedergeburt vorgeſtellt (Tit. III. 5.), und Jeſus ſelbſt ſagt, daß dieſe Geburt aus dem Geiſte und Waſſer geſchehe (Joh. III.), * und dem Paulus ward von Anania auf göttlichen Befehl geſagt: laſſe dich taufen, und waſche deine Sünden ab; und ſo predigten auch die Apoſtel die Taufe zur Nachlaſſung der Sünde.

Freylich hat das Waſſer keine Kraft der innerlichen Erneuerung und Umſchaffung: wenn ſie aber Gottes Gnade bewirken will, und es auch blos durch Gottes Gnade geſchehen muß, ſo müſſen wir uns doch dieſe Wirkung in einem gewiſſen Zeitpunct denken; und wichtig iſt es dem Menſchen, wenn er davon überzeugt iſt. Nun erklärt Jeſus, daß bey der Taufe dieſer Zeitpunct ſey, daß er dann die Kräfte des Menſchen auf die oben genannte Weiſe umbilde: iſt hieran etwas unglaubliches, oder iſt es, wie ſich Kant ausdrückt, ein Wahn, der ſeine Verwandſchaft mit einem mehr als heidniſchen Aberglauben an den Tag legt?

Der Sünder muß ſich dazu vorbereiten, wie er ſich überhaupt zur Rechtfertigung bereiten muß: das Abwaſchen ohne das Gelübd eines beſſeren Lebens nützt nach Petri Ausdruck (I. Petr. III. 21.) nicht zur Beſeligung. Man vergleiche auch hiemit die Vorſtellungsart, die ſich die erſten Chriſten davon machten. Welche Verwandſchaft mit den heidniſchen Luſtrationen hat nun die Taufe, wenn ich ſie als die Ceremonie betrachte, bey und mittels deren Anwendung mir Gott die Begnadigung zu Theil werden läßt: und bin ich ihm nicht auch darum Dank ſchuldig, daß er mich durch Gebrauch eines ſinnlichen Zeichens beruhiget?

Da die Kinder blos die Umänderung der Habilitäten, die ohne ihre Schuld verdorben waren, bedürfen, so brauchen sie auch keiner positiven Vorbereitung.

Wie feyerlich soll also dem Christen die Taufceremonie seyn, und wie festlich der Erinnerungstag dieser seiner geistlichen Wiedergeburt, wo er den wahren Adel der Seele und die Verwandschaft mit Gott erhalten hat!

* Einige Gelehrte verstehen diese Wiedergeburt blos auf die Art, daß durch den Uebertritt zur Religion Jesu die Menschen in einen ganz neuen Stand versetzt würden. Allein die Stelle Pauli (Tit. III.) wo die Taufe das Baad der Wiedergeburt genannt wird, hat einen klaren Bezug auf (Johan. III. 10. folgg.) wo die Wiedergeburt aus Wasser der fleischlichen Abstammung entgegengesetzt wird: sie wird darum für nöthig erklärt, weil aus dem Fleische wieder verderbtes Fleisch entspringe. Ueberhaupt setzt Jesus die Lehre von der Wiedergeburt als etwas einem Rabbi, dergleichen Nikodemus war, schon bekanntes voraus: nun verstanden die Juden die Wiedergeburt als eine Veränderung, die in der Seele des Getauften vorgieng: diese Veränderung muß derjenigen zu Grunde liegen, die hernach der Mensch vornimmt: die Habilitäten müssen sich in Handlungen äußern. Jesus und Paulus würden sehr unbestimmt gesprochen haben, wenn sie die Taufe nur in sofern als das Baad der Wiedergeburt angesehen hätten, als wir durch sie zu einem neuen Leben verpflichtet würden: und der Ausdruck (Apostelg. XXII. 16.) wasche deine Sünden ab, ist sehr geschraubt, wenn er so viel heissen soll, als fange nun ein besseres Leben an, und bekenne dich dazu durch die Taufe.

Ueberhaupt ist der Ausdruck, wiedergebohren werden, parallel mit den Worten umgeschaffen, umgeändert werden u. d. diese können aber nicht von einem successiven Zustande gelten: sondern sie müssen von den Kräften verstanden werden, wodurch der Mensch in Stand gesetzt wird, sein Le-

ben zu ändern: die Wiedergeburt als etwas Uebersinnliches (Noumenon) muß vorhergegangen seyn: sie äußert sich aber successiv in ihren Wirkungen, und daran erkennen wir sie, wenn wir gleich nicht wissen, wie sie geschehen sey: Dieß hat Jesus sehr deutlich gesagt. S. II. Band S. 36.

9.

So hat nun Jesus seine Apostel gesandt, Vergebung der Sünden in seinem Namen anzukündigen, und so vergaben sie selbige wirklich durch die Taufe, die sie denjenigen ertheilten, welche sie deren für würdig hielten: der Erwachsene ward zuerst unterrichtet, zur Mißbilligung seines vorhergegangenen Lebenslaufes angeführt: ihm das Bekenntniß zur Lehre Jesu, und die Verpflichtung, sie gewissenhaft in Erfüllung zu bringen, abgenommen, wie wir dieses aus den Geschichten der Apostel und den Monumenten der ersten Kirchenscribenten sehen.

Da in den ersten Zeiten des Christenthums meistentheils blos Erwachsene zu der Religion Jesu übertraten, so finden wir freylich von der Taufe der Kinder nicht so viele Beyspiele. Allein nebst dem, daß auch ganze Familien in die Kirche aufgenommen wurden, und daß die Taufe als ein Baad der Wiedergeburt angesehen ward, so dürfen wir an der Kindertaufe um so weniger zweifeln, als die Apostel einen ähnlichen Gebrauch der Beschneidung der Kinder bey den Juden vor sich hatten. (S. II. Band S. 251.)

Deutlich spricht hievon Irenäus (II. 39.) und der gelehrte Origenes sagt, daß dieß ein Gebrauch der ganzen Kirche wäre. (Homil. VIII. in Levit.) der sich auf eine apostolische Tradition gründe, (Comment. in Epist. Rom.) und in beyden Stellen giebt er das Erbübel als die Ursache an, warum die Kindertaufe nothwendig sey.

Wel-

Welches für die Menschheit wichtiges Geschenk! Wie groß ist nun die Pflicht der Erzieher für die Bewahrung und zweckmäßige Anwendung dieser Gabe bey denen zu sorgen, denen sie in der ersten Kindheit zu Theil wurde! Wie wichtig ist es dafür zu sorgen, daß sie bey dem ersten Erwachen der Vernunft jene Richtung und Wirksamkeit erhalten, wegen welcher sie ertheilt worden ist!

10.

Allein die Taufe kann nicht wiederhohlt werden — Wie wenn der Mensch nun nach der Taufe wieder in Sünden zurückfällt? Freylich ist auch dann noch Vergebung möglich, wenn er sich mit wahrem Bußesinn zu Gott wendet: aber drückend ist der Gedanke, ob denn wirklich wahrer Bußgeist vorhanden sey, und nichts ist in dem Menschen tröstlicher, als sich davon, so viel es in dergleichen Sachen möglich ist, versichern zu können.

Darum haben alle Nationen einige sinnliche Zeichen gegeben, sich der Vergebung ihrer Sünden zu versichern. Auch hier hat Jesus für die Bedürfnisse der Seinigen gesorgt: er gab seinen Schülern nebst der Gewalt, durch die Taufe die Sünden nachzulassen, noch eine auf die Taufe nicht eingeschränkte. Die nähmliche Macht, sagt er, (Joh. XX. 21. folg.) die mir der Vater gegeben hat, gebe ich auch euch: nehmet den heiligen Geist hin, welchen ihr die Sünden vergeben werdet, sollen sie vergeben seyn, denen ihr sie aber behalten werdet, sollen sie behalten seyn. Die Apostel mußten das Wort Sünden vergeben, eben in dem Sinne nehmen, in dem es Jesus in seinen anderen Reden nahm, wo er von Sündenvergebung sprach, und zum Zeichen, daß er diese Macht habe, eine, wie seine Zuhörer glaubten, positive Sündenstrafe aufhob. (Math. IX.)

Die

Die Apostel also und die Nachfolger der Apostel so wie sie ihre Nachfolger in Vergebung der Sünden durch die Taufe sind, sollten den Zustand des Sünders untersuchen, sie sollten sich überzeugen, ob er der Vergebung vor Gott fähig wäre, und dann nicht blos sie ihm verkündigen, sondern auch hier sollte ein für Menschen so passendes sinnliches Zeichen eintreten: sie sollten in Jesu Namen nicht blos ihn der Vergebung der Sünden versichern, sondern sie auch an seiner Statt hierin mit eben der Macht, wie Jesus von seinem Vater ausgerüstet war, bekleidet, erlassen. Ihnen ist die Macht zu agraziren anvertraut, wie etwa ein Landesherr ein Departement damit bekleidet, welches die Erlassung nicht blos ankündet, auch nicht aus eigner Macht ertheilet, sondern als Repräsentant des Monarchen, der ihm die Gewalt übertrug, dieses nach Untersuchung gewisser Bedingnisse zu thun, wirklich agrazirt im Namen des Monarchen.

Der Wille Jesu war ganz sicher, daß dieses Geschäft auf die zweckmäßigste Art behandelt würde.

Die Hauptbedingniß nun ist der wahre Geist der Buße, worin sich der Mensch so leicht täuschet.

Wer nun also Verzeihung der Sünden erhalten will, muß sie da suchen, wo Jesus die Macht, sie zu geben, deponiret hat, bey den Nachfolgern der Apostel. Sollen diese aber auf eine vernünftige und heilsame Art, und dem Willen Jesu gemäß dieß thun können, so muß der Sünder seinen innerlichen Zustand ihnen auf eine solche Weise entdecken, daß sie sich von dem Geist der Buße und von dem Vorsatz der Besserung überzeugen können, und auch dadurch in Stand gesetzt werden, ihnen die nothwendigen Besserungsmittel an die Hand zu geben.

Dieß ist nun der Ursprung der specifischen Beicht, die eine nothwendige Folge davon ist, daß Jesus seiner Kirche die Macht Sünden nachzulassen, erheilet hat: und wem sie selbe nicht nachläßt, dem sollen sie auch nicht nachgelassen seyn, weil er die von Jesu getroffene Anstalt verachtet, eine Anstalt, die so passend für die Menschen ist. Das Bewußtseyn, oder auch nur der Argwohn, sagt ein scharfsinniger Forscher der menschlichen Seele, * unrecht gethan zu haben, ist jeder Seele eine schwere Last: sie empfindet, so lange sie noch nicht durch eine lange Fertigkeit in der Ungerechtigkeit verhärtet ist, bey diesem Gedanken Angst und Schrecken. Die Menschen sind bey diesen, so wie bey allen anderen traurigen Vorfällen natürlicher Weise geneigt, sich der Bürde, die schwer auf ihnen liegt, und sie niederdrückt, zu entladen, und die Angst ihrer Seelen in den Schoos einer Person auszuschütten, auf deren Verschwiegenheit und Heimlichkeit sie sich verlassen können. Die Beschämung, die sie bey diesem Geständnisse empfinden, wird durch die Erleichterung ihrer Unruhe, die die Sympathie ihres Vertrauens wirkt, und die selten auszubleiben pflegt, völlig vergütet. Es giebt ihnen einen Trost, wenn sie sehen, daß sie nicht aller Achtung unwürdig sind, und daß, wie sehr auch ihr voriges Verhalten tadelnswürdig ist, doch ihre gegenwärtige Gemüthsverfassung gebilliget wird.

* Smith Theorie der moralischen Empfindungen. S. 562.

Wenn aber dieser scharfsinnige Philosoph hieraus auch den Ursprung der Beicht in finstern Zeiten finden will, so kömmt er auf ein ihm unbekanntes Feld.

Der Grund ist in der positiven Anstalt Jesu zu suchen, und nicht in jenen psychologischen Bemerkungen, die blos ihre Schicklichkeit beweisen, sondern in der von ihm seiner

Kirche übertragenen Gewalt fanden ihn die Christen: und ohne dieses würde es schwer zu begreifen seyn, wie die specifische Beicht bey allen den Kirchen, die sich schon im vierten Jahrhundert von der römischen getrennt haben, nicht blos als ein Rath, sondern als ein Gebot Jesu angesehen wird.*

* Die ägyptischen Christen machen hier eine Ausnahme: aber anfangs hatten sie die Beicht: bey welcher Gelegenheit sie, und zwar erst gegen das zwölfte Jahrhundert hin bey dieser Parthey abkam, zeigt RENAUDOT liturg. orient. Tom. III. Man sehe auch ASSEMAN Biblioth. orient. Tom. II. 155. 166.

Die noch frühere Entstehung der montanistischen Ketzerey ließe sich nicht begreifen, wenn man nicht in der Kirche die eigentliche Macht Sünden nachzulassen, geglaubt hätte. Denn wäre blos von einer Reconciliation des Sünders mit der Kirche die Frage gewesen; so würde die Sache bald entschieden gewesen seyn: auch dieses widerstreitet dieser Meinung gerade zu, daß man auch heimliche Sünden, Sünden in Gedanken, die also kein Gegenstand einer blos kirchlichen Strafe waren, dem Priester bekannte, wie wir aus dem Origenes Hom. II. in Leuit. num. 4. und dem Cyprian de lapsis deutlich sehen. In einer anderen Stelle sagt Origenes, ein wegen seiner Gelehrsamkeit und Freymüthigkeit und wegen des Jahrhunderts, worin er lebte, gewiß wichtiger Zeug: Wir müssen alles, was wir begangen haben, bekannt machen: wenn wir etwas heimlich verbrochen haben, wenn wir uns in Reden verfehlt haben, oder auch blos in geheimen Gedanken: alles müssen wir offenbaren — wenn wir uns selbst anklagen, so vereiteln wir die Anklage des Satans: In der dritten Predigt über den Leviticus: und Cyprian sagt: Liebste Brüder!

der! beichte doch jeder sein Verbrechen, so lange er noch lebt, so lange sein Bekenntniß kann angenommen werden, so lange die vom Priester ertheilte Nachlassung bey Gott angenehm ist. De lapsis.

Daß in der ersten Kirche ein Sündenbekenntniß vorhanden war, und gefodert wurde, läßt sich nicht läugnen: man glaubt aber, es wäre blos darum geschehen, um die Kirchenbuße darnach zu reguliren. Diese Hypothese verliert aber durch die Ausdrücke der angeführten Zeugnisse ihre Wahrscheinlichkeit.

Aber das Vorgeben, daß Innocenz III. erst die Beicht erfunden habe, ist ein bis zum Erstaunen großer historischer Irrthum.

Selbst Gelehrte, welche die eigentliche göttliche Einsetzung der Beicht läugnen, sind überzeugt, daß die specifische Beicht eine ganz vortreffliche, ganz Gott würdige Anstalt in der Kirche sey.* (und eben dieses könnte ja schon zureichen, sie einer göttlichen Einsetzung zuzuschreiben, wenn sie die einzige Anstalt ist, wodurch die Absicht Jesu bey der seiner Kirche überlassenen Macht die Sünden nachzulassen, aufs möglichste erreicht würde, und welche zu erreichen man immer in der Kirche streben müßte) 1. weil sie die sichersten und tröstlichsten Anleitungen zur Besserung giebt: man kann dazu setzen, weil selbst die mit der Beicht verbundene Schaam öfters von Sünden zurückhält. 2. Weil sie dem Christen den wichtigen Vortheil sich selbst zu kennen verschafft. 3. Weil durch sie am besten das Gewissen sowohl ängstlicher als leichtsinniger Christen beruhiget, der Unwissende in manchen Stücken belehret, jedem Christen von jedem Alter und Stande, er sey Fürst oder Diener, Lehrer oder Schüler, seine Pflichten am besten eingeschärfet

werden. Der öffentliche Religionsunterricht kann sich nicht nach den Bedürfnissen jedes Zuhöres richten. Im Beichtstuhl hat der Beichtvater nur ein Individuum vor sich, dessen Verhältnisse und Verbindlichkeiten er kennet, das er nach seinem Gewissen beurtheilet, zu dem er allein spricht; der Beichtende strengt alle seine Aufmerksamkeit mehr als in dem öffentlichen Unterricht an, sein Herz von Reue durchdrungen und von Lust sich zu bessern stimmt ihn besser, die Belehrung begierig aufzufassen, und die vorgeschriebenen Maaßregeln zu ergreifen.

* Beyträge zur Verbesserung des äußerlichen Gottesdienstes in der katholischen Kirche.

Ein anderer Gelehrter, dem man gewiß keine Partheylichkeit für die katholische Lehre Schuld geben kann, * gestehet geradezu, daß die Kirche an der wohleingerichteten Beicht das unter allen zuverläßigste Mittel habe, auf den inneren Menschen, auf seinen ganzen Charakter und auf die Veredlung seiner Gesinnungen zu wirken.

* Weishaupt Pythagoras S. 350.

Sie gewährt endlich auch das wirksamste Mittel gegen gewisse im Heimlichen schleichende Geist und Köper verstörende Ausschweifungen, die sonst jedes andere Heilungsmittel vereiteln. Die Wiederersetzung entzogener Ehre oder Güter, die Vereinigung entzweyter Personen kann durch die Beicht am besten befördert werden: die Ehrerbietigkeit gegen die Gesetze, die Unterdrückung aufkeimender oder schon beschlossener Meutereyen kann durch sie zuverläßig bewirkt werden.

Um aber diese Endzwecke zu erreichen, muß sie ganz den Gesinnungen Jesu gemäß eingerichtet werden: sie darf der eigentlichen Buße keinen Abtrag thun: darf in

keine

keine mechanische Andacht ausarten, darf wegen Achtsamkeit auf die einzelnen Sünden nicht die Besserung des ganzen Charakters verabsäumen; es darf in der Beicht selbst auf das Minderwesentliche nicht genauer als auf das eigentlich Wesentliche gesehen werden.

Sie muß auch von Männern administrirt werden, die wahre Seelenärzte, wahre Volkslehrer, wahre geistliche Väter zu seyn im Stande sind. Ars artium est regimen animarum.

II.

Der Christ ist schuldig darnach zu streben, daß die in ihm durch die Sünde vermehrte Kraft der Sinnlichkeit unterdrückt, und er nach dem Bilde desjenigen geformet werde, der ihn erschaffen hat. Er muß also in sofern immer den Geist der wahren Buße in sich nähren, und auch dasjenige anwenden, wodurch die Folgen der Sünde aufgehoben werden. Man kann hier leicht in ein doppeltes entgegengesetztes Aeußeres verfallen.

Ist nun einmal der Wille Jesu, daß die von ihm mitgetheilte Sündenvergebung auf die beste und zuträglichste Art administrirt werde, so ist es gewiß auch sein Wille, daß die Diener derselben dem Sünder die Werke vorschreiben, wodurch er theils in der Zukunft vom Rückfall bewahret, theils auch der wahre Bußgeist und das Streben nach immer vollkommener Heiligkeit erhalten werde.

Man nennt dieß in der Kirchensprache Genugthuungen: Satisfactiones. Ein Wort, welches vom Tertullian, der auf unsere lateinische Kirchensprache großen Einfluß hatte, schon gebraucht wird. Man hat sich daran gestoßen, als glaubten wir, durch dergleichen Werke, die manchmal noch

dazu

dazu zweckwidrig gebraucht wurden, Gott genug thun zu müssen. So wie der Ausdruck, die Sünde ist Beleidigung Gottes, nicht in seiner Strenge genommen werden darf, sondern nichts heißt, als die Sünde ist gegen den heiligsten Willen desselben, und er muß dem Sünder sein Mißfallen daran fühlen lassen, so heißt Genugthuung auch nichts, als daß wir alles das thun wollen, was Gott fodert, um uns ganz in das Verhältniß mit ihm zu setzen, in dem wir mit ihm stehen sollten.

In den früheren Zeiten der Kirche hatte man gewisse schon regulirte Bußübungen zu diesem Behuf; man war aber daran nicht so streng gebunden, daß die Kirchenvorsteher in wichtigen Rücksichten, und wenn sie glaubten den Zweck auf eine leichtere Art erreichen zu können, nicht auch in einem speciellen Falle etwas daran nachließen. Aber es geschah dieß immer blos in einzelnen Fällen, und nach genau untersuchter Beschaffenheit desjenigen, dem eine solche Nachlassung ertheilt wurde; und nie ward die ganze Kirchenbuße nachgelassen, sondern ein Theil davon gemäß den Bedürfnissen, und dem Eifer derjenigen, die darum ansuchten. Eigentlicher Ursprung der Ablässe. Aus dem Endzweck jener Kirchenbußen läßt es sich bestimmen, wie weit sich der Effect dieser Nachlassung erstreckte.

Verschiedene Umstände haben die öffentlichen Kirchenbußen außer Gebrauch gesetzt. Man hat aber doch die Ablässe noch beybehalten, ja hat sie bis ins Uebertriebene vermehrt, und aus Unwissenheit und Eigennutz auf Werke ertheilt, die ganz unwichtig waren, und doch die Stelle jener alten öffentlichen Bußen ersetzen sollten. Die Synod von Trient hat sehnlich eine Verbesserung der Ablässe gewünscht: und Bellarmin fodert zu einem Ablaß, daß dadurch ein Endzweck erhalten werde, der Gott angenehmer sey, als

die

die Bußübung, von der der Ablaß befreyet, und zweytens daß das Werk selbst mit dem Endzwecke in einem Verhältniß stehe. Dann kann man auch hoffen, daß sie in foro Dei statt haben: und diese Hoffnung findet man auch in verschiedenen Aeusserungen der ältesten Kirchenurkunden, besonders beym Cyprianus, der in dieser ganzen Materie das beste Licht giebt.

12.

Ist der Mensch wegen der Folgen seiner vorhergegangen Sünden beruhiget, so kann er wieder in eine Muthloßigkeit fallen, wenn er die großen Forderungen des moralischen Gesetzes beherziget, um so mehr, da nicht sowohl die Materie der Handlungen, als die Form, der Beweggrund seiner Handlungen dasjenige ist, worauf Gottes Gesetz dringet; und so sagt Paulus in der schon oben angeführten schönen Stelle des Briefes an die Römer, daß er bey allen dem Wohlgefallen, welches er an dem Gesetze habe, doch in sich ein entgegenstrebendes Gesetz finde. (S. II. Band. S. 45.)

Man glaubt damit die Sache auszumachen, daß die Vernunft des Menschen jeder unordentlichen Foderung der Sinnlichkeit zu widerstehen im Stande sey:— mit so verschiedenen Wendungen man diese Vorstellungsart auch vorbringt, so empfiehlt sie sich dennoch den Forderungen der Philosophie nicht. *

* Es ist eine ganz gewöhnliche Voraussetzung der Moralphilosophie, daß sich das Daseyn des Sittlichbösen im Menschen gar leicht erklären lasse, und zwar aus der Macht der Triebfedern der Sinnlichkeit einerseits, und aus der Ohnmacht der Triebfedern der Vernuuft, der Achtung fürs Gesetz andererseits, d. i. aus Schwäche. Aber alsdenn müßte

müßte sich das Sittlichgute in der moralischen Anlage an ihm noch leichter erklären lassen. Denn die Begreiflichkeit des einen ist ohne die des andern gar nicht denkbar. Nun ist aber das Vermögen der Vernunft, durch die blose Idee eines Gesetzes über alle entgegenstehende Triebfedern Meister zu werden, schlechterdings unerklärbar; also ist es unbegreiflich, wie die der Sinnlichkeit über eine mit solchem Ansehen gebietende Vernunft Meister werden können.

Kant. —

Die christliche Religion, die das moralische Gesetz in seiner größten Strenge vorträgt, die auch die Kräfte des Menschen als unzulänglich beschreibt, gab hierin auch die tröstlichste Zuversicht, und entfernte jeden ängstigenden Gedanken: sie mußte es auch thun, wenn sie das für die Menschen seyn sollte, was eine moralische Religion leisten muß. Sie lehrt nämlich, daß Gott unser Unvermögen durch eine übernatürliche Hülfe unterstütze, und weil dieses eine Außerung seiner blosen Güte sey, so nennt sie selbige im eigentlichsten Verstand Gnade.

Wenn man einmal den Verfall der Menschheit annimmt, und daß ihn die Erfahrung darstellt, und selbst die Philosophie anerkennt, ist im zweyten Bande gezeigt worden; so ist nichts consequenter, als daß man auch dergleichen übernatürliche Unterstützungen annehme, daß man hoffe, was nicht in unserem Vermögen ist, werde durch höhere Mitwirkung ergänzt werden.*

*Kant Rel. innerh. der Gränzen der Vernunft.

Diese Lehre von der Nothwendigkeit der Gnade herrscht ganz in den Paulinischen Vorträgen. Er bittet Gott, daß er nach dem „Reichthume seiner Herrlichkeit durch seinen Geist die Gemüther stärke, damit Christus durch den Glauben in den Herzen wohne, und sie in der Liebe eingewurzelt

wurzelt und fest gegründet seyen. Gott, sagt er zu den Hebräern (XIII. 21.) mache euch zu allen guten Werken und zur Vollbringung seines Willens geschickt, er schaffe in euch, was ihm wohlgefällig ist, durch Jesum Christum.

Den Thessalonichern wünschet er (I. Br. V. 23.): Er der Urheber alles Guten heilige euch gänzlich, so daß euer Geist, Seele und Leib unbefleckt auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi erhalten werde: und im (II. Br. II. 16.) Er selbst unser Herr Jesus Christus und Gott, und unser Vater, der uns heiliget, und uns einen ewigen Trost und beglückende Hoffnung aus Gnaden giebt, beruhige eure Herzen und stärke euch in der gesammten Lehre und in der beseligenden Ausübung derselben. Gott soll die Gläubigen bis ans Ende befestigen. (I. Kor. I. 8.) Er soll machen, daß die Gläubigen reich seyen an Früchten der Rechtschaffenheit. (Philip. I. 11.) Eben dergleichen Stellen komen (Kol. I. 9. Röm. XV.) u. a. vor.

Daß aber der Apostel nicht blos etwa von Verfügungen der göttlichen Vorsehung (wo aber doch die Schwürigkeit die nähmliche bleiben würde, weil auch sie meistentheils außer unserer Causalität liegen) oder der Lehre selbst rede, siehet man klar daraus, daß er die Werke der Wirksamkeit des h. Geistes in den Menschen zuschreibt. (Röm. V. VIII. 9. 11. 14. folgg.) daß er die Wirksamkeit Gottes mit jener vergleicht, wodurch Jesus erweckt worden, Ephes. I. 17. folgg.) daß er diese Wirksamkeit klar vor andern unterscheidet, (I. Kor. III. 5.) daß er sie der allmächtigen Kraft Jesu zuschreibet, (Ephes. III.) und daß er darum den Gläubigen, besonders den Lehrern (v. 3.) die größte Bescheidenheit anbefiehlt, weil nicht aus ihrem Unterricht

das

das Wirken des Heils abhänge, sondern es Gott sey, der aus Gnade in uns das Wollen und Thun hervorbringe. (Philipp. II. 12.)

13.

Sind es nun Gnadengeschenke, so verdienen wir sie eben darum nicht, und wir finden darin die größte Aufmunterung zur Dankbarkeit, zur eifrigsten Benützung derselben und zur Bescheidenheit gegen unsere Nebenmenschen: * und wenn freylich eine negative Vorbereitung, die in der Entfernung mancher Hindernisse besteht, statt hat, so ist doch diese wieder Pflicht, und dadurch, daß ich etwas thue, was Pflicht ist, habe ich kein Recht auf etwas anderes, ohne daß ein Versprechen dazwischen kömmt. Den Anfang muß Gott immer machen, und wenn wir auch eine gute Handlung unternehmen, wissen wir denn, aus welchem Princip sie herkomme? Darum sagt die Bibel so oft, ihr seyd Gottes Geschöpf, in guten Werken von ihm erweckt u. d.

* In einer Rücksicht ist es ganz wahr, was Kant in dem Buche, Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft S. 251 sagt: zu glauben, daß es Gnadenwirkungen geben könne, und vielleicht zur Ergänzung der Unvollkommenheit unserer Tugendstrebungen auch geben müsse, ist alles, was wir davon sagen können; übrigens sind wir unvermögend, etwas in Ansehung ihrer Kennzeichen zu bestimmen, nochmehr aber zur Hervorbringung derselben etwas zu thun.

Ist Gott der allgemeine Vater aller Menschen, der unparteyische, wie ihn uns die Schrift so oft vorstellt, der von keinem Geschöpfe etwas empfangen hat, daß er ihm etwas dagegen schuldig sey (Röm. XI.), der sich blos durch sich selbst, durch seine Allgüte und Allheiligkeit in seinen

Werken bestimmt: so können wir leicht sehen, daß niemand Anspruch auf seine Gnade habe; aber auch, daß er sie unpartheyisch ertheile. Ist jeder Mensch zu einem moralischen Wesen erschaffen, so muß er es auch werden können: bedarf er nun dazu eines übernatürlichen Beystandes, sollte wohl der Allheilige ihn ohne sein Verschulden dieses höchsten Zweckes verfehlen lassen? und der Allgütige ihn zum Elend ohne sein Verschulden erschaffen haben? Er sollte etwas unmögliches befohlen haben: und strafen, weil man es nicht erfüllet hätte?*

* Gott befiehlt nichts unmögliches; sondern seine Gebote ermahnen uns, das zu thun, was wir können, und um das zu bitten, was wir nicht können.

Augustin de natura & gratia.

Strafen und Belohnungen sind bey Gott nicht arbiträrisch: er müßte also einige zur Sünde wirklich geschaffen haben, und eben darum zum Elende, oder umgekehrt zum Elende, und eben darum zur Sünde.

Der Gedanke an Gott ist ein Gedanke an das mächtigste, liebvollste und weiseste aller Wesen, das unsere Angst kennt, unsere Bitten hört, und die Kräfte, die uns zur Vollbringung des Guten mangeln, väterlich mild schenkt, und durch diese Kräfte auch den Muth dazu stärket. Schenkt dir dein Gott diese Kräfte nicht, sagt Sailer, so ist er der Gott nicht, dessen du und alle bedürfen.

Aus der Erfahrung ist es ganz unmöglich hierüber einen Einwurf zu machen: und es soll den Gutdenkenden trösten, daß Gott treu ist, der ihn nicht über seine Kräfte wird versuchen lassen, (1. Kor. X. 13.) und der das gute Werk, das er in ihm angefangen hat, auch enden wird; daß er keinen eher verläßt, als er von ihm selbst verlassen worden.

(Phi-

(Philip. I. 6.) Der Unmoralische hat keine Ursache je einem Abgange der Gnade Gottes die Schuld zu geben, kann er sagen, daß er den ersten Rührungen Gottes treu geblieben?

Und glaubt man etwa, in der Voraussetzung, daß keine innerliche Gnadenhülfe nothwendig sey, den Knoten lösen zu können? Sind in diesem Falle nicht hundert Veranlassungen, hundert Gelegenheiten zu unserer moralischen Ausbildung nothwendig, die in unserer Gewalt nicht sind? Würden wir hier nicht eben die partheyische Austheilung der Naturgaben zu finden glauben, die wir bey Austheilung übernatürlicher Gnadengaben zu entdecken wähnen?

Scholastische Spitzfindigkeit und empörende Irrlehren haben diese tröstliche Lehre wie so viele andere entstellt, entweder weil man mehr erklären wollte, als man konnte, oder weil man glaubte, die Gnadenwirkungen wären blos an gewisse äußerliche Umstände gebunden, oder weil man übertriebene Gedanken von dem Erbübel hatte, und den Begriff von Gott verfehlte.

14.

Daß übernatürliche Gnadenwirkungen die dem Menschen nöthige Freyheit nicht aufheben, muß die Vernunft selbst postuliren, oder sie kann die Möglichkeit der Gnadenwirkungen gar nicht annehmen. „Es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß der Mensch wisse, worin die höhere Mitwirkung bestehe, es ist nicht jederman zu wissen nothwendig, was Gott zu seiner Seligkeit thue (und wie er es thue) aber wohl, was er selbst zu thun habe um dieses Beystandes würdig zu seyn, sagt Kant.„ Fühlen ja auch alle Menschen die heilsamen Wirkungen der Wärme, und sind von ihrer Nothwendigkeit überzeugt, ohne daß sie gewiß wissen, woher sie komme, und wie sie entstehe.

Wer

Wer einen Gott glaubet, sagt Feder, von dem alle Weisheit und alles Gute abstammet, einen Gott, der seine Welt kennt und liebt, und als die höchste Kraft fortwirkt, dem kann es doch schwerlich sonderbar scheinen, daß Erkenntniß und Kraft zum Guten noch immer von ihm gegeben werden. *

* Philos. Bibl. 1. B. S. 225.

Es ist leicht einzusehen, daß uns die ganze Sache unbegreiflich seyn müsse: und um so mehr, da wir überhaupt die Freyheit unbegreiflich finden. Ja wenn wir auch keine übernatürliche Gnadenhülfe annehmen, bleibt uns die Sache noch unbegreiflicher.

Die Güte der Handlung hat ihren Werth von der Form, die Sinnlichkeit strebt dieser entgegen, sie geht immer auf die Materie, sucht ihre Befriedigung, und will die Handlung blos als Mittel dazu.

Das Gesetz Gottes gebietet absolut, es soll durch sich selbst auf den Willen wirken: ein sinnliches Wesen bedarf einer Triebfeder: diese Triebfeder, in sofern sie durch Vernunft vorgestellt wird, ist ein Interesse: sie muß aber ein moralisches Gefühl werden: Achtung für das Gesetz gehet in Achtung für den Gesetzgeber über.

Den Anmaßungen der Sinnlichkeit, die dem höheren Gesetz entgegenstrebet, muß entgegengewirkt werden durch etwas, welches von der einen Seite sinnlich ist, von der anderen durch Freyheit bestimmbar bleibt. Diese Kraft des Gemüths ist die Einbildungskraft, durch sie wird die Vorstellung des Gesetzes als des Willens des Heiligsten zugleich auch Gütigsten an die Seele gebracht: und so sagt die Schrift, die Liebe Gottes werde durch den heil. Geist in der Seele ausgegossen: und so lehrten auch die Theologen, die Gnade wäre eine Ergießung der Liebe in uns,

das Gute zu lieben: (Est inſpiratio charitatis, vt cognita cum [ex] amore faciamus.) nämlich die vordringende Sinnlichkeit wird unterdrückt, und die Achtung für den Geſetzgeber wird practiſch. Es läßt ſich leicht erklären, daß das Entgegenarbeiten der Sinnlichkeit verſchiedentlich geſchehen könne, daß dieſer Luſt durch Vorſtellung einer beſſeren entgegengeſtrebt werde. Nur ſcheint es mir darin manchmal verſehen worden zu ſeyn, daß man den Menſchen nicht nach ſeinem doppelten Charakter den ſinnlichen und überſinnlichen betrachtet, und Liebe blos pathologiſch verſtanden hat. Das ſittliche Intereſſe iſt von einem Gefühl der Luſt begleitet, welches aber ſeinem Urſprunge nach rein ſittlich iſt: * es hebt ſo wenig die Freyheit auf, als der ſinnliche Trieb, der ſeinen Gegenſtand immer noch als einen Gegenſtand, der Luſt gewähre, und dem Triebe nach Glückſeligkeit angemeſſen ſey, der aber durch die Foderung des Geſetzes Abbruch geſchehe, vorſtellet: es wird immer noch etwas erfordert, wodurch das Wollen als wirkliche Handlung des Gemüthes erſt vollendet wird. So wenig durch die Sünde die Empfänglichkeit der Achtung für das Geſetz verloren gegangen iſt, ſo wenig iſt auch das Vermögen, ſich ſelbſt zu beſtimmen, durch ſie verloren gegangen.

* Das Bewußtſeyn des Widerſtands gegen die Hinderniſſe der Sinnlichkeit, und ſeiner durch die Gnade möglich gewordenen Ueberlegenheit gefällt unmittelbar, iſt erhaben. Geſellet ſich noch dazu der Gedanke, dadurch ſeines vollſtändigen höchſten Gutes fähig zu werden, ſo iſt es auch angenehm.

Die natürlichen Kräfte werden durch die Gnade dem Menſchen nicht entzogen, ſie werden im Gegentheil hergeſtellt. Gott wirkt nicht anfangs das Ganze: er rührt: aber auf eine Weiſe, daß der Menſch wollen kann, aber

nicht

nicht wollen muß: dem Daseyn der Rührung kann der Mensch nicht widerstreben: aber ihr selbst doch.*

* Omnipotenter Deus efficere potest, quae vbi effecta sunt, in hominum potestate sunt.

Also mit Beyhülfe der Gnade kann nun der Mensch Gott wohlgefällige Handlungen verrichten, (Ephes. II. 10. Hebr. XIII. 21. Jakob. I. 4.) es sind Werke Gottes, aber doch von uns gewirket. (vergl. Math. X. 20. und Gal. IV. 6. wo ähnliche Vorstellungen vorkommen.) Er gab uns Kraft und der Kraft Antrieb: er würkte also das Wollen und Thun, doch konnten wir jene Kraft unbenützt lassen, und diesem Antriebe entgegenstreben.

15.

Es lassen sich Grade in den Gott gefälligen Handlungen denken, je weniger die Selbstliebe und je mehr die Achtung für den Gesetzgeber daran Theil hat, je vortrefflicher sind sie: die blose Gesetzmäßigkeit macht aber nichts dazu.

Da es Gottes Wille ist, daß wir unsere Glückseligkeit befördern sollen, nur auf die rechte Weise, und mit gehöriger Subordination, so sind also Werke in dieser Ordnung unternommen dem Willen Gottes auch gemäß: und so verweiset der Heiland die Christen auch auf die zu hoffende Belohnung (Math. V. 12.), und Paulus ermunterte sich sowohl (Philip. III. 14.) als die Seinigen (Hebr. XI. II. Tim. IV. 8. I. Kor. IX.) u. a. mit diesen Aussichten.* Jesus und die Apostel stellen sie als Trost in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens, und in dem schweren Tugendkampf vor. Und was konnte auch für sinnliche Wesen, was gegen die unordentlchen Forderungen der Sinnlichkeit, welche gegenwärtige Befriedigung foderte, passender seyn? Würde der Mensch ohne diese Aussichten das moralische

Ge-

Gesetz je standhaft beobachten? Was würde er denen in seiner Natur gegründeten Ansprüchen auf Glückseligkeit entgegenzusetzen haben? Glaube an das moralische Gebot, und die Hoffnung auf eine künftige Glückseligkeit sind untrennbar. Da nun aber jene Aussichten entfernt und dunkel sind, die Gegenstände der Sinnlichkeit aber nah und lebhaft: so würkt auch hier die Gnade Gottes, daß sich der Mensch über das Gegenwärtige erheben, und auf das Zukünftige harren kann.

* Mehr von den guten Werken gehört in die Moral.

Wenn es auch gleich keine andere Lebensperiode der Vergeltung gäbe, so würde doch das Gesetz immer gebieten; und wir mögen thun so viel wir immer wollen, so müssen wir nach Jesu Vorschrift sagen: wir sind unnütze Knechte; wir thaten, was wir schuldig waren.

Verdienen können wir also an sich keine Vergeltung: auch uns ihrer nicht vollkommen würdig machen; denn würdig ist jemand des Besitzes einer Sache, sagt Kant, oder eines Zustandes, wenn, daß er in diesem Besitze sey, mit dem höchsten Gute zusammenstimmt.

Man kann jetzt leicht einsehen, daß alle Würdigkeit auf das sittliche Verhalten ankomme; weil dieses im Begriffe des höchsten Gutes die Bedingung des Uebrigen, was zum Zustande gehört, nämlich des Antheils an Glückseligkeit ausmachet.

Bedenken wir nun die Mangelhaftigkeit unserer Tugenden, und dabey den Antheil der Gnade Jesu; so können wir leicht auf unsere Würdigkeit schließen, besonders wenn wir die Größe der verheißenen Glückseligkeit betrachten.

Aber Gott hat uns nicht blos Glückseligkeit versprochen, als Gnade; sondern sie auch als Belohnung unserer Handlungen angesetzt. Paulus nennt sie gerade zu eine Belohnung: und selbst Jesus spricht von einem Verdienst, das sich auf eine künftige Lebensperiode erstrecke. (Math. VI.) Da nun also dieses ganz freywillige Versprechen, dieses Versprechen aus Gnade da ist, so können wir doch auch sagen, daß wir Glückseligkeit verdienen können, daß auch selbst solche Handlungen, die nicht den höchsten Grad von Moralität besitzen, von Gott werden belohnt werden.*

*Selbst Kant gestehet dieß ein: Was die dem Menschen sehr natürliche Erwartung eines dem sittlichen Verhalten des Menschen angemessenen Looses in Ansehung der Glückseligkeit betrifft, vornähmlich bey so manchen Aufopferungen der letzteren, die des ersteren wegen haben unternommen werden müssen; so verheißt Jesus dafür Belohnung einer künftigen Welt; aber nach Verschiedenheit der Gesinnungen bey diesem Verhalten; denen, die ihre Pflicht um der Belohnung oder auch Lossprechung von einer verschuldeten Strafe willen thaten, auf andere Art, als den besseren Menschen, die sie blos um ihrer selbst willen ausübten.

Alles dieses schreibt die heilige Schrift Jesu zu. Er ist nach ihr der Anfänger und Vollender unseres Heils. Ihm hat Gott seines geleisteten Gehorsams wegen zugestanden, daß das Menschengeschlecht, dessen Haupt er ist, bey unausgesetztem Streben nach Moralität, und bey gewissenhafter Anwendung der ihm dazu verliehenen Hülfe, auf eine Glückseligkeit harren kann, die alle seine Verdienste übersteigt: aber immer der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes gemäß ist.

16.

Die Lehre von der Gnade ist also gar nicht so zu verstehen, als wenn darum der Christ ganz unthätig seyn dürf-

dürfte: die Pflicht das Wort Gottes anzuhören, über dasselbe nachzudenken, bleibt immer: nur will diese Lehre so viel sagen, die logische Kraft des göttlichen Worts ist nicht genug, sondern es wird dabey noch eine andere göttliche Wirkung erfodert, die ob sie gleich nicht nothwendig daran gebunden ist, doch damit verbunden zu seyn pflegt; und der sich also diejenigen muthwillig verlustig machen, die auf ungewöhnliche Wege harren wollen.

17.

Auch stellt uns die heilige Schrift das Gebet in einer genauen Verbindung mit den Gnadenwirkungen vor. Erleuchtung des Verstandes (Jak. I. 5.), Hülfe des heiligen Geistes (Luk. XI. 9. folgg.) wird dem Vertrauensvollen Gebete zugesichert: und es ist gar kein Grund vorhanden, warum man dieß blos auf die Apostel oder auf wunderthätige Wirkungen einschränken sollte.

Das Gebet als Wunsch, Gott in allem Thun und Lassen wohlgefällig zu seyn, wenn er mit dem Bestreben, sein möglichstes zu thun verbunden ist, zugleich als ein Bitten an denjenigen, der unsere schwachen Kräfte stärken kann und will, hat unläugbare Wirkung auf die Moralität. Es erhält in uns immer den Gedanken unserer Untauglichkeit, verbunden mit der Zuversicht einer Unterstützung von dem, dem wir alles zuzuschreiben haben: und schon dadurch ist es von vorzüglichem Nutzen.

Nun hat aber Jesus auch versprochen, daß das Gebet um den guten Geist erhört werden sollte: und Paulus sagt, daß er für die Gläubigen immer bitte, damit ihnen Gott seine Erleuchtung und Stärke mittheile. Er schreibt das Gebet dem heiligen Geiste zu (Röm. VIII.), und der h. Johannes (I. Br. V, 4.) sagt, daß wir das Zutrauen

zu

zu Gott haben können, daß er uns in dem, was wir seinem Willen gemäß bitten, hören werde: und seinem Willen gemäß ist nun ganz gewiß die Vervollkommnung unseres moralischen Zustandes: Und sollte dieses nicht Gott wohlgefallen? Und nicht dasjenige, was wir auf unser Bitten erhalten, eben darum uns heilsam seyn, und dankbarer und treuer in der Benützung desselben machen, unser Vertrauen und Muth im Guten stärken?

Wir stellen uns freylich die Sache nicht so vor, als wenn wir Gott dadurch bewegen, und auf seine Schlüsse wirken könnten: wir glauben nur, daß er Sorge für uns habe, daß er unsere moralische Vervollkommnung wolle, daß er sie befördern müsse: hier liegt gewiß kein Anthropomorphismus zu Grunde, wie in der Vorstellung von den allgemeinen Gesetzen, nach denen Gott alles regiere.

Glauben wir aber an die Erhörbarkeit des Gebetes nicht, so ist es also ein Wunsch, von dem wir wissen, daß ihm nichts von Seiten desjenigen entspreche, an den er gerichtet ist. Gehet das Gebet auf Erhaltung wahrer geistlicher Güter, und davon ist hier die Rede, und wenden wir die übrigen Mittel dazu an, so können wir die sichere Hoffnung haben, daß uns dieser Wunsch von Gott gewährt werde; sollen wir auch selbst dieses geistliche Gut nicht erhalten, weil es auch geistliche Güter geben kann, die in gewissen Umständen nicht für uns zuträglich sind (II. Kor. XII.), und weil wir dieses nicht immer wissen können (Röm. VIII.); so wird doch das letzte Ziel unserer Bitten erreicht werden. Das übrige gehört auch wieder in die Moral.

18.

Der Mensch bedarf nun einmal etwas Sinnliches zum Behufe des Practischen: bleibt er sich hiebey selbst überlassen,

lassen, so kann nicht blos in der Auswahl der Zeichen Aberglaube, sondern auch in die Hoffnung der Wirkung, die man davon erwartet, Schwärmerey eintreten. Darum hat Gott für das noch rohe Volk der Juden, besonders nach der Nationalsünde, der Vorstellung eines Gottes im Bilde des Kalbes, so genau jeden Ritus bestimmen lassen, zugleich aber deutlich gelehrt, daß darin nicht wahrer Gottesdienst bestehe, sondern daß er nur zum Behufe desselben seyn sollte.

Jesus hat im N. Test. auch einige dergleichen Ritus angeordnet; sie unterscheiden sich aber von jenen ganz besonders, sowohl in der Zahl, als in der Beschaffenheit. Sie sind nicht arbiträrisch, sondern sind an sich schon belehrend und symbolisch; und wenn der Gläubige sich denselben mit der erfoderlichen Gemüthsbeschaffenheit unterziehet; so kann er versichert seyn des göttlichen Beystandes, und daß ihm Gott jene übernatürliche Hülfe ertheile, die durch die symbolische Handlung vorgebildet wird, und auf den Zweck paßt, wozu der Ritus bestimmt ist. * Wenn wir von Gott Gnadenhülfe erwarten, so müssen wir sie doch in einem Zeitpuncte erwarten? und eben die Umstände, worin jene Ritus vorgenommen werden, sind diejenigen, wo wir dergleichen Gnaden am meisten bedürfen, und sie also auch zuverläßig erwarten zu können wünschen. Was war nun anständiger und dem Menschen in vielem Betracht nützlicher, als die Erklärung Gottes, daß er eben bey diesen Handlungen demjenigen, der sie gehörig unternähme, diese seine so edle Erwartung gewähre: daß diese Gewährung nicht eine blose Folge der guten Beschaffenheit desjenigen sey, der den Ritus administrirt, auch nicht dessen, der sich ihm unterzieht, obwohl dieß letztere eine nothwendige Bedingniß ist, sondern aus dem gnädigen Versprechen Gottes herrühre.

* Diese

* Diese Lehre ist also bey gut unterrichteten Christen kein Wahn, wie H. Kant S. 283. glaubt, durch den Gebrauch bloser Naturmittel eine Wirkung, die für uns Geheimniß ist, nähmlich den Einfluß Gottes auf unsere Sittlichkeit hervorbringen zu können. Wer hat sich wohl diesen Begriff von den symbolischen Handlungen, die wir Sakramente nennen, gemacht?

Ueber die Zahl dieser Handlungen sind die Christen uneinig, mehr in Worten, als in der Sache. Wir Katholiken rechnen derer sieben,* die sich eben auf die wichtigsten Umstände des Lebens beziehen, den Anfang und das Ende desselben: die Einweihung zum Dienste anderer Menschen in der Kirche und im Staate: zur Errichtung des Gefallenen und zur Stärke des Wiederauferstandenen.

* Wir haben darin die Einstimmung der orientalischen von der römischen Kirche getrennten Kirchen: wie man sich davon aus ASSEMANNI Bibl. Orientali und aus der Perpetuité de la foi Tom. V. überzeugen kann. Wie wichtig diese Uebereinstimmung sey, ward schon anderswo bemerkt.

* Wir gestehen gern ein, daß wir nur von zwey derselben, der Taufe und dem h. Abendmahl, den ganzen Ritus genau von Jesu in der Schrift eingesetzt lesen; wir gestehen also, daß man in dieser Rücksicht einen Unterschied unter den Sakramenten machen müsse: wir glauben aber aus dem Endzwecke derselben sey es schon zum Begriff eines Sakraments genug, wenn Gott gewissen Ständen gewisse Gnaden zugesichert habe; oder wenn auch selbst ein solches individuelles Versprechen nicht bewiesen werden könnte, wenn nur ein von Gott verordnetes Zeichen einer innerlichen Gnade vorhanden sey, worauf sich die allgemeinen Verheißungen von Gnaden beziehen, wie dieses der gelehrte Amort weitläufiger zeigt.

Nun ist die Anwendung leicht. Christus hat allen Gläubigen den heiligen Geist versprochen: die Apostel erwählten das symbolische Zeichen der Handauflegung hiezu.

Die Weihe der Kirchendiener ist eine vom heil. Geiste den Aposteln zum Besten der Menschen eingegebenes Institut: beydes dieses ist oben gezeigt worden.

Von der Salbung der Kranken wird unten geredet werden. Den Ehecontract hat Jesus im N. Test. wieder ganz reformirt, und es ist gar kein Zweifel, daß er denen, die diesen so gefährlichen Stand antreten, auch seine Hülfe angedeihen lassen werde. (S. II. B. S. 226.)

Die Nachlassung der Sünden hat Jesus auch an eine äußerliche Handlung gebunden: wie oben gleichfalls gezeigt worden. *

* Die Lehre von den Sakramenten ist in irenischer Rücksicht in den Streitschriften zwischen den Bischof Bossuet, und den Abt Molanus erläutert worden. Der letztere erklärt sich folgendermassen hierüber:

Wenn jede heilige, zur Ehre Gottes bestimmte Sache ein Sakrament ist, so giebt es, nach der Bemerkung des heiligen Augustin, nicht blos sieben, sondern eine große Menge Sakramente. Nimmt man aber das Wort Sakrament in einem etwa eigenen, jedoch nicht in dem engsten Sinne, wie dies der Fall bey den Sakramenten der Taufe, und des Abendmahles ist, so ist kein Zweifel, daß auch jene fünf noch übrigen, feyerlichen Religionsgebräuche mit Recht Sakramente genennt werden können. Es ist also unter uns die Frage nicht, ob jene fünf Sakramente, welche die Römischkatholischen den Sakramenten der Taufe und des Abendmahles noch beygesetzt haben, Sakramente genennt werden können: denn wer will das nach der verschiedenen beliebigen Art, zu bestimmen, läugnen? Sondern es wird gefragt,

fragt, ob sie Sakramente im strengsten Sinne genommen, das ist, ob sie solche Sakramente seyen, wie die Taufe, und das Abendmahl, oder ob, um deutlicher zu reden, alles das, was zum Wesen der Taufe, und des Abendmahles gehöret, auch in den Sakramenten der Ehe, der Priesterweihe, der letzten Oehlung ꝛc. statt habe. Es wird aber sowohl zum Sakramente der Taufe, als des Abendmahles eine Einsetzungsformel erfodert, so, daß das Sakrament zur Zeit des neuen Testaments von Christo unmittelbar eingesetzt worden; zweytens wird erfodert ein ausdrückliches Versprechen, nämlich der mit der Form verbundenen, rechtfertigenden Gnade; drittens, daß es ein Symbol, oder äußeres Element habe. Dieß alles wird kein Katholik behaupten z. B. in Rücksicht auf die Ehe. Denn diese ist nicht erst zur Zeit des neuen Testamentes eingesetzt worden, sondern hat mit der Welt selbst seinen Anfang genommen: ihr Urheber ist nicht gerade Christus, die zweyte Person in der Gottheit, sondern Gott im strengsten Verstande genommen ꝛc.

Bossuet antwortet hierauf, daß in der Augsburgischen Confession wirklich drey Sakramente angenommen wurden: daß die Katholiken nicht alle Sakramente in gleichen Rang setzten, und daß sie für ihre Behauptung nach der Bestimmung des Begriffes, genugsame Gründe aus der Bibel anführten. Amort hat diese Streitigkeit auf eine Art behandelt, daß man die Sache so gut als beygelegt betrachten kann. Auch des berühmten H. P. Beda Mayers Bemühungen gehören hieher. Er hat im Grunde nichts gesagt, als was andere sehr orthodoxe katholische Lehrer vor ihm behauptet haben. Nur einige seiner Ausdrücke schienen für manche Ohren zu hart zu seyn. *)

* Beda Mayer sagt, daß man den Protestanten zugeben könne, es gebe nur zwey Sakramente, von Christo unmittelbar eingesetzt; die übrigen seyen nur mittelbar von ihm, nämlich durch die von seinem Geiste geleitete Kirche eingesetzt. Dieß haben auch verschiedene andere katholische Theologen vor und nach dem Concilio Tridentino behauptet.

19.

Der Christ soll also alles thun, was er kann, alle Mittel anwenden, die da sind um sich seiner erhabenen Bestimmung zu versichern. (1. Petr. I. 10.)

Er soll sich nicht durch subtile Speculation, oder trügliche Charaktere von Gnadenwirkungen in seinem Tugendweg aufhalten, oder irre machen lassen. Den Anfang jedes Guten macht Gott: aber der Mensch soll mitwirken, und durch einen durch die Gnade gemachten Fortschritt bekömmt er wieder neue Kräfte zu den folgenden: dadurch wird er Vertrauen erhalten, ohne welches er nicht fortfahren wird: dabey aber immer nach dem Ausdruck der Schrift sein Heil mit Furcht und Zittern wirken, weil er seine Abhängigkeit von Gott einsieht.

Der Mensch, sagt Kant, welcher von der Epoche der angenommenen Grundsätze des Guten an, ein genugsam langes Leben hindurch die Wirkung derselben auf die That, d. i. auf seinen zum immer besseren fortschreitenden Lebenswandel wahrgenommen hat, und darauf auf eine gründliche Besserung in seiner Gesinnung nur vermuthungsweise zu schließen, Anlaß findet, kann doch auch vernünftiger Weise hoffen, daß, da dergleichen Fortschritte, wenn ihr Princip nur gut ist, die Kraft zu den folgenden immer noch vergrößern, er in diesem Erdenleben diese Bahn nicht mehr verlassen, sondern immer noch muthiger darauf fortrücken werde, ja wenn nach diesem ihm noch ein anderes Leben bevorstehet, er unter anderen Umständen allem Ansehen nach doch, nach eben demselben Princip fernerhin darauf fortfahren, und sich dem obgleich unerreichbaren Ziele der Vollkommenheit immer noch nähern werde.

Ich habe das Zutrauen, sagt Paulus (Philip. I. 6.) daß derjenige, der in euch das Gute angefangen hat, es bis auf den Tag Jesu Christi zur Vollkommenheit bringen werde. Es ist auch billig, daß ich so von euch allen denke. — Mein Gebet gehet dahin, daß ihr bey eurer Liebe je länger je mehr an Erkenntniß und Einsicht zunehmet, damit ihr prüfen könnet, was das Beste sey, damit ihr auf den Tag Christi lauter und untadelhaft und reich an Früchten der Rechtschaffenheit seyn möget, durch Jesum Christum zur Verherrlichung Gottes.

20.

So ist nun also Jesus der Anfänger und Vollender unseres Heils, das Haupt des Menschengeschlechts, sein wahrer Stolz, und seine Hoffnung.

Der Mensch in Unschuld, und mit den besten Anlagen zur Moralität geschaffen, ward für sich und seine Nachkommenschaft verdorben, die Vernunft ward durch das Uebermaaß der Sinnlichkeit eingeschränkt: aber selbst sein Verfall zeugte von seiner ersten Vortrefflichkeit. * Er hörte nicht auf der Moralität, und somit auch einer ihr correspondirenden Glückseligkeit fähig zu seyn.

* Pope Versuch über den Menschen. Brief II.

Er sollte nun in beständigem Tugendkampf sich nach dem Bilde desjenigen umschaffen, der ihn erschaffen hatte. Sollte streben nach Heiligkeit, um auch der Glückseligkeit würdig zu werden.

Die Güte des Allvaters unterließ nicht den Gefallenen zu unterstützen, auf alle die Weise, wie ein moralisches Wesen seiner Freyheit unbeschadet unterstützt werden kann.

Der

Der Sohn Gottes sollte derjenige seyn, der dieß bewirkte.

Er war es nach der Meinung der ältesten Kirchenväter bis auf die Zeiten Augustini, der den alten Patriarchen erschien, und jene ganze Oekonomie anordnete, die als Vorbereitungsanstalt für das ganze Menschengeschlecht dienen sollte. Er war der unerschaffene Engel des Bundes, in einer ganz besonderen und einzigen Rücksicht der Repräsentant Gottes.

Der Märtyrer Justinus sagte, daß er auch derjenige war, wodurch die heidnischen Philosophen, das wahre und gute, was sie dachten, erhielten. *

* In der zweyten Apologie.

Nachdem auf das große Werk alles zubereitet war, sollte er im Fleische erscheinen, und Mensch werden: durch seine Lehren und Beyspiel höhere Einsichten, Sittlichkeit, und selbst hienieden Zufriedenheit verbreiten, mit der frohesten Aussicht auf eine Lebensperiode der Vergeltung.

Er sollte alle die Hinderniße heben, wodurch der Mensch von der Erreichung seines vollständigen höchsten Guts abgehalten würde.

Er sollte die Menschen von der Furcht wegen der Folgen ihrer Sünden befreyen, und dieß thut er durch seinen Tod: sollte sie belehren, und dieß geschah durch drey Jahre seines Lebens, und durch eine Anstalt, die seine Gegenwart ersetzte: sollte ihr moralisches Unvermögen unterstützen, und dieß geschah durch das Versprechen, und die Ertheilung übernatürlicher Hülfe, die der moralischen Beschaffenheit des Menschen ganz angemessen ist.

Man hat in allen diesen Anstalten der Gottheit für das Menschengeschlecht nicht blos die genaueste Oekonomie, und Stufenfolge gefunden, sondern man glaubt selbst in der Zeitfolge dieser Anstalten etwas ganz systematisches, und homologes zu entdecken. *

* S. Frank Systema Chronolog. Fundament.

Nachdem nun seine Bestimmung auf Erden vollendet, und die Anstalten zur Fortsezung und gänzlichen Ausführung des großen bis in die ganze Ewigkeit hinein sich erstreckenden Plans eingerichtet waren; ward er in Himmel aufgenommen, und bleibt daselbst, bis alles vollbracht ist, was die alten Orakeln darüber vorhergesagt hatten. (Apostelg. III.)

Aber er wird uns auch da als der große Beförderer des Heils der Menschen vorgestellt, unter dem Bilde eines Königs, wodurch seine Macht und Güte ausgedrückt wird: als eines, der von da aus seine Feinde überwindet, das heißt, fortfährt, alle die Hindernisse zu entfernen, die dem von ihm angefangenen heilsamen Werke entgegenstehen. (Psalm CIX.)

Dieß geschah gleich nach der Himmelfahrt, da seine durch die Kraft des heiligen Geistes ausgerüsteten Gesandten, und andere von ihnen verordnete Lehrer mit dem besten Erfolg Aberglauben, Irrthum und Unglauben, Irreligiösität und Lasterhaftgkeit bekämpften, und dadurch die ersprieslichste aller Revolutionen bewirkten. (Hebr. XII. 26.)

Die Hindernisse, die sowohl Juden als Heiden, Unwissenheit und Unsittlichkeit (die ganze Macht des Satans) der Aufrichtung des Reiches der Wahrheit und Tugend ent-

entgegensetzten, mußten weichen. (Apostelg. III. 13. II. Petr. II. 1. Joh. XVI. 33. u. a.

Immer noch fährt er fort in diesem großen Werke, (Hebr. II. 8. X. 13.) und dazu dient besonders die von ihm gestiftete äußere Kirche, Math. XVI. 18.) der er in dieser Stelle sowohl, als anderwärts (Math. XXVIII.) eine unerschütterliche Festigkeit gegen Irrthum und Unwissenheit, (einem Hauptfeinde seines Reiches) zugesichert hat. Der andere, die Immoralität, und die Herrschaft der Sünde wird eben dadurch, und die übernatürlichen Hülfleistungen und Anstalten dazu bekämpfet. (Röm. VII. 25. Die Hindernisse von außen müssen alle in seinem großen Plane mitwirken. (Röm. VIII.)

Endlich hat der Vater ihm, als dem Haupte des Menschengeschlechts auch aufgetragen, einst den wahren moralischen Werth der Menschen zu bestimmen, und das ihm congruirende Schicksal zuzutheilen. Und dann wird auch die letzte Folge der Sünde (der letzte Feind) überwunden werden. (I. Kor. XV.)

Lehre

von den Aussichten, die das Christenthum in eine zukünftige Lebensperiode gewährt.

Schäme dich der Lehre unseres Herrn nicht, — der dem Tode die Macht genommen, und Leben und Unsterblichkeit durch das Evangelium ans Licht gebracht hat.

Paulus im zweyten Briefe
an den Timotheus I. 8. 10.

Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, wird auch nach seinem Tode leben; und wer noch lebet, und an mich glaubet, soll nicht für immer sterben.

Jesus bey Johannes XI. 25. 26.

I.

Der Mensch ist zur Ausbildung seiner moralischen Anlagen, und einer ihr congruirenden Glückseligkeit zu einer anderen Welt geschaffen: der Uebergang zu ihr geschieht durch den Tod.

Es ist dem Menschen gesetzt zu sterben, und nach diesem soll ihm das Urtheil des Allwissenden und Allgerechten nach moralischen Gesetzen sein Schicksal bestimmen. (Hebr. X.)

Dieses ist das Gesetz aller Menschen, des Weisen und des Thoren, des hienieden glücklich scheinenden, und des mit Trübsal ringenden, des Knechtes und des Herrn. * Was Fleisch ist, veraltet wie ein Kleid. Denn seit undenklicher Zeit stehet das Gesetz: Du sollst sterben. (Syrach XIV. 17.

Was sollt' ich mich fürchten zur Unglückszeit?
wenn mich die Bosheit meiner Verfolger umringet,
Die sich auf ihre Macht verlassen,
die stolz auf ihren Reichthum sind?
Kann doch kein Bruder den andern loskaufen,
kann Gott für ihn kein Lösegeld geben;
daß er ewig lebe, daß er nie verwese.
Nein! verwesen muß er! Weise müssen sterben
wie Thoren, wie Unsinnige sterben sie,

und

und überlassen andern ihr Gut.
Ihr Grab ist auf ewig ihr Haus,
ihre Wohnung von Zeitalter zu Zeitalter,
auch deren, die Ländern ihren Namen gaben.
Glückliche Menschen — ohne Verstand,
sind den Thieren gleich, die untergehen.
Dieß ist ihr Schicksal, dieß ihr Fall.
Und doch rühmt sie ihrer Nachkommen Mund!
Wie Schlachtopfer werden sie ausgesondert zur Unterwelt,
ihr Hirte ist der Tod. —
Staune nicht, wenn jemand reich wird,
wenn sich seines Hauses Ueberfluß mehrt:
denn er wird nichts mitnehmen in seinem Tode,
ihm folgt sein Ueberfluß nicht.
In seinem Leben preist er sich glücklich —
Er muß eingehen in seiner Väter Wohnung,
hin zu denen, die auf ewig kein Licht mehr sehen.
Glückliche Menschen — ohne Verstand,
sind den Thieren gleich, die untergehen.

Psalm. XLVIII. folgg.

* Glücklicher Sextius! der blasse Tod schlägt mit demselben Fuße an die Hütten der Armen, wie an die Paläste der Könige.

Horaz.

Hier tritt, so wie beym Eingang ins Leben, wieder die allgemeine Geichheit der Menschen ein. (Weish. III. 6.) und der Stolz, die Schmeicheley, oder der Aberglaube mag allen Kräften der Natur aufbieten, so muß doch der Leib wieder in Staub aufgelöst werden, woraus er genommen ist. (Prediger. XI.)

Schon oben (Band II. S. 15. folg.) ist bemerkt worden, daß die Schrift die allgemeine Nothwendigkeit zu sterben als eine Folge der Vergehung Adams vorstellt.

2.

Die jetzige Beschaffenheit des menschlichen Körpers ist von der Art, daß die Verdichtung der flüssigen Theile, die Verminderung der Reizbarkeit immer zunimmt, und so endlich der natürliche Tod erfolget. *

* Ich halte dafür, daß dann der Tod eintritt, wenn das Herz alle natürliche Reizbarkeit verloren hat.

Haller.

Du wandelst den Sterblichen in Staub,
und sprichst: Adams Söhne kehret zur Erde wieder —
Wie der Tag vergieng, der gestern war,
wie eine Wache in der Nacht,
so sind in deinen Augen tausend Jahre!
Du läßt sie sterben, sie entschlummern.
Sie sind wie Gras, das noch am Morgen grünt,
das noch am Morgen blüht und grünt,
am Abend ist's verwelkt, verdorrt.
Siebzig, dieß ist unserer Jahre Zahl, achtzig beym Stärksten:
Schnell entfliehen sie unter Kummer und Schmerz,
schnell fährt das Schiff, — wir fliegen davon. *

Psalm XCI.

* Eine Anspielung auf den ägyptischen Gebrauch, die Todten auf einem Kahn an den Ort der Begräbniß zu bringen: die spätere Dichtung machte hieraus den Charon mit seinem Nachen.

Aber die wenigsten Menschen erreichen das Ziel, das ihnen die Natur gesetzt hat: sie reizen den Tod durch tau-

tausend Mittel, und verkürzen sich wechselseitig ihre wenigen Tage. *

* In einer sehr schönen Dichtung, eines sokratischen Philosophen würdig, hat dieß Addison im englischen Zuschauer vorgestellt: das Gesicht des Mirza.

So tritt eine Generation um die andere von dem Schauplatz ab.

Wie ein grüner Zweig auf dem belaubten Baume einige Blätter abwirft, und andere treibt: so das ganze Menschengeschlecht: diese sterben, andere werden gebohren. (Syrach XIV. 18.)

Man hat berechnet, daß in jeder Secunde einer von unseren Brüdern in die Ewigkeit übergehet.

3.

Nebst dem, daß der Tod gemeiniglich mit schmerzlichen Empfindungen begleitet zu seyn pflegt; so läßt sich noch eine ganz natürliche Ursache des Abscheues vor ihm angeben. Unser Geist ist mit seinem Organ zu sehr verbunden, das Organ ist so sehr mit unserem Ich idendificirt, als daß uns eine Trennung von ihm nicht höchst niederschlagen sollte: wir seufzen zwar, sagt Paulus (II. Kor. V. 4.) über die Last dieses Körpers, so lange wir diese Hütte bewohnen; aber doch möchten wir ihn nicht gern ausziehen, sondern überkleiden, damit das Sterbliche von dem Unsterblichen verschlungen werde.

Bey Menschen, die sinnlicher denken, ist die Trennung von dem, was sie zu sehr zu dem ihrigen gerechnet haben, noch schwerer.

O Tod, wie bitter ist dein Andenken dem Manne, der ruhig lebt im Besitz seines Vermögens, der in keine Verlegen-

legenheit kommt, und immer glücklich ist; dem noch das Essen schmeckt.

Syrach XLI. 1.

Selbst die homerischen Helden wünschen lieber in ihrer alten Heimath Taglöhner zu seyn, als im Reiche der Schatten Könige. *

* Odyss. XI. 488. seq.

Man hat dem unerträglichen Gedanken, nicht mehr zu seyn, eine Fortdauer in den Gedanken anderer Menschen unterschoben. Non omnis moriar. Ein Gedanke, der immer von einem edlen Geist zeugt, der sich über den Genuß des Augenblicks wegzusetzen weiß, und der schon manche empirisch große Handlung und Aufopferung hervorgebracht hat: aber bey genauerem Nachdenken löst er sich in ein Phantom auf. *

* Wer zu sehr um den Nachruhm bekümmert ist, bedenkt wohl nicht, daß alle, die sich seiner erinnern, auch bald sterben werden, auch diejenigen, die diesen nachfolgen, sterben, bis das Andenken, durch lauter Sterbliche fortgepflanzt, auch stirbt. Aber setze, es wären Unsterbliche, in deren Andenken du lebest, so würde auch dein Andenken unsterblich seyn: was hast du nun davon für Vortheil: nicht blos wenn du todt bist, sondern auch wenn du lebtest: es müßte dann dieses ein Vortheil seyn, daß du dasjenige verabsaumest, was die Natur in dich gelegt hat, indessen du ganz von dem Reden anderer Menschen abhängest.

Die Namen der berühmtesten Männer sind nun so dunkel, wie die alten Worte, die sonst jedermann verstand: beyde bedürfen nun einer Erklärung u. s. f.

Der Kaiser Antoninus IV. 19. 33.

4.

Hiezu kömmt noch die Erwartung der Zukunft, das Anlangen in einem unbekannten Lande, (S. I. Band S. 145. folg.) von dessen Nichtexistenz man sich doch wohl nie vergewissert hat: und sollte man sich auch davon überzeugt haben, so müßte eben der schreckliche Gedanke, nicht mehr zu seyn, den Tod am schauervollsten machen. Eine Bemerkung, die schon Plutarch hat, in der Abhandlung, daß es sich nicht gut nach epikurischen Grundsätzen leben lasse. Man sehe auch Youngs Nachtgedanken. VII. Nacht, wo dieser Gedanke sehr stark ausgedrückt ist, und wo überhaupt dieser Gegenstand in ein vortreffliches Licht gesetzt wird.

Man hat bemerkt, daß diejenigen, die in einer gewissen Periode ihres Lebens die Rolle der an eine Zukunft Unglaubigen gespielt hatten, doch am Ende die Festigkeit einer Ueberzeugung nicht halten konnten. * Es mag seyn, daß manchmal selbst der geschwächte Körper, und darum auch der früher und tiefer im Menschen liegende erste Unterricht jene spätere Ueberzeugungen überwog. ** Aber der Gedanke an eine Fortdauer nach dem Tode ist doch mit zu vielen wichtigen Bedürfnissen des Menschen verbunden, als daß er sich ihm nicht immer aufdringen, und bey genauerer Untersuchung nicht immer wieder in neuem und stärkerem Lichte erscheinen sollte.

* Sandhibal ein beruffener Freygeist hat sich beklagt, daß niemand von ihrer Sekte die Gabe der Beharrlichkeit hätte; sie bringen uns keine Ehre, hat er gesagt: wenn sie sich auf dem Todbette sehen, sie schimpfen sich selbst, sie strafen sich Lügen; sie sterben wie alle andere mit richtig abgelegter Beichte, und genossenem Sacramente. Er hätte noch dazusetzen können, daß sie gemeiniglich bis auf die Kleinigkeiten des Aberglaubens gerathen. Das Beyspiel

des

des Tullus Hostilius ist unvergleichlich bey dieser Materie. Es warf diesen Prinzen eine lange Krankheit dermassen zu Boden, daß er aus einem Freygeist ein Abergläubischer, und ein Fortpflanzer des Aberglaubens wurde. Er wurde von einer langwierigen Krankheit ergriffen. Da sind nun durch die Schwäche des Körpers alle jene wilden Geister so sehr niedergeschlagen, und entkräftet worden, daß der Mann, der vorher nichts der königlichen Würde für unanständiger hielt, als den Geist heiligen Dingen zu ergeben, nun anfieng allen Arten von Aberglauben zu frohnen, und auch das Volk mit religiösen Träumereyen zu überladen. Livivs Dec. I. L. I. 31. Man darf sich über diese Aufführung nicht verwundern. Fast alle diejenigen, welche im Unglauben leben, sind in einem beständigen Zweifel, sie kommen zu keiner Gewißheit. Wenn sie sich also auf dem Krankenbette sehen, wo ihnen der Unglaube weiter keinen Nutzen bringt, so ergreifen sie die sicherste Parthey; nähmlich denjenigen Weg, der eine ewige Glückseligkeit verspricht, wenn er wahr ist und wobey man nichts verliert, wenn er nicht wahr ist. Alle Leser haben diesen Gedanken des Boileau Sat. I. bewundert.

Der unerschrokne Mann, der vor Erschrecken bebt
Glaubt, wenn sein Fieber brennt, daß Gott im Himmel lebt,
Er hebt die Hände stets gen Himmel bey dem Wetter;
Doch wird der Himmel klar, ist er der große Spötter.

Hierauf kann man auch diese Stelle Quido Patius deuten: mein verstorbener Vater hat mir erzählt, daß Maine das Haupt der Ligue gesagt habe: die Prinzen haben keine Religion bis sie alt zu werden anfangen:

quum numina nobis
Mors instans maiora facit. (Da der nahe Tod uns die Gottheit wichtiger macht.)

Bayle Artikel Bion.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche sich in Gesellschaften die allgemeinsten Wahrheiten der Religion

zu

zu bestreiten zwingen, mehr davon sagen, als sie denken: die Eitelkeit hat mehr Theil an ihren Einwürfen als das Gewissen; sie bilden sich ein, daß die Seltsamkeit und Verwegenheit der Gedanken, die sie behaupten, ihnen den Ruhm großer Geister erwerben soll. Dieses setzt sie in Versuchung, auch wider ihre eigne Ueberzeugung, die Schwürigkeiten gegen die Religion auszukramen. Sie verschaffen sich also nach und nach eine Fähigkeit, gottlose Reden zu führen; und wenn sich das wollüstige Leben mit dieser Eitelkeit vereinigt, so gehen sie auf diesem Wege um so geschwinder fort. Diese böse Gewohnheit, die an der einen Seite unter der Aufsicht des Hochmuths, und an der andern durch Hülfe der Sinnlichkeit verschafft wird, machet die Schärfe der Eindrücke der Erziehung stumpf; ich will sagen, daß sie die Empfindung der Wahrheiten einschläfert, die sie in ihrer Kindheit von der Gottheit, von Himmel und Hölle gelernt haben. Allein dieß ist kein erloschener Glaube; es ist nur ein unter der Asche verborgenes Feuer. Sie empfinden die Wirksamkeit davon, sobald sie bey sich zu Rathe gehen: und vornehmlich bey Erblickung einiger Gefahr. Alsdann sind sie weit erschrockener als andere Menschen.

Ebenderselbe Artik. Des Barreaux.

Man sehe auch Youngs dritten Brief über die Wollust.

* * Kein stolzers Volk Arist, als jene Rotte
von Cynikern, die ihren Bauch nur pflegt;
die alles läugnet, widerlegt,
verkleinert, lästert, was den Stempel
von Heiligkeit an seiner Stirne trägt;
kein feigers Volk, wenn nun an ihrer Götzen Tempel
der Tod mit seiner Sense schlägt.

Gotter.

Vergl. den Lucian im Gespräch Menippus und Cerberus.

5.

Die Nationen und ihre Weisen haben darum verschiedene Mittel ergriffen, um sich gegen die Schrecken des Todes zu schützen. Einige setzen ihnen die Entfernung jedes Sterbegedankens entgegen: „so war bey den Griechen „und Römern durch die Gesetze verboten, bey feyerlichen „gottesdienstlichen Zusammenkünften dieses Schreckenwort „zu nennen: ein Wort, das die lebhaftesten Freuden hei„liger Feste zu verbannen, oder zu verbittern im Stande „war.“ Einige bekämpften den natürlichen Abscheu gegen das Sterben mit der Kleinmuth, die Uebel dieses Lebens nicht länger ertragen zu können: für sie konnte nur das Leben keinen Werth mehr haben: ihr Trost war also: patet exitus. Da es aber doch ganz gewiß selten ist, daß der Ueberdruß des Lebens den Gedanken an Vernichtung überwindet, so half man der Vorstellung von einer unseligen Zukunft, die die Folge des Selbstmords seyn könnte, dadurch ab, daß man es für erlaubt hielt, sich der vielen Ausgänge aus dem Leben, die die Natur den Menschen gelassen habe, zu bedienen. *

* S. Cicero de offic. l. 31. und Garves vortrefflichen Commentar dazu.

Andere, die eben sowohl den wahren Zweck des Lebens mißkannten, glaubten, nachdem sie den Becher der Wollust ausgeschlürft hätten, könnten sie ganz wohl von dem Schauplatz abtreten: die besseren trösteten sich wie Epikur, mit der Uebersicht nicht blos des Angenehmen, welches sie genossen, sondern des Guten, was sie hervorgebracht hätten. Aber Cicero * bemerkte schon, wie inconsequent Epikur gesprochen habe.

* De finibus ll. 30.

Darum haben andere doch auch — aber mehr konnten sie nicht — die Hoffnung und den Wunsch einer Zukunft mit jener angenehmen Erinnerung verbunden. So machte es der sterbende Cyrus, wenn anders das Ganze keine Einkleidung des Geschichtschreibers ist. *

* Cyropand. VIII. 7.

Der Gedanke, in dem Andenken der Menschen fortzuleben, stärkte andere gegen die Schrecken des Todes: und dieß brachte jenen Heroismus hervor, den wir so sehr an den Alten bewundern: der aber im Grunde eine Folge einer ungleichen Ausbildung des Menschen, und der Mißkenntniß seiner wahren Zwecke war: von eben diesen Gedanken unterstützt warfen sie sich mitten in die Gefahren des Treffens, und was sie erwarteten, war, daß die Geschichte ihre Namen aufbehalten würde: — und wirklich waren es auch oft blos ihre Namen:

Glaucumque, Medontaque, Thersilochumque.

Virgil. Aencid. VI. 483.

Andere bewaffneten sich mit philosophischen Spitzfindigkeiten, die sich wohl im Buche angenehm lesen lassen, aber — außer der Speculation — wohl selten dem Abscheu vor dem Tode das Gegengewicht halten werden: gesammelt hat sie Meiners in den vermischten Schriften. B. II.

Wahren, soliden Trost konnten sie nie gewähren, weil sie aus der Betrachtung des vollständigen Zwecks des Menschen nicht hergehohlt waren, und weil sie die Zukunft nicht in dem richtigen Verhältniß mit diesem Leben maßen; weil sie entweder eine zukünftige Lebensperiode außer Acht ließen, und somit das vollständige Gut des Menschen mißkannten: oder weil sie jene mit diesem Leben nicht in dem

gehörigen Verhältniß betrachteten; und ihren Grundsätzen nach auch nicht betrachten konnten.

Und wenn man endlich jenes so gerühmte heroische Betragen bey dem Sterben betrachtet, war es nicht oft affectirtes, oder wenigstens höchst unkluges Betragen? Man bewundert die Entschlossenheit des Canius * bey der Annäherung des Todes: nun will ich sehen, sagt er, wie es mit der Seele gehe, und wenn ich etwas zuverläßiges erfahren habe, so will ich wieder kommen, und meinen Freunden sagen, wie es mit den Seelen aussiehet. — Ist es klug, sich so ganz ungewiß in diese in ihren Folgen so bedenkliche Lage setzen; verdient das wahre Bewunderung?

* Obseruare, inquit Canivs, proposui illo velocissimo momento, an sensurus sit animus, exire se, promisitque, siquid explorasset, circumiturum amicos, & indicaturum, quis esset animarum status.

Seneca de Tranquillitate animae XXIV.

Die Frage ist überhaupt nicht, ob sich manche große Männer des Alterthums nicht mit Stärke gegen die Schrecken des Todes gewaffnet haben; sondern ob ihre Gründe auch von der Beschaffenheit waren, daß sie sich vor den Aussprüchen der kalten und richtigen Vernunft bewähren können.

6.

Die christliche Religion bietet ihren Verehrern alles das auch dar, was in jenen Trostgründen solides sich befand, sie reiniget sie, und stellet noch neue auf, die keine Philosophie gewähren kann.

Der Christ, der seinen Grundsätzen gemäß handelt, wird sich freylich nie aus Ueberdruß das Leben rauben: er

hält

hält es nicht blos für ein göttliches Geschenk, sondern er sieht es als die nothwendige Bedingniß an, um das werden zu können, was er werden soll: und daran können ihn die Uebel des Lebens nicht hindern; sie befördern seine Bestimmung vielmehr, wenn er sie mit christlicher Fassung übernimmt, und tragen also zu seinem wahren Wohl bey. (Röm. VIII.) Sie entfesseln ihn von der zu großen Sinnlichkeit, und machen ihn einer höheren Ausbildung, und somit auch edlerer Hoffnungen fähig: darum kann er sich ihrer freuen, wie die Apostel mehrmalen sagen. Der Christ sieht den Tod als das Ende seiner Müheseligkeiten an: — aber zugleich bedenkt er, daß er nun die seligen Folgen derselben einärndten werde. Selig sind, die in dem Herrn sterben, denn nun ruhen sie von ihren Müheseligkeiten — aber ihre Werke begleiten sie. (Offenb. XIV.)

Durch Entfernung der Todesgedanken mag nun freylich der Christ die Todesfurcht nicht bekämpfen: er sucht sich vielmehr mit diesen Gedanken vertraut zu machen, und fürchtet nicht, daß ihm dadurch die Freuden dieses Lebens verbittert werden möchten; er wird sie dadurch nur reiner und mäßiger, also eben darum vergnügter genießen: er fürchtet dadurch nicht jede gesellschaftliche Freude zu stöhren, sondern das gesetzte Wesen, welches dieser Gedanke über ihn verbreitet, wird ihn um so mehr der wahren Freundschaft würdig machen. * Es ist nicht zu besorgen, daß ihn dieser Gedanke in seinen Berufspflichten läßig machen sollte, und daß er immer unter Gräbern und Kirchhöfen herumwandeln würde.

Die so sehr bewunderte Maxime des Plato: das Leben des Weisen müsse ein beständiges Bestreben zu sterben seyn, oder den Geist vom gebrechlichen Leibe zu befreyen,

führte

führte nach der übrigen Lehre dieses Weltweisen zu einem schwärmerischen unthätigen Leben. (S. 1. Band. S. 287.) Auch Paulus starb täglich (war beständig in Todesgefahr), aber eben dieses machte ihn in seinen Arbeiten für das Beste der Menschen nur eifriger. (II. Kor. IV.)

Der Christ weiß, daß die Folgen seines Lebens in dem genauesten Ebenmaaß mit der Erfüllung seiner Berufspflichten stehen werden: er wird also durch diesen Gedanken aufgemuntert, so fleißig und gewissenhaft, als ihm möglich ist, Gutes wirken. — Sagte ja doch einer der größten Helden, die Europa kannte: der Gedanke an den Tod ist die beste Schule der Weisheit: Commemoratio mortis optima Philosophia.

* Die Betrachtung, daß mein Leben so ungewiß ist, hat mich schon vor vielen Jahren bewogen, einen Entschluß zu fassen, dem ich auch fleißig nachgekommen bin, und dem ich die größte Zufriedenheit, die ein sterblicher Mensch genießen kann, zu danken habe. Alle Abende, ehe ich mich insgeheim zu meinem Schöpfer wende, lege ich meine Hand auf mein Herz, und frage mich selbst, ob ich auch, wenn Gott diese Nacht meine Seele von mir fordern würde, Gnade und Barmherzigkeit von ihm hoffen könne? Die Angst und Unruhe des Gemüths, so ich bey dieser ersten Bekanntschaft mit mir selbst ausstand, war einem Todeskampf nicht ungleich. Anstatt aber, daß mich solches an der Barmherzigkeit Gottes, die über alle seine Werke und über alle Welt gehet, hätte sollen zweifeln lassen, gereichte es mir vielmehr zu Bewegungsgründen, bey meinem Wandel ins künftige größere Fürsicht zu gebrauchen. Je mehr ich mich in dieser Ueberlegung übte, je geringer wurde meine Angst; und da ich mir die Gedanken vom Tode so gemein und gewohnt gemacht habe, ist dasjenige, was anfangs so erschrecklich und widerlich war, nun mein angenehmstes Vergnügen geworden. Diese tiefsinnigen Betrachtungen haben mich zwar ernsthaft, aber nicht mürrisch und

ver-

verdrüssig gemacht; ja es fehlet so viel, daß sie mich in einen finstern Menschen sollten verwandelt haben, daß vielmehr, so wie ich ein vollkommen gesetztes Gemüth, und eine verborgene Quelle der Freude in meinem Herzen habe, mein Umgang um so angenehmer, und mein Aeusseres um so heiterer ist. Ich genieße alle unschuldige Vergnügen eines reinen aufrichtigen Lebens, und habe keinen Theil an den Wollüsten, die einen Stachel hinter sich lassen. So werde ich auch von derjenigen Art von Freude nicht betrogen, nach welcher Trauren und Leid kömmt.

Addison im englischen Zuschauer.

Der Christ wird auch am Ende seines Lebens das Gute, das ihm die Vorsicht hienieden genießen ließ, überdenken, und dankbar sich dessen freuen: — ist es aber nicht ein viel soliderer Trost, wenn er es von der Seite betrachtet, daß es so zu sagen ein Unterpfand höherer Freuden ist, denen er entgegen gehet: als wenn er nun in ein Nichts zur Unmöglichkeit jedes Genusses zurückzuwandeln befürchten muß. — Und wie viele Menschen können sich des Guten an ihrem Lebensende freuen, wenn sie an keine selige Zukunft glauben? *

* Was hilft uns unser Uebermuth,
was nützt der Reichthum uns, mit dem wir uns so blähten?
dieß alles ist dem Schatten gleich verschwunden.

Weisheit V.

Aber der wahre Christ hat diese Vorwürfe nicht, weil sein durch Religion gemäßigter Genuß weder den Stachel des Ueberdrusses noch der Reue nach sich gelassen hat.

Was noch edler ist, die Uebersicht des Guten, was er außer sich gewirket hat, ist für ihn ein viel soliderer Trost,

als

als ihn die Philosophie gewähren kann, die keine Zukunft kennet. Er ist überzeugt, daß auch der gute Wille, viel zu leisten, welches er ohne sein Verschulden nicht leisten konnte, für ihn eben die Folgen haben werde, als wenn er es wirklich geleistet hätte.

So plötzlich er auch starb, so lang hat er gelebt, denn Gott gefiel sein Herz.

Weisheit IV. 33.

Epikur schrieb am Tage seines Todes: compensabatur tamen cum his omnibus (doloribus) animi laetitia, quam capiebam memoria rationum inventorumque nostrorum, * und Cicero, der dem Epikur so abgeneigte Cicero fühlte sich davon so gerührt, daß er sagte: de finibus II. 97. Non ego iam EPAMINONDAE non LEONIDAE mortem huius morti antepono.

* Und doch läßt Cicero den Cotta sagen vom Epikur: nec quenquam vidi, qui magis ea, quae timenda esse negaret, timeret, mortem dico & Deos.

Ist wohl aber Paulus nicht größer, der sagen konnte: Nun bin ich schon zum Opfer eingeweihet, und die Stunde meiner Auflösung ist vorhanden. Ich habe den guten Kampf gekämpfet, den Lauf vollendet, Treue gehalten: nun wartet meiner die Krone der Rechtschaffenheit, welche mir der Herr, der gerechte Richter zuerkennen wird? (II. Timoth. IV. 6. 7. 8.)

Auch der Gedanke des wahren Ruhmes ist dem Christen auf dem Sterbebette nicht fremd: nur mit dem Unterschiede, daß es ein Ruhm vor dem ist, der allein den Menschen würdigen kann, ein Ruhm, den kein Neid und keine Vergessenheit verdunkeln können. Mir liegt an sich nichts daran, sagt Paulus, wenn ihr mich bey allen dem

Gu-

Guten, das ich euch geleistet habe, durch die Eifersucht meiner Feinde gereitzet, falsch beurtheilet. Denn der wahre Richter und Schätzer meines Werthes ist Gott. Der wird richten und die wahren Gesinnungen der Menschen würdigen. (I. Kor. IV. 3. 5.)

Die christliche Religion vereiniget also in ihren Lehren alles dasjenige, was die Philosophie solides enthielt; sie setzt aber Gründe bey, die ihr allein eigen sind. Der beste Mensch ist sich doch einer Menge Fehltritte und der Unvollkommenheit seiner Tugend bewußt, die ihn eine unsichere Aussicht in eine glückliche Zukunft, und höchstens blos einen sehr gemischten Zustand hoffen lassen, wenn er doch sich so weit erhebt, eine Zukunft zu hoffen. Aber wie tröstlich ist der Gedanke: Kinder sündiget nicht: wenn ihr aber doch gesündigt habt, so habt ihr einen Vertreter bey Gott! (I. Brief Joh. II. 1. 2.)

Auf diese Weise verscheucht sie die affectirte Verwegenheit auf dem Todesbette, gewährt aber die solideste und vor der Vernunft selbst sich rechtfertigende Ruhe, mit der der Christ stirbt.

So war es Jesus, der den Tod überwunden hat.

Der Tod hat seinen Sieger gefunden!
Wo ist dein Stachel Tod?
Das Grab hat seinen Sieger gefunden!
Wo ist nun Grab dein Sieg?

(I. Kor. XV.)

Jesus war der erste, der die Lehre von der Unsterblichkeit in ihr ganzes Licht gesetzt, der erste, der sie mit Moralität und dem ächten Begriff von Gott in wahre Verbindung gebracht hat. (II. Tim. I.)

Er

Er hat es möglich gemacht, daß wir eine selige Zukunft erwarten können. Er giebt durch seine Religion dem büßenden Sünder die gewisse Versicherung wegen der Aufhebung der Strafen, die er verschuldet hat: dieß kann keine Philosophie: wegen des Vergangenen kann sie nicht beruhigen.

Er giebt dem noch so unvollkommenen Tugendfreunde die Versicherung, daß auch diese seine unvollkommene Tugend von Gott nicht werde verworfen werden bey aufrichtiger Gesinnung.

Und darum hat er auch, wie Paulus sagt (Hebr. II.), die Menschen von der Furcht des Todes befreyet.

Selbst das Wort, wodurch in den Schriften des N. T. der Tod bezeichnet wird, ist ein Wort des Trostes, er heißt ein Schlaf. Die Alten nannten den Tod den Zwillingsbruder des Schlafes; aber es war ein ewiger Schlaf: — Jesus aber, und wer konnte es sagen als er? sagte: Ich bin die Auferstehung und das Leben; (das heißt der Urheber der Auferstehung und des Lebens): Wer meine Lehre befolgt, wird nicht auf immer sterben.

Welch große Gesinnungen muß dieser Ausspruch bey dem Christen erwecken, wenn er ihn bey der Beerdigung seiner Freunde aus dem Munde des Dieners der Kirche feyerlich erschallen hört!

7.

Es ahndeten zwar fast alle Nationen die Fortdauer der menschlichen Seele nach diesem Leben, ob sie sich gleich die menschliche Seele nicht als etwas ganz unkörperliches denken konnten, und von der Art jenes Lebens die seltsamsten Begriffe hatten. Dieser Gedanke bot sich auch dem Rohen unter den verschiedensten Gestalten an, weil er mit so vielen Bedürfnissen des Menschen verbunden ist; die

sich ganz wohl auf ein sinnliches und moralisches zurückführen lassen. Jenes erzeugte den Wunsch einer Fortdauer, und dieses ließ die Realität des Wunsches ahnden. Der Gedanke, daß es doch einmal eine Congruenz zwischen dem moralischen Verhalten und den Folgen desselben geben müsse, liegt dem Menschen viel zu nahe, als daß er ihn verfehlen sollte: und diesen finden wir in den Meinungen der Völker in verschiedenen Sagen und Fabeln eingekleidet: man kann sich davon leicht aus den Nachrichten älterer Schriftsteller überzeugen, und die Nachrichten der Neueren von incultivirten Völkern, woraus man die Aechtheit jener am leichtesten beurtheilen kann, bestätigen dieses. Aber es giebt auch Ausnahmen hierinnen.

Die Philosophen brachten jene Sagen und Ahndungen in eine Form: da sie aber den Grund, worauf sie beruhten, vernachläßigten, und andere Gründe unterschieben wollten, so verloren sie alle speculative Haltung und alle moralische Wirkung.

Sie erklärten zwar die Seele für unvergänglich; * da sie aber den wahren Begriff von Einfachheit nicht kannten, ** und die Lehre von der Gottheit, als eines moralischen Regenten des Universums, nicht damit in Verbindung brachten, so mußte das System von selbst fallen.

* Da den Gemüthern das Vermögen eigen ist, sich so außerordentlich geschwind zu verändern, das Vergangene durch das Gedächtniß, das Zukünftige durch einen gewissen Vorblick zu fassen, so viele Künste, Wissenschaften und Erfindungen hervorzubringen, so bin ich überzeugt, und glaube, jene Natur, die alle jene Dinge umfasset, könne nicht sterblich seyn. Und da der Geist in einer immerwährenden Bewegung ist, und doch den Grund der Bewegung nicht anderwärtsher erhält, weil er sich selbst beweget, so halte ich dafür, daß er nie aufhören werde, Veränderungen in

sich

sich selbst hervorzubringen, weil er sich selbst nie verlassen kann. Da endlich die Natur des menschlichen Gemüthes einfach ist, und nichts ungleichartiges enthält, so kann es auch nicht zertheilt werden, und folglich auch nicht zu Grunde gehen.

Cicero de Senectute XXI.

** Man darf sich an das Wort einfach nicht halten. Man sehe z. B. eben den Cicero Acad. Quaest. IV. 124. Si anima sit simplex, vtrum sit ignis, an anima, an sanguis cet.

Andere hielten die Seele für einen Theil der Gottheit, mit der sie sich nach diesem Leben wieder vereinigen sollte.* Oder für einen Theil des Feuers und dergleichen.** Und wie konnten sie daraus dasjenige folgern, was zu folgern war?

* Ich halte es nicht mit jenen, die erst seit kurzen zu behaupten anfiengen, daß mit den Körpern auch die Seelen zu Grunde gehen, und daß mit dem Tode alles ein Ende habe. Für mich ist das Ansehen der Alten, oder unserer Vorfahren entscheidend, die den Verstorbenen noch religiöse Rechte zugestanden haben: welches sie gewiß nicht gethan hätten, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, daß sie noch daran Theil nehmen könnten; auch hat bey mir das Ansehen derjenigen Gewicht, die Großgriechenland durch ihre Einrichtungen, und Gesetze gebildet haben; und endlich das Ansehen dessen, der durch das Orakel des Apollo als der Weiseste unter allen Menschen ist erkläret worden, der nicht bald das, bald jenes, wie es von den meisten geschieht, sondern immer dasselbe behauptet hat, nämlich daß die Seelen der Menschen göttlich sind, und bey ihrem Austritt aus dem Körper in den Himmel zurückkehren.

Cicero de amicitia III. IV.

** Du existirtest als ein Theil des Universums; und wirst wieder in das, was du warst, verändert werden.

Antoninus IV. 13.

Den Stoikern war ein eigentlicher Beweis ganz unmöglich: und sie läugneten darum die Fortdauer der Seele entweder ganz, oder beschränkten sie doch sehr. Stoici, sagt Cicero Tuscul. I. vsuram nobis largiuntur, tanquam cornicibus: diu mansuros, aiunt animos, semper negant. Und jenes war auch das meiste, was sie thun konnten; denn eine wahre Ewigkeit läßt sich nicht beweisen, wenn man den Begriff von dem vollständigen Zweck des Menschen verfehlt hat. (S. I. B. 99. S.) Keiner unter ihnen ist hierin vielleicht so inconsistent als Seneca.

Plato sagte über die Unsterblichkeit der Seele manches schöne, welches wir in seinem Phädon noch haben: allein schon Cicero* hat bemerkt, wie wenig wirksam es war.

* Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß wenn ich Platons Buch von der Seele lese, ich ihm Beyfall gebe; daß aber, wenn ich das Buch auf die Seite gelegt habe; und ich selbst über die Unsterblichkeit der Seelen nachzudenken anfange, aller jener Beyfall verschwindet.

Tusc. Quaest. I. 11.

Aristoteles kannte die Unsterblichkeit, wie wir sie zum Behuf der Moral bedürfen, nicht: denn die Unvergänglichkeit derselben, die er annahm, leistete dieses nicht.*

* Tiedman II. B. S. 325.

Die Meinungen der übrigen Philosophen bedürfen keiner weiteren Erwähnung.

8.

Man hat lange gestritten, ob die alten Hebräer eine Kenntniß von der Fortdauer der Seele nach dem Tode aus ihrem

ihrem eignen Nationalunterricht gehabt, oder ob sie solche erst späterhin von den Chaldäern entlehnt hätten. Weil Moses, sagte man, nie die Sanction seiner Gesetze von den Strafen der zukünftigen Welt hernimmt, so muß sein Volk keine gekannt haben: indem alle Gesetzgeber des Alterthums dieß für nöthig achteten, um ihren Gesetzen Festigkeit zu verschaffen. Der berühmte Bischof Warburton argumentirte hieraus, also muß die Sendung Mosis durch andere augenscheinliche Gründe unterstützt gewesen seyn, weil sich seine strengen Gesetze ohne diese Beyhülfe bey einem so hartherzigen Volke erhalten haben. Allein wie konnte ein bürgerlicher Gesetzgeber, ohne ein Betrüger, wenigstens ein Betrüger aus patriotischer Absicht zu seyn, den Verbrecher auf die Strafen einer anderen Welt, denen er durch Buße entgehen kann, verweisen, indessen der Staat von seinen Frevelthaten nicht gesichert ist? Aber etwas that Moses, das kein Gesetzgeber that, er drohte dem ganzen Volke in manchen Fällen positive zeitliche Strafen, die blos die Vorsicht verhängen konnte.

In der Erzählung von der Erschaffung des Menschen finden wir schon den groben Materialismus, der mit der Lehre der Unsterblichkeit der Seele streitet, widerlegt, (S. I. Band S. 330.) und diesen Gedanken hielten die späteren heiligen Schriftsteller fest: z. B. (Psalm. CXLV. 4.) ist das Aushauchen, Tod: aber eben dieser Lebenshauch ist nach dem Tod unter einer besonderen Aufsicht Gottes, (Psalm. XXXVI.) wird also nicht vernichtet: und der Prediger sagt ganz klar, daß er zu Gott hingienge, der ihn gegeben hat. (XII. 7.) *

* Späterhin nahmen schon die Ungläubigen den Ausdruck Lebenshauch in dem Sinne, wie ihn die jetzigen gröberen Materialisten nehmen. (Weisheit II. S. I. B. S. 49.)

Daß die Hebräer schon vor dem Exil eine Vorstellung von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode hatten, ist schon angezeigt worden. (II. Band S. 116.)

Wie sie sich jenes Leben vorbildeten, gehört noch nicht hieher, genug die Seele dauerte fort: und dauerte im Selbstbewußtseyn fort: dieß zeigt sich klar aus ihren Ideen von der Unterwelt. Jakob hofft zu seinem nun für todt gehaltenen Sohn in der Unterwelt wieder zu kommen. (I. Buch Mos. XXXVII. 35.) Ein Bewußseyn der Verstorbenen setzt Sauls Verlangen nach der Erscheinung Samuels voraus. (I. Buch der Könige XXVIII.) Man sehe auch III. Buch der Könige XVII. 21.

Auch sahen sie diesen Zustand als einen Vergeltungsstand an. (S. Isa. XIV. 19. 20.) Es läßt sich auch nicht begreifen, wie sie sonst auf den Begriff von Unsterblichkeit hätten geleitet werden können: denn andere Gründe hatten sie wohl nicht. Im Hiob (X. 8.) kömmt zwar ein anderer vor:

Deine Hand schuf sie mich,
um mich zu vertilgen — ihr Werk?

Aber dieß reichte wohl nicht hin, eine feste Hoffnung zu gründen.

Die Stellen, die z. B. in den Psalmen vorkommen, wo die Unterwelt als ein Todesreich vorgestellt wird, beweisen nichts gegen das Daseyn des Glaubens an Unsterblichkeit bey den Hebräern. Homerus, der doch gewiß ein Schattenreich annahm, und dessen Schatten das Bewußtseyn ihres vorigen Zustandes hatten, stellt doch manchmal den Tod als den Stand der Unempfindlichkeit vor. (Iliad. I. 241.) Noch weniger kann man aus dem Prediger Salomo's (III. 19. folgg.) einen Einwurf machen: wenn

sich

sich der Verfasser nicht geradezu widersprechen soll, so muß man die Stelle übersetzen:

Wer kennt den Geist der Menschen,
der aufwärts steigt?

Freylich sind die Zeugnisse für die Unsterblichkeit, die in den späteren Büchern vorkommen, viel klärer. Im Buche der Weisheit, wird nicht blos der Vergeltungsstand angezeigt, sondern beschrieben, und der Verfasser disputirt schon gegen Läugner der Unsterblichkeit und die practischen Folgen dieses Unglaubens. (S. I. Band S. 49.)

Der fromme Tobias nahm daraus einen Trost in seinen Leiden, daß ein besseres Leben seiner warte. (Tob. II. 18.) In den Sprüchwörtern (XIV. 32.) kommt eben dieser Trostgrund vor, und beynahe mit eben den Worten (Syrach I. 11.); ferner sagt dieser Schriftsteller (XI. 26.): Wie leicht ist's Gott, einem jeden im Tode nach seinen Thaten zu vergelten! v. 27. im Tode werden des Menschen Handlungen aufgedeckt; und so bekömmt auch die Ermahnung (VII. 40.): gedenke immer an die letzten Dinge, ihren bestimmten Sinn. (vergl. XLIX. 14.)

Im zweyten Buche der Makkabäer (VII.) giebt die Erwartung einer seligen Zukunft den edlen Jünglingen Heldenstärke in Ertragung der Martern eines intoleranten Tyrannen.

Aber freylich verdunkelte sich diese Lehre nach und nach, und mit falschen Nebenbegriffen überladen ward sie beynahe alles ihres practischen Einflüsses beraubt.

9.

Jesu dem großen Lehrer des Menschengeschlechts blieb es über: diese Lehre in ihr Licht zu setzen, und sie wahrhaft

haft practisch zu machen. (II. Tim. I.) Der ganze Geist seiner Religion foderte die Voraussetzung einer Zukunft, der Begriff, den er von Gott und von dem Zwecke des Menschen unter allen Lehrern zuerst aufstellte, foderte dieß.

Er sagte es geradezu, daß Böse und Gute noch leben nach dem Tode. (Joh. V.) Die besten Philosophen unserer Zeit gestehen es ein, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele aus der eben so schwer zu erweisenden Lehre von der Einfachheit derselben nicht folge: sie leiten daher ihren Glauben daran aus der Existenz des moralischen Gesetzes, aus der Kenntniß des vollständigen Zwecks des Menschen, aus der Harmonie der Pflichten und aus Gottes moralischen Eigenschaften her. (S. I. Band 19.) Eben so, nur viel populärer, viel eindringender das neue Testament. (I. Band 86.)

Giebt es kein anderes Leben, sagt Pla'u'lus (I. Kor. XV. 18.), so sind wir die armseligsten Menschen, die der Tugend Opfer des gegenwärtigen Lebens bringen: aber da wir auf eine zukünftige Glückseligkeit hoffen, so sind die Leiden dieser Welt in unseren Augen nichts. (Röm. VIII.)

Unsere jetzige Kenntniß ist nur dunkel: es wird aber die Zeit kommen, wo sich diese herrliche Anlage in uns entwickelt. (I. Kor. XIII.)

Wir sind in diesem Leben noch nicht, was wir seyn sollen, sagt Johannes (I. Br. III. 2.); aber nach dem Tode werden wir es werden. Gott ist nicht ungerecht, daß er das Gute, was ihr thut, und wofür ihr keine Belohnung erhaltet, vergessen sollte. (Hebr. VI. 10.). Wer sein Leben aus Pflicht aufopfert, wird es wieder finden: wer es aber, da die Pflicht seine Aufopferung fodert, feigherzig schont, wird es eben darum verlieren. (Math. XVI.

25. folgg.) Was der Mensch säet, wird er einst in einer andern Welt ärnden. (Gal. VI.) Kein Philosoph hat diese Wahrheiten so populär, so in Verbindung mit practischen Wahrheiten vorgetragen, als Jesus von Nazareth: auch er hat sie durch sich selbst (durch seine Auferstehung) bestärkt.

10.

Wie sehr sich Jesus hiedurch um die Zufriedenheit, Ruhe und Moralität der Menschen verdient gemacht habe, bedarf keines Beweises.

Die weisen Gesetzgeber des Alterthums hielten es für nöthig, was sie nicht beweisen konnten, doch zu erdichten, Belohnungen und Strafen in der Zukunft.* Weil der große Haufe, sagt Polibius im VI. Buch, leichtsinnig und hartnäckig, voll von ausschweifenden Begierden, von unvernünftiger und gewaltthätiger Rache ist, so bleibt kein Weg übrig, sie in Ordnung zu halten, als die Furcht vor den zukünftigen Strafen, und den fürchterlichen Umständen, die dahin gehören. Aus dieser Ursache haben die Alten meiner Meinung nach mit großer Ueberlegung und Einsicht gehandelt, wenn sie erfunden, diese Begriffe von den Göttern und von den zukünftigen Strafen in die Glaubenslehren des Volks zu bringen; und hingegen unsere Zeiten so abgeschmackt und unbesonnen handeln, wenn sie diese Furcht vertreiben, und das gemeine Volk aufmuntern, dieselbe zu verachten. Man erwäge diesen Unterschied, wenn man in Griechenland einem Manne Geld aus der Kasse anvertrauet, wenn es gleich nur ein einziges Talent ist, und ob er gleich zehenfache Sicherheit vor einer doppelten Anzahl Zeugen gegeben; so kann er doch nicht dahin gebracht werden, daß er Treue und Glauben halte; da indessen

unter

unter den Römern die blose Ehrfurcht vor einem Eyd diejenigen, welchen groſse Summen Geldes durch die Hände gehen, entweder bey Verwaltung öffentlicher Aemter, oder in auswartigen Gesandschaften von der geringsten Beleidigung ihrer Ehre oder Redlichkeit abhält. Und wie es rar ist, an anderen Orten einen Menschen zu finden, der seine Hände rein und von Beraubung seines Vaterlandes abhalten sollte, so ist es hingegen in Rom rar, einen solchen anzutreffen, der sich hierin vergehen sollte. (Aber leider bald war von den Römern dieses alles zu sagen; man hielt es für Glück, sich über die Furcht der Zukunft hinweg setzen zu können, wie aus manchen Stellen ihrer Dichter erhellet. — Dieß ganze ist eine wichtige Lehre für unser Zeitalter.)

* S. Warburton göttliche Sendung Mosis I. 461. folgg.

Shaftesbury (Characterisiticis Volum. II.) glaubt, es wäre besser, den Menschen von künftigen Belohnungen und Strafen nichts zu sagen, weil entweder die Ueberzeugung davon sie in diesem Leben saumselig in Beobachtung der Pflichten machen würde, oder weil die Ungewißheit derselben unserer Tugend schädlich seyn müsse. Ein anderer Schriftsteller schreibt dieß nach, und glaubt durch diese Lehre seinen Lebens Genuß gestört zu sehen. (S. Band II. S. 241.) Hätte der englische Lord gesagt, daß man die Tugend nicht auf die Erwartung von einer künftigen Belohnung allein gründen dürfe, so hätte er wohl recht: aber bey so unbestimmten Aeusserungen ist klar, daß er den Zweck des Menschen, und die Verbindung verkennet, in der jene Lehre mit der Moralität zu setzen ist, und sich selbst setzt.

Man kann auf die Lehre von der Unsterblichkeit wohl anwenden, was La Brüyere irgendwo sagt: ich möchte einen Menschen sehen, der nüchtern, sanft, keusch und billig wäre, und spräche: es giebt keinen Gott: ein solcher Mensch würde wenigstens uninteressirt sprechen.

Welche Lehre kann uns bey dem Verlust unserer Freude mehr Trost (I. Thess. IV.), und in jedem Leiden mehr Muth, und in der Aufopferung, die die Pflicht fodert, mehr Unterstützung gewähren? sagten doch unsere alten Vorfahren schon:

Es ist Feigherzigkeit, eines Lebens schonen, das wieder erneuert wird.

Blos durch diese Lehre wird es möglich, daß wir die Forderungen der Pflicht in ihrer Allgemeinheit als vernünftig ansehen.* (S. I. Band S. 19.

* Indem der historische Erkenntnißgrund den Grund der Ueberzeugung aus einer übernatürlichen Offenbarung herleitete, machte er die Beweise, für welche jene Zeiten durchaus nicht empfänglich gewesen wären, überflüssig; versetzte sie durch das Gewicht eines untrüglichen Ansehens, und verschaffte damit der Grundwahrheit der Religion jene Fortpflanzung und Verbreitung, die außerdem nicht zu erhalten gewesen wären. Wer wird es läugnen können, daß ihm die moralische Cultur in dieser Rücksicht größtentheils die vielen und wichtigen Vorurtheile zu danken hatte, welche sie aus der Hoffnung und Furcht des Himmels und der Hölle gezogen hat?

Reinholds Briefe I. 223.

Beständig tragen wir das Sterben unseres Herrn Jesu Christi, sagt Paulus, an unserem Leibe, damit sich auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbare. Denn wir werden, so lange wir leben, dem Tode überliefert, damit

mit sich auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Leibe zeige: — Indem wir wissen, daß derjenige, der Jesum von den Todten auferweckt hat, auch uns mit euch durch Jesum auferwecken wird: denn alles geschieht um euerentwillen, damit die überschwengliche Gnade desto mehr zur Ehre Gottes gereiche, je mehrere dafür danken. Darum ermüden wir nicht, sondern obgleich der äußere Mensch zu Grunde gehet, so wird der innere von Tag zu Tag lebhafter. Denn unsere vorübergehende Trübsal bewirkt uns eine ausnehmende, wichtige, ewige Herrlichkeit; da wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen, denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare aber ewig (II. Kor. IV. 10. folgg.) Und Philipp. (II. 17.) Wenn ich euch über dem Opfer und dem Dienst für den Glauben selbst ein Opfer werde, so freue ich mich.

Hier finden wir einen Heroismus, den die Vernunft billiget.

II.

Da die christliche Religion die Zukunft in der genauesten Verbindung mit diesem Leben vorstellt, so ergiebt sich leicht, worin nach ihrem Geist die Bereitung zum Tode bestehe. Das Leben ist die Bereitung zum Tode. Die gewissenhafteste Ausbildung aller Geistesanlagen, die Gott uns anvertraut hat, die Veredlung des ganzen Characters, die treue Beobachtung aller Pflichten, sie mögen entspringen, woher sie wollen, das unausgesetzte Streben, uns nach dem Bilde desjenigen zu formen, der uns geschaffen hat. (Ephes. IV.) Darin besteht die Bereitung zum Tode.

Nun läßt sich leicht schließen, ob die Verschiebung der Todesvorbereitung sich vor der Vernunft und Religion billigen lasse:* ob es nicht Vermessenheit sey, den Zeitpunct

ab-

abwarten wollen, wo freylich die Güter der Welt sich dem Unmoralichen in einem bisher ungewohnten Gesichtspuncte vorstellen, ** wo aber dieser Gesichtspunct eher Schrecken und knechtische Furcht, als wahre Ergebenheit gegen Gott bewirket: wo die Entschließung vielmehr erzwungen, als ein freywilliges vor Gott gültiges Opfer ist: was das ganze Leben hindurch nicht geschehen konnte, sollte das geschehen in dem Augenblicke, wo körperliche Schmerzen den Geist niederdrücken, und wo das Stemmen des Geblüts gegen das Herz, das Streuben der ganzen Maschine gegen die Auflösung schon natürlicher Weise die größten Aengstlichkeiten wirken muß: wo der Aufblick gegen Gott, der Aufblick gegen den Richter ist, dessen Güte man so oft verachtet hat. Nichts davon zu sagen, daß es auch schon darum Vermessenheit ist, weil die Zeit und Umstände unseres Todes so ganz außer unserer Caussalität liegen.

* Der gewöhnliche Sinnspruch: End gut, alles gut, kann auf moralische Fälle zwar angewandt werden, aber nur, wenn unter dem guten Ende dasjenige verstanden wird, da der Mensch ein wahrhaft guter Mensch wird. Aber woran will er sich als einen solchen erkennen? Da er es nur aus dem darauffolgenden beharrlichguten Lebenswandel schließen kann? für dießem aber am Ende des Lebens keine Zeit mehr da ist.

Kant.

** Wir kommen ganz vom rechten Wege ab,
der Tugend Licht erschien uns nicht;
uns gieng nicht auf die Sonne.
Wir waren ganz des Lasterweges voll,
durchliefen des Verderbens unwegsame Wüste,
und fanden nicht den Weg des Herrn.
Was hilft uns unser Uebermuth,
was nützt der Reichthum uns, mit dem wir uns so blehten?
Dieß alles ist dem Schatten gleich verschwunden;
wie eine Bothschaft, die vorüber eilt,

dem Schiffe gleich, das durch die Wellen schwimmet,
und keine Spur des Ganges zurücke läßt,
wo man auch nicht ein Merkmal seines Zugs in Wellen sieht:
dem Vogel gleich, der durch die Lüfte flieget,
von dessen Reise man kein Zeichen findet,
durch dessen Flügelschall die Luft sich theilt,
durch dessen Schnellkraft seiner Schwingen eine Bahn gemacht,
wovon doch keine Spur, sobald er durch ist, angetroffen wird;
dem Pfeile gleich, der nach dem Ziel geschossen wird,
wo die getheilte Luft sogleich zurücke eilt,
daß man den Durchgang nicht bemerken kann –
So wurden wir – und sanken hin –
und haben keine Spur der Tugend aufzuweisen!
Ach! unsere Bosheit rieb uns auf.

Weisheit V.

Auf das Beyspiel des von Jesu in der Todesstunde begnadigten Missethäters sich berufen wollen, hieß beynahe eben so viel, als weil Jesus einige Menschen vom Tode erweckt hat, sich etwas ähnliches versprechen. Und woher weiß man denn, daß dieser Missethäter seine Gemüthsänderung bis auf den Tod verschoben hat? Der Mann, der Jesum unter jener Gestalt doch für den Messias halten konnte, der so viel moralisches Gefühl äusserte, der kein sichtbares Reich des Messias erwartete, war doch gewiß nicht so ganz verdorben. Vielleicht war sein Verbrechen blos darin bestanden, daß er in jenen so tumultreichen Zeiten sich in einen Tumult mit hinein reißen ließ.

Das Evangelium macht die Wachsamkeit zu einer der ersten Pflichten des Christenthums: Jesus hat sie in verschiedenen Parabeln (Math. XXIV. XXV.) und Ermahnungen (Luk. XXI.) eingeschärft: und wenn sich auch gleich

jene

jene Vorstellungen unmittelbar auf die Zerstörung Jerusalems bezogen, so ist doch der Grund allgemein: wachet und haltet euch bereit, denn ihr wisset nicht, wenn der Herr kommen wird; und dann erst sich bereiten wollen, möchte zu späte seyn.

Aber wenn man jenes versäumt hat, soll man doch wenigstens die letzten Augenblicke zu benützen suchen. Hat sich dann der Mensch mit ganzem Herzen zu Gott gewendet, so wird er ihm vergeben. Es führt uns die Vernunft selbst darauf, daß es für dergleichen noch einen Zustand geben müsse, wo ein solcher gereiniget und zu der näheren Verbindung mit Gott tüchtig gemacht werde.

12.

„Sich auf den Tod bereiten, wenn er sich schon ankün„diget, ist ein thörichtes Unternehmen. Aber um die „Uebel, welche die Zerstörung des Körpers unausbleiblich „mit sich führet, leichter zu ertragen; um die lange ge„nährten Grundsätze der Religion, und die erkannten Ur„sachen des Trostes und der Zufriedenheit dann dem Ge„müthe gegenwärtig zu erhalten, wenn es von den unan„genehmsten sinnlichen Empfindungen bestürmt wird; dazu „gehört wenigstens nach meinem Gefühle Entfernung nicht „nur von allem Geräusche, sondern auch von allem, was „zu sehr rühren könnte. Die Seele muß hier in sich selbst „verschlossen mit sich beschäftiget seyn. Und von ihrer „durch den sterbenden Leib schon gebeugten Kraft so wenig „auf Dinge ausser sich verwenden, als möglich ist.„ *

* Garve über den Character Zollikofers S. 45.

Die christliche Religion hat auf eine besondere Art für den Trost und die Unterstützung einer solchen Gemüthsverfassung

fassung bey gefährlichen Krankheiten gesorgt. Ist jemand unter euch, sagt Jakobus (V. 14.) gefährlich krank, so lasse er die Priester der Kirche rufen, und sich dem Befehle des Herrn gemäß unter Beten mit Oele salben, und dieses gläubige Gebeth wird den Kranken erleichtern; und wenn er sich in Sünden befindet, so werden sie ihm vergeben werden.

Daß hier nicht blos von Herbeyrufen des Arztes die Rede sey, sieht man bey dem ersten Blicke. Eben so wenig kann blos eine jüdische Sitte verstanden werden, auf die sich die Vorsicht Jakobi bezöge. * Und wenn es auch wäre, so würde daraus nichts anders folgen, als daß eine solche an sich schon bedeutende und auf die Umstände passende Ceremonie zu einer höheren angewandt worden, wie es wahrscheinlicher Weise auch mit der Taufe geschah. So wie vielleicht die jüdischen Aerzte sich verschiedener abergläubischer Formeln bedienten, wovon wir wirklich Spuren beym Josephus finden, so verordnet hier Jakobus dagegen ein vertrauenvolles Gebeth. Von Wunderkuren kann die Rede eben so wenig seyn, weil die Nachlassung der Sünden als eine Wirkung desselben ganz deutlich von der körperlichen Linderung unterschieden, und die Krankheit nicht als eine Folge derselben vorgestellt wird.

* Wie sollten wir glauben, daß Jakobus den Gebrauch des Oehles bey allen Krankheiten habe empfehlen wollen, da doch Niemand zugeben wird, daß dasselbe ein wirksames Mittel gegen alle Arten von Krankheiten sey?

Pott a. h. l.

Man hielt diese symbolische Ceremonie auch immer in der Kirche für ein Mittel, wodurch dem Kranken am Körper, wenn es keinem höheren Zwecke entgegenstünde, und

an

an der Seele Erleichterung und Hülfe zugesichert und geleistet würde.

Der Christ soll alles dieses auf seinen Zustand so passende Mittel nicht vernachläßigen, oder aus einer abergläubischen oder eines Christen unwürdigen Furcht zu lange verschieben.

Auch durch den Genuß des h. Sakraments des Leibes und Blutes Jesu, welches darum auch bey den Alten die Wegzehrung hieß, sich bey dem entscheidenden Schritt in die Ewigkeit stärken, hielt man für so wichtig, daß man so viel es möglich war, keinen zum Martyrtod ließ, ohne ihn damit zu versehen.*

* Cyprianvs Epistol. LIV.

Das Bewußtseyn eines guten Wandels erweckt die Hoffnung, daß derjenige, der das gute Werk in uns angefangen hat, es nun auch vollenden werde. (Philipp. I.) Das Vergangene kann der Christ, der die Güter dieser Welt immer mäßig und so genoß, als etwas, das vergänglich ist, (I. Kor. VII.) um so leichter verlassen, je mehr er von der Unvollkommenheit alles Irdischen in Rücksicht auf das Zukünftige überzeugt war.

Auch den Schmerz, den die Trennung von den Geliebten ganz natürlicher Weise verursacht, weiß er durch die Hoffnung, sie einst wieder zu sehen, und in einem weit besseren Zustande wieder zu sehen, wo ungetrübte und unveränderliche Vereinigung erst Platz haben wird, zu mäßigen. (I. Thess. IV.) Hat er Gelegenheit, so wird er ihnen, wie der Apostel Petrus * das Andenken guter Ermahnungen, oder wenigstens das so wichtige Angedenken des guten Beyspiels eines sterbenden Christen hinterlassen. **

* Da

* Da ich weiß, daß ich mein Zelt bald verlassen werde, so werde ich auf alle Weise dafür sorgen, daß ihr auch nach meinem Tode eine Erinnerung dieser Lehren haben mögt. (II. Petr. I. 14, 15.)

** Als Addison sah, daß sein Ende sich nahte, und daß die Aerzte keine Hülfe mehr wußten, sandte er zu einem Jüngling aus seiner Anverwandtschaft, einem Menschen von feinem Gefühle, der über seinen bevorstehenden Verlust äußerst sich betrübte. Der Jüngling kam, aber da das Leben nur noch schimmerte, wie ein ausgebranntes Licht, schwieg der Sterbende. Nach einigem anständigen und schicklichen Verweilen fragte endlich der Jüngling: Mein Geliebter, Sie schickten nach mir, was sind ihre Befehle? ich werde sie heilig befolgen. Addison ergriff mit möglichster Gewalt die Hand des Jünglings und erwiederte leise: Sieh, wie ruhig ein Christ stirbt.

Da der gute Christ auch immer zugleich Ordnung in seinen Geschäften und der Besorgung seiner zeitlichen Angelegenheiten beobachtet hatte, (I. Tim. III. 4.) so wird er sie in einem Zustande hinterlassen, daß auch diese Trennung ihm nicht Kummer, und in dem wichtigsten Augenblicke nicht peinliche Zerstreuung machen muß. Der Gedanke an eine Vorsehung, der wir bey dem Bewußtseyn, das Unsrige gethan zu haben, alles überlassen können, beruhiget ihn hierüber.

Die Vorwürfe der Fehler seines Lebenswandels, die freylich in diesem Augenblicke sich in einem ganz anderen Lichte als während der Zerstreuungen des Lebens zeigen, weiß er durch den Gedanken zu beruhigen: daß wir einen im Himmel an Gottes Throne haben, durch den wir bey aufrichtiger Sinnesänderung Vergebung erwarten können. (I. Joh. II.) Paulus, ob er gleich sagte, daß er bey seinem besten Gewissen nicht wisse, ob er auch so vor Gott

seyn

seyn würde, als er sich selbst schiene, der also das Urtheil über seinen Werth erst von Gott erwartete, (I. Kor. IV.) sahe doch mit großem Zutrauen dem Tode entgegen. (I. Tim. IV.) Ich wünsche, sagt er anderswo, aufzulösen, d. h. nach einer Metapher, die das Leben als eine Pilgerschaft vorstellt, mein Zelt abzubrechen, und zu Jesu zu kommen. (Philipp. I. 23.)

Die Schwäche seiner Tugend schlägt den Christen auch nicht nieder; er weiß, daß derjenige, für den die Zeitbedingung nichts ist, den Willen und den Anfang des Guten sieht, und ihn ferner darin befördern wird. Sein letzter Blick ist auf Jesum, den Anfänger und Vollender seines Heils: ihm befiehlt er seinen Geist an, er soll ihn zu sich in Himmel aufnehmen (Apostelg. VII. 55. 58.) und so entschläft er im Herrn.

Candidus ignotum miratur limen Olympi,
Sub pedibusque videt nubes & sydera.

13.

Es würde dem Menschen sehr wenig Trost, sehr wenig Aufmunterung zum Guten gewähren, wenn er sich blos mit dem unbestimmten Dafürhalten einer Fortdauer der Seele nach dem Tode begnügen müßte: * wäre nicht ganz leicht der Fall denkbar, daß die Seele in dem todten Organ einen todten Schlaf schliefe, und in einer wenigst höchstlangen Ohnmacht bliebe: Sollte uns auf diesen Gedanken nicht die große Abhängigkeit von diesem Organ bringen, in der wir die Seele während ihres Lebens bemerken? — Und wirklich dachten sich viele diesen Zustand der Seele.

* Die Seele ist auf keine Art einer ewigen Ruhe fähig. Wenn uns also auch die angenehmsten Träume belustigten, so hät-

ten wir doch nicht Ursache, uns Endymions Schlaf zu wünschen; und wenn es geschähe, so wäre dieß für eine Art des Todes zu halten.

Cicero de Finibus V. 20.

Die Völker, ihre Dichter und Philosophen haben sich den Zustand der abgeschiedenen Seelen verschiedentlich gedacht; darin kommen sie wohl meistens überein, daß sie ihn für eine Fortsetzung des jetzigen Lebens hielten, nur brachte ihre individuelle Gedenkungsart verschiedene Nüanzen mit hinein. Man vergleiche die Beschreibung Homers Odyss. XI. mit Virgils Aeneid. VI. 547., den Ossian The war of Inis-Thona, u. a. Die alten Philosophen, sagt Cicero, dichten, wie das Leben der Weisen in den Inseln der Seligen beschaffen sey. Sie glauben, daß dieselben, von allen Sorgen frey, an gar kein Lebensbedürfniß, an keine Bequemlichkeit denken, und nichts anders thun würden, als daß sie ihre ganze Zeit im Untersuchen, im Lernen, und im Streben nach Erkenntniß der Natur zubrächten.

Auch die Hebräer zeichneten sich ihr Schattenreich nach Nationalbildern, doch mit Rücksicht auf eine Vergeltung, die darin statt hätte. Eine vortreffliche Beschreibung kömmt im XIV. Kap. des Isaias vor, welche der englische Bischof Lowth in schöne Verse übertragen hat.

Der König von Babylon kömmt in der Unterwelt an: die Schatten der Könige stehen von ihren Thronen auf und machen ihm bittere Vorwürfe:

Te propter imis concita sedibus
Nigrantis orci magna fremit domus.
En! luce defunctos Tyrannos,
Sceptrigeras foliis ab altis

Ex-

Exciuit vmbras, hoſpitis in noui
Occurſum euntes. Te ne etiam occupant
Te viribus, te luce caſſum
Conſpicimus, ſimilemque noſtri,
Orbumque faſtu? non comitum frequens
Deducit ordo, non tuba, non lyrae
Concentus; at ſquallentis orci
Nox premit, & taciturnus horror;
At turba circum plurima vermium
Feruet, perennans membra licentius,
Foedumque tabo diffluentes
Laeta cohors populatur artus.
Vt decidiſti coelitus, agminis
Eoë, clarum ſyderei decus!
Vt decidiſti, qui domabas
Victor ouans populos trementes cet. cet.

In den älteren Schriften der Hebräer kommen freylich einige Stellen vor, die das Schattenreich, das Scheol als ein Reich, wo kein Bewußtſeyn mehr Platz hätte, vorſtellen.

Schnell rollt mein Lebensfaden ab,
und ohne Hoffnung.
Ein Hauch iſt mein Leben; bedenks!
nie ſehe ich wieder glückliche Tage.
Die mich ſahen, ſehen mich nicht mehr —
Der Wolke gleich eilt
Ins Todtenreich unwiederbringlich der Menſch,
kömmt nie in ſeine Wohnung zurück,
Nie ſieht ihn wieder ſein Hüttchen. —
Das finſtere Todtenreich,
wo ewiger Schatten iſt, ohne Lichtſtrahl,
Mitternacht iſt Morgenroth.

Hiob VII. 6. X. 21.

Allein schon oben ist bemerkt worden, daß aus dergleichen ohnehin poetischen Stellen * nicht erwiesen werden kann, als wäre das Todtenreich der Hebräer ein wahres Reich der Todten gewesen.

* Stärker kann das Bild vielleicht nicht ausgemahlt werden, als es Lord Bukinham im Tempel des Todes ausgemahlt hat.

Im Buche der Weisheit heißt es ganz deutlich:

Der Frommen Seelen sind in Gottes Hand,
Sie rührt keine Qual.
Sie leben ewig fort,
Gott lohnt sie, der Höchste sorgt für sie.

III. 1. V. 15.

Auch die Bösen werden gleich nach dem Tode noch vor der großen öffentlichen Untersuchung die Folgen ihrer Laster empfinden: IV. 18.

Sie sehen den Weisen mit Verachtung sterben,
Sie werden fallen tief in Schimpf,
in ewige Schand unter den Abgeschiedenen
Gott wird sie stumm und plötzlich stürzen,
auf ewig werden sie in Schmach, in Schande liegen,
und ihr Andenken wird verschwinden.

14.

Wie viel bestimmter und tröstlicher sind auch hier die Aeusserungen des neuen Testaments? Gleich nach dem Tode wird des Menschen Bestimmung entschieden. (Hebr. IX. 27.) Daß die Rechnung mit dem Ende des Lebens völlig abgeschlossen seyn müsse, und niemand hoffen könne, das

hier

hier Versäumte etwa dort einzubringen, ist nach Kants Bemerkung ein Grundsatz, durch welchen sich die practische Vernunft im Gebrauche ihrer Begriffe des Uebersinnlichen die Regel vorschreibt, indessen sie sich bescheidet, daß sie von der objectiven Beschaffenheit des letzteren nichts weiß. Sie sagt nämlich nur so viel: wir können nur aus unserem geführten Lebenswandel schließen, ob wir Gott wohlgefällige Menschen sind oder nicht, und da derselbe mit diesem Leben zu Ende geht, so schließt sich auch für uns die Rechnung, deren Facit es allein geben muß, ob wir uns für gerechtfertiget halten können, oder nicht.

Heischt einmal die Vernunft einen Stand der Vergeltung, wo die Tugend nicht mehr Kampf, wo moralisches Verhalten und das Wohlseyn in die genauste Harmonie gebracht werden sollen; welchen Grund haben wir, diese Periode anderswohin zu versetzen?

Hierüber sind wir nun durch die Lehren des neuen Testaments versichert: dieß lehret ganz deutlich, daß dieses Leben mit dem zukünftigen unmittelbar zusammenhange, daß der Mensch gleich nach seinem Absterben gute oder unglückliche Folgen seiner Handlungen empfinden werde. Es bestimmt diese Lebensperiode als diejenige, wo wir uns zu der folgenden vorbereiten sollten und könnten, (Hebr. III. 7. 13.) nach deren Verlauf jedes Streben, wenn es auch möglich wäre, umsonst seyn würde. (Luk. XIII. 25.) Es verbindet mit dem Tode den Urtheilsspruch über den Werth des Menschen auf die Ewigkeit. (Hebr. VI. 2. IX. 27.) Stellt die nach dem Tode eintretende Lebensperiode, die Periode, wo wir ohne dieses körperliche Organ fortleben werden, als diejenige vor, wo wir die Vergeltung dessen, was wir in Vereinigung mit dem Körper gewirkt haben, erhalten sollen. (Gal. VI. 7. II. Kor. V. 10. Röm. II. 6.)

Stellt

Stellt den Tod als eine Ankunft Jesu vor, (Philipp. I. 6. Offenb. II. 25.) als die Ankunft des Vergelters (Offenb. III. 11. 20.) der seine Diener dann zu sich nehmen wird. (Joh. XIV. 3.) Jesus stellt uns den hartherzigen Schwelger als schon am Orte des Elendes und von dem Tugendhaften abgesondert vor: dieser befindet sich an Abrahams Tisch, und ihm am nächsten (dieß heißt vielleicht Abrahams Schoos nach der Sitte der Alten, die bey Tische lagen. (Vergl. Joh. XIII. 23. Siehe Math. VIII. 11.) Ein Bild des Vorzuges und eines sehr angenehmen Zustandes. Diese ganze Erzählung wäre leer, wenn es nicht gleich nach dem Tode geschähe. So gewährt auch Jesus dem Verbrecher, der sich am Kreuze zu ihm wand, daß er noch an dem nämlichen Tage an dem angenehmen Aufenthalte, den sich die Juden unter dem Namen Paradies vorstellten, seyn werde. (Luk. XXIII. 42. vergl. Offenb. II. 7.) Voll dieser Ueberzeugung rief der Märtyrer Stephanus in seinem Todeskampfe: Herr Jesu! nimm meine Seele zu dir. (Apostelg. VII. 55.) Dieser Gedanke brachte Paulum in die edle Verlegenheit, die er (Philipp. I. 22. 23.) äussert: da ich, wenn ich länger hienieden lebe, zu euerem Nutzen wirksam seyn kann, so weiß ich nicht, was ich wählen soll, in Ansehung des einen und des andern bin ich in Verlegenheit. Ich habe Lust, abzuscheiden, und bey Christo zu seyn, was für mich freylich das beste wäre. Aber mein längerer Aufenthalt hienieden ist euch nützlich. Paulus hoffte also gleich nach dem Tode zu Jesu zu kommen.

15.

Die Frage, wie hat Bewußtseyn, wie Genuß Platz, da wir das körperliche Organ zurückgelassen haben, setzt

vor-

voraus, daß wir die Gränze unserer Erfahrungen für die Gränze der Natur und aller möglichen Erfahrung nehmen.*

* Was ist, und was vermag der Geist für sich selbst? Was ist die Materie, was der organische Leib eigentlich für ihn? ist nur überhaupt Materie oder ist schlechterdings organisirte Materie zur Wirksamkeit des Geistes nöthig? Wird in dem Tode sein eigentliches Organ zerstört, oder nur ein außerwesentlicher Theil von ihm? eine zufällige zu Zeit und Ort mäßigen Absichten erforderliche Hülfsanstalt dieses Werkzeugs? kann sich der Geist selbst, oder kann und wird eine andere organische Kraft, mit oder ohne übergebliebenen organisirten Grundstoff sich ein neues vielleicht ähnliches Werkzeug bilden? Hören die Wirkungen des Geistes nur für unsere Wahrnehmungen in dieser Welt, wie wir sie anschauen, oder hören sie überhaupt und überall auf? oder nehmen sie nur eine andere Richtung und Bestimmung an? verändern sie nur die Verhältnisse zu unseren Sinnen und zu unserem Verstande? — Problemen, die keine Erfahrung noch Speculation lösen kann, und deren Unauflößlichkeit zwar unser Wissen auffallend beschränket, unserer glaubigen Hoffnung aber so wenig in den Weg tritt, daß sie dieselbe vielmehr in dem Maaße begünstigt, worin eine Erwartung der Unsterblichkeit unserer menschlichen Bestimmung in dem gegenwärtigen Leben nicht hinderlich, sondern höchst zuträglich ist.

Schmids empirische Psychologie S. 478.

Paulus sagt: Wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare aber ewig. Denn wir wissen, daß wenn das Gezelt, das wir bewohnen, zerbrochen seyn wird, wir einen Bau von Gott, ein nicht von Menschen aufgebautes, ein ewiges Haus im Himmel haben. Nach diesem sehnen wir uns, und verlangen mit unserer himmlischen Wohnung überkleidet zu werden: wenn wir nur bekleidet, und nicht

nackend

nackend befunden werden. So lange wir in dieser Hütte sind, sehnen wir uns bey den Beschwerlichkeiten, die wir erfahren, weil wir nicht gern entkleidet, sondern überkleidet werden möchten, damit das Sterbliche von dem Leben verschlungen werde. Dazu aber bereitet uns Gott zu, der uns zum Unterpfande seinen Geist gegeben hat: Darum sind wir allzeit gutes Muthes, und wissen, daß, so lange wir in diesem Leibe wohnen, wir von dem Herrn entfernt wandern, denn jetzt noch wandern wir im Glauben und nicht im Anschauen; wir sind aber so getrosten Muthes, weil wir wünschen lieber außer dem Leibe zu wallen, und daheim zu seyn bey dem Herrn; deßwegen beeifern wir uns ihm zu gefallen, wir mögen daheim oder Pilgrimme seyn. Denn wir müssen alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen, damit ein jeder empfange nach dem, was er in seinem zeitlichen Leben gehandelt hat, Böses oder Gutes. (II. Kor. V. 1 — 10.)

16.

Die Schriften des N. Test. stellen uns den Zustand der Glückseligen unter verschiedenen Bildern vor, als des Heils (I. Petr. I. 9.), des immerwährenden Lebens, der ewigen Glückseligkeit. (Joh. III. 16. Röm. II. 7 — 10. Röm. V. 3. Röm. VI. 23. I. Tim. VI. 19.)

Der Belohnung. (Philipp. III. 14. I. Kor. IX.) der Krone (II. Tim. IV.), der Erbschaft der Kinder. (Röm. VIII. I. Petr. I. 4.)

Der wahren Freyheit (Röm. VIII.), der wahren Ruhe (Hebr. IV. 9. II. Kor. IV. V.), des Anlangens im Vaterlande. (Hebr. XI.)

Des Seyns bey Gott und Jesu. (Luk. XXIII. Joh. XIV. 2. Philipp. 1.) u. s. f.

Des Zustandes der Freude, unter verschiedenen Bildern, davon einige aus den jüdischen Nationalvorstellungen geborgt sind.

Nimmt man diese Bilder zusammen, so erhält man eben die doppelte Rücksicht, in der uns die Vernunft das zukünftige Leben zu betrachten vorschreibt: in sofern es nämlich in einem Zusammenhange mit dem jetzigen ist: in den natürlichen Folgen des hier von uns beabsichtigten Guten; und als den Zustand der Belohnung, als die Periode, in welcher Gott Anstalten getroffen hat, daß Glückseligkeit mit Würdigkeit derselben in Harmonie gebracht werde.

Diese beyden Gesichtspuncte dürfen nie getrennt werden, wenn der Begriff vom zukünftigen Leben sich vor der Vernunft rechtfertigen soll. Viele Menschen stellen es sich blos als die Periode einer noch dazu ganz willkürlichen Belohnung vor, auf die sie sich in dem letzten Augenblicke ihres Lebens vollkommen bereiten könnten, und bilden sich diese Belohnung dabey ganz den Forderungen ihrer Sinnlichkeit gemäß, wie sie etwa höchstens Epikurischer Götter würdig wäre: oder sie bringen wohl gar noch Genüsse mit hinein, die ihnen die Moral hienieden verachten lehrt.

Man kann die Gesinnungen einzelner Menschen und ganzer Nationen beynahe nicht besser kennen lernen, als wenn man die Bilder zusammenhält, die sie sich von der Glückseligkeit des andern Lebens machten. Wie viel Vorzug hat auch hierin die einzige moralische Religion, die christliche? (S. II. Band, S. 241.)

17.

Wenn man alles, was die Bibel unter jener doppelten Rücksicht dem Tugendhaften verheißet, zusammenfaßt, so kommen folgende Bestandtheile heraus:

1. Das Ende der Müheseligkeiten dieses irdischen Lebens.
2. Das Wachsen in jenen Anlagen des Geistes, die sich hienieden noch nicht völlig entwickeln konnten; und die natürlichen guten Folgen davon.
3. Gewisse positive göttliche Anstalten, wodurch sowohl jenes Wachsen, als die Glückseligkeit des Menschen immer befördert werde.

18.

Die Quellen der Müheseligkeiten dieses Lebens liegen theils in der Natur außer uns, theils in uns selbst, theils in der Gesellschaft boshafter oder wenigstens schwacher Menschen.

Schon die Ablegung dieses Körpers, und die Entfernung von den Gegenständen, die unangenehme Eindrücke auf ihn machten, die Entfernung von boshaften und so wie wir schwachen Menschen, unser Wachsthum an Kenntniß und Moralität muß uns ganz natürlich von den größten Müheseligkeiten befreyen.

Nehmen wir nun noch dazu an, daß in dieser Periode die von der Vernunft gefoderte Harmonie des moralischen Betragens und der Folgen desselben hergestellt werden solle, daß die Leiden dieser Erde sich über das Leben nicht hinaus erstrecken, sondern eben da die besten und gewünschtesten Früchte für uns bringen, wie uns das neue Testament so oft verheißet (Röm. VIII. 18. II. Kor. IV 17.), so sehen wir, wie die Schrift die Todten darum selig preise, weil sie nun von ihren Müheseligkeiten ruhen. (Offenb.

XIV. 13.) Daß Gott jede Thräne von ihren Augen abwischet, daß jetzt kein Kummer, kein Schmerz mehr Platz hat: weil die erste Periode vorüber ist. (Offenb. XXI. 4.)

Es würde eine Verwegenheit seyn, wenn wir genauer wissen wollten, wie jene Anstalten beschaffen sind. Genug, die Seligen sind in der Hand Gottes, und sind im Genusse des Friedens. (Weish. III.)

Dann werden sie die weisen, väterlichen Führungen Gottes erst recht einsehen, einsehen, wie alles Leiden dieser Erde kurz, vorübergehend in seinem Eindruck, aber überschwenglich und ewig in seinen seligen Folgen war: werden Gott dafür danken, seine Weisheit und Vaterliebe preisen.

19.

Der Mensch hat einen unwiderstreblichen Hang nach Erweiterung seiner Kenntnisse, nach Wahrheit. *

So wenig dieß beym ersten Blick der Fall zu seyn scheint, so gewiß überzeugt man sich davon bey näherer Untersuchung: und berechnet man selbst die Vergnügen dieses Lebens, so bleibt nach Hinwegnehmung der, noch dazu blos gröberen organischen Vergnügen blos intellectuelles und moralisches über. Ist der Mensch von jenen Hindernissen befreyet, welche theils dem Streben nach Kenntnissen entgegen stehen, theils es auch theilen, und dadurch schwächen, so wird der Trieb nach Wachsen in Erkenntnissen immer stärker werden.

* Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Gattung ist die Wißbegierde; — der Trieb, Wahrheit zu lernen, und die Fähigkeit, sie zu erforschen. Ein Beweis von diesem Triebe ist, theils daß wir alle, sobald wir von nothwendigen Geschäften frey sind, etwas zu hören, zu sehen, zu erfahren wünschen, was uns unterhalten könne, theils daß wir die Kenntniß verborgener, oder erha-

bener Gegenstände, als einen Theil der menschlichen Glückseligkeit ansehen. Eine Folge aber desselben, daß alles, was wahr, aufrichtig, lauter ist, mit der Natur des Menschen mehr übereinstimmen muß, als das Gegentheil.

CICERO de offic. l. 4.

Man sehe auch Garve über diese Stelle.

Nun wissen wir, daß sich diese große Anlage nicht blos bey einigen wenigen Individuis, sondern bey dem größten Theile des Menschengeschlechts sehr wenig entwickelt: welches doch der Fall bey den Anlagen der Thiere ist: eben darum weist uns diese Betrachtung schon auf ein zukünftiges Leben hin, und die strengste Philosophie findet hierin Grund zu einem doctrinalen Glauben an dasselbe. (S. I. Band, S. 22.)

Die Bibel verschafft uns auch hier Gewißheit, und öffnet uns eine Quelle der Seligkeit, wie sie eines moralischen Geschöpfes würdig ist. *

Unsere Erkenntniß ist nur Stückwerk: wenn das Vollkommene erfolgen wird, dann wird das Stückwerk aufhören: — Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte und urtheilte wie ein Kind: da ich aber ein Mann ward, legte ich das Kindische ab. Jetzt noch sehen wir durch ein dunkles Glas: in einem Räthsel, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann werde ich erkennen, wie ich erkannt bin. (I. Kor. XIII. 9 — 12.)

* Ich gieng einsam und allein beym Mondschein spazieren, voller Nachdenken über das vergängliche Wesen aller menschlichen Vergnügungen, und ließ meinen Gedanken den Lauf in der Betrachtung derjenigen Vergnügen, die wir wahrscheinlicher Weise nach diesem Leben in der Gesellschaft abgeschiedener Seelen schmecken werden, wenn wir die oberen

Ge-

Gefilde durchwandeln, und vielleicht diese Welt in einer eben so ungeheuren Entfernung anschauen werden, als wir jetzt jene Welten anschauen. Das Vergnügen, so wir in jener Gesellschaft genießen sollen, muß ohne Zweifel von einer edlern Art seyn, und wird vermuthlich aus den Entdeckungen entstehen, die einer dem andern von Gott und von der Natur mittheilen wird; denn die Seligkeit der abgeschiedenen Geister kann gewiß in nichts anders, als in der Erkenntniß bestehen.

Das größte Geschenk, so wir von der Gesellschaft haben, ist die Fröhlichkeit, welche höchstens nur eine flüchtige unruhige Bewegung ist, die auf wenige Augenblicke in unserer Brust klopft, und sie doch nachher leer und öde läßt. In einer guten, ja in der besten Gesellschaft zu seyn, ist nur eine wenig geringere Kunst, die Zeit zu verderben. Was wir hier Wissenschaften und Studien nennen, ist nicht viel besser: die meisten von den Künsten, auf welche wir uns hier legen, sind ein bloses Tappen in der Finsterniß, und selbst die Untersuchung unserer wichtigsten Angelegenheiten in dem zukünftigen Leben ist nur eine unnöthige, ängstliche, und ungewisse Uebereilung, dasjenige eher, als wir können, zu wissen, was wir ohne alle diese Sorgfalt ein wenig später wissen werden. Wir sind blos ungestüme Neugierige, was die Zukunft anbetrifft. Es kömmt uns nicht zu, daß wir muthmassen sollen, worinn der Zustand der Seelen einst bestehen werde, sondern daß wir thun sollen, was unsern eigenen Zustand einst glückselig machen kann. Es stehet nicht in unserer Gewalt gelehrt zu seyn, aber es stehet in unserer Gewalt, tugendhaft zu seyn.

Pope an Blount.

Was von der Ausbildung des Erkenntnißvermögens, und von der natürlich schon daraus entspringenden Seligkeit gesagt worden, gilt von den moralischen Anlagen noch mehr; und sie hängen auch mit jenen ganz genau zusammen. Hie-

zu kömmt noch das edle Selbstgefühl eigener Würde, das Bewußtseyn, gut gehandelt, bey andern Menschen Moralität und Glückseligkeit befördert zu haben, vielleicht das Werkzeug der Vorsicht gewesen zu seyn, wodurch andere zu dem Besitze ihres vollständigen höchsten Gutes gelanget sind: das reinste Vergnügen schon in diesem Leben, mit welchem wohl keines zu vergleichen ist, so unvollständig es auch jetzt kann empfunden werden.

Zu allen diesem macht uns die Offenbarung die gewisseste Hoffnung. Darum wollte Paulus nicht die Belohnung seiner Arbeiten auf dieser Welt genießen; er wünschte die von ihm gebildeten Gläubigen seinem Herrn zu seinem Ruhme vorstellen zu können. (Philipp. II. 16.) Und die Schrift sagt klar, daß einst der Hunger nach der Gerechtigkeit gesättiget werden sollte (Math. V.), wenn alle Wissenschaft aufhört, wenn alle die ausserordentlichen Gaben aufgehoben werden, so bleibt die Liebe. (I. Kor. XIII. 8. 13.) und Johannes (im ersten Briefe III. Kap.) sagt, daß wir Gott ähnlich werden sollen: dem Ideale also der Heiligkeit werden wir immer ähnlicher zu werden streben.

Auf diese Weise wächst auch immer das moralische Vergnügen, das edelste, dessen ein moralisches Wesen fähig ist.

21.

Die heilige Schrift versichert uns noch von göttlichen Anstalten, wodurch die Entwicklung unserer Geistes- und moralischen Anla[ei]de auf eine ganz besondere Art immer befördert werde: sie sagt, jene Beglückten würden in einer engeren Vereinigung mit Gott stehen, sie würden bey Gott seyn, würden Gott sehen.

Hierin

Hierin liegt ein weit umfangender Begriff: nämlich erstens eine genauere Kenntniß Gottes, die von der, die uns jetzt gewährt ist, ganz verschieden sey. Wir können uns freylich hievon keine deutliche Vorstellung machen: aber wer wird es läugnen, daß noch andere Kenntnisse von der Gottheit möglich seyen, als diejenige, die uns gewährt ist, und die ganz von der Form unseres Erkenntnißvermögens, welches gewiß nicht alles Erkenntnißvermögen ist, abhängt? *

* In dieser Welt erkennen wir blos die Wirkungen der Weisheit, der Macht und Größe. Aber ist es nicht möglich, daß diese Vollkommenheiten des höchsten Wesens selbst in der Zukunft die unmittelbaren Gegenstände unserer Betrachtungen abgeben werden? Was für erstaunenswürdige Wunder haben sich durch die neuen Entdeckungen vor unseren Augen geöffnet? Welch ein Gegenstand ist die Welt für ein Geschöpf, wenn ein Geschöpf vorhanden ist, das diesen Gegenstand begreifen kann? Allein es wird eine unendlich höhere Anstrengung erfodert, den Plan derselben in demjenigen Geiste zu sehen, welcher ihn entworfen hat, ehe der Grund der Welt gelegt worden. Wir denken gewiß etwas bey den Worten, wenn wir sagen, daß man weiter gehen, und nicht nur diesen Plan in seinem Verstande, sondern die Weisheit und den Verstand selbst, wovon derselbe entworfen ist, anschauen könne. Eben dieses kann man auch von der Macht sagen. — Wir erlangen freylich vermittels unserer Sinne nur eine unvollkommene Erkenntniß der Dinge; aber auch die Wirkungen selbst, wenn wir sie völlig erkännten, würden uns nur unvollkommene Vorstellungen von der Weisheit und Macht, und noch unvollkommnere von dem Wesen selbst geben, in dem sie sich befinden.

Wir wollen uns eine Maschine vorstellen, deren Anblick unsere Neugierde erreget, und die Kenntniß ihrer Einrichtung sie befriediget. Das Vergnügen, welches wir hierüber empfänden, würde daraus entstehen, weil dieselbe eine

Wir-

Wirkung der Geschicklichkeit und Erfindung ist. Diese Geschicklichkeit in der Seele des Künstlers wäre ein höherer Gegenstand für uns, wenn wir dergleichen Sinne oder sonstige Mittel hätten, wodurch wir dieselbe erkennen könnten. Denn die Betrachtung derjenigen Kraft, wodurch eine Wirkung hervorgebracht worden, ist eine edlere Uebung des Verstandes, als die Betrachtung der Wirkung selbst. Die Güte Gottes ist die Ursache unseres Daseyns und aller unserer Vergnügen. Güte ist die schönste Seite des Menschen: stellt euch vor, daß sie bey den Geistern der vollendeten Gerechten erhöhet werde, stellt euch vor, daß sie eine anschauende Erkenntniß haben von derjenigen ewigen Güte, die die Welt hervorgebracht hat; setzet noch ferner hinzu das Bewußtseyn, daß das, was sie betrachten, sie selbst angehe, daß sie sagen können: dieser Gott ist unser Gott immer und ewig. Würden sie wohl länger dasjenige suchen, was ihre vornehmste Glückseligkeit ausmacht? u. s. f.

Buttler.

Aus dieser Betrachtung läßt sich ganz leicht schließen, welche Seligkeit hieraus für reine und moralisch gesinnte Geister entspringen werde.

22.

Mit dieser genauern, und wie man sie nennt, anschaulichen Kenntniß Gottes verbindet die Schrift auf die natürlichste Weise das immer rege Streben nach Aehnlichkeit mit Gott. (1. Joh. III.) Und es macht auch einen Bestandtheil jenes Begriffes des Anschauens Gottes mit aus: und eben hieraus entspringt die Versicherung einer immer im Guten fortrückenden, nie daraus fallenden Gesinnung, und die Unveränderlichkeit derselben: der Besitz des eigentlichen Reiches Gottes.

Glückseliger Zustand! der freylich keine neuen Verdienste erwirbt, sondern Belohnung ist; und sich selbst wieder

auf

auf das unaussprechlichste belohnt: der uns Gott am ähnlichsten macht, bey dem schon aus Natur regen Bestreben nach Aehnlichkeit mit jenem, was wir hochachten.

23.

Noch liegt in jenem Ausdrucke: Bey Gott seyn, Gottes Angesicht schauen, ein auch ganz natürlich damit verbundener Begriff', der sich aus dem Gegensatz, von Gottes Angesicht verstoßen seyn, noch besser erläutert: nämlich der Begriff einer besonderen göttlichen Huld, Gunst, Vorzuges, Seligkeit, und dieses wird in verschiedenen Bildern, die alle diese Begriffe bezeichnen, vorgestellt, als z. B. eines Leuchten und Glänzen,* eines fröhlichen Gastmahls u. d.

Genauere und bestimmte Vorstellungen können wir uns hievon nicht machen, und dieß ist auch allerdings für die Reinigkeit unserer Moralität sehr zuträglich; wir können uns mit dem allgemeinen begnügen, daß es Belohnung eines Gottes ist, die er seinen treuen Dienern zugesagt hat.

* Nach kurzer Züchtigung erwartet sie Belohnung,
Gott prüfte sie, und fand sie seiner würdig,
und nahm sie wie Dankopfer auf.
Sie, die ihm trauten, werden seine Treue sehen,
und die beständig blieben, liebvoll ihm anhangen,
denn Gnad und Gunst gewährt Gott den Seinigen,
verdienten Beyfall seinen Auserwählten.
Tugend trägt in der Ewigkeit den Kranz,
und prangt als Siegerinn im Kampfe reiner Kronen.
Die Frommen leben ewig fort,
Gott lohnt sie, der Höchste sorgt für sie,
von ihm erhalten sie ein glänzend Königreich,
aus seiner Hand ein prächtig Diadem.

Weisheit III. IV. V.

24.

Eine Quelle des Wachsens an Einsichten an Guten und an Seligkeit ist die Gesellschaft und der nähere Umgang mit Jesu, und der Gesellschaft seliger Geister. *

* Ihr seyd gekommen zur Stadt des lebendigen Gottes, zu dem unzahlbaren Heere und Chor der Engel, und der Versammlung der Erstgebohrnen, die im Himmel angeschrieben sind — zu den Geistern der vollendeten Gerechten; zu Jesu dem Mittler des neuen Bundes.

Hebr. XII.

Der nähere Umgang mit Jesu ward von Paulo ausdrücklich erwartet: und was muß da der Geist empfinden, wenn er denjenigen näher kennen lernet, dessen Liebe er alles, was er ist, zu verdanken hat! Hier kann kein Ueberdruß Platz haben, der sich hienieden in dem Umgange mit dem besten Menschen zuletzt einschleicht: denn in diesem entdecken wir bey dem genaueren Umgange immer mehr Schwachheiten: und selbst die uns Achtung abnöthigenden Verdienste großer Menschen schlagen unseren Eigendünkel zu sehr nieder, als daß wir über diese Entdeckung nicht ein heimliches Vergnügen empfinden sollten. Beydes kann sich bey dem Umgange mit Jesu nicht einfinden. Diese Empfindungen übertreffen alle Vorstellungskraft; einigen Vorgeschmack davon empfinden wohl die von dem Geiste Jesu durchdrungenen Christen in den Augenblicken ihrer stillen Andacht.

Hiezu kömmt nun noch die nähere Bekanntschaft mit anderen verklärten und seligen Geistern. Wenn es leichter ist unter Guten gut zu seyn, wenn wahre Freundschaft schon hienieden die Würze des Lebens ist, welches Wachsen im Guten, welches Wachsen in Seligkeit wird diese wahre

re-

reelle untrennbare Freundschaft gewähren! Hielten ja selbst Sokrates* und Cicero es für eine Quelle der Freude in jenem Leben, mit jenen großen und guten Menschen bekannt werden, die man aus ihren Thaten hier kennen und lieben gelernt hat. **

* Im Phädon.

** Ich brenne vor Begierde, euere Väter, die ich verehret, und geliebt habe, zu sehen. Ich wünsche aber nicht bloß mit jenen in Verbindung zu treten, die ich selbst gekannt, sondern auch mit jenen, von welchen ich gehört, gelesen, und geschrieben habe. Meine Reise dahin soll niemand verhindern, mich niemand von meinem Laufe zurücke ziehen. — Herrlicher Tag, an welchem ich zu der Versammlung, zu der Gemeinde der göttlichen Seelen reisen werde! — Denn ich werde nicht bloß zu jenen Männern kommen, von welchen ich eben Meldung gethan habe; sondern auch zu meinem Cato, einem Manne, den noch kein anderer an Tugend, und Frömmigkeit übertroffen hat. — Wenn ich hierin irre, daß ich die Seelen der Menschen für unsterblich halte, so irre ich gern; und diesen Irrthum, der mir so viel reine Freude gewähret, will ich mir, so lang ich lebe, nie rauben lassen.

Cicero in Cat. Mai. XXIII.

Läßt sich hievon auch gleich kein strenger Beweis machen, so giebt uns doch die Analogie und selbst die Bibel hiezu alle Hoffnung, die unter andern Seligkeiten den Umgang mit den größten Vätern des Glaubens und der Verheissung mit anrechnet. (Math. VIII.)

Sollte es wohl ungegründete Erwartung seyn, wenn wir das Wiedersehen unserer Freunde, unserer nun versicherten ewigen Freunde hoffen sollten? * und mit diesen alle jene an sich schon edle Vergnügen, nur jetzt viel reiner, viel inniger. Welche Entzückung, wenn uns ein Ver-

klärter entgegen kömmt, an dessen moralischer Besserung wir ehemals arbeiteten, den wir von dem Abgrunde errett-eten, dem er zueilte: welches Gefühl des Dankes, wenn wir denjenigen erblicken, dem wir unsere moralische Aus-bildung zu verdanken haben! Welche Belohnung für die hienieden oft so undankbaren, unerkannten Bemühungen, die zur Besserung anderer mit den grösten Aufopferungen unternommen werden!

*) Wer eilet nicht, wenn er in einem fremden Lande sich be-findet, in sein Vaterland zurückzukehren? Wer wünschet nicht, wenn er zu den Seinigen bald zurück schiffen will, sehnsuchtsvoll einen günstigen Wind, um seine Geliebten desto eher umarmen zu können? Wir halten das Para-dies für unser Vaterland; unsere Aeltern sind bereits schon die Patriarchen. Eine groβe Schaar geliebter Personen erwartet uns daselbst; mit Verlangen sieht uns ein zahl-reicher, und vielfältiger Haufe von Aeltern, Brüdern, Kindern entgegen, die ihrer Unsterblichkeit sicher, nur noch um unser Heil bekümmert sind. Diese sehen und umarmen können — was wird das für sie, und uns für eine ge-meinschäftliche Freude seyn! - Dort ist der glorreiche Chor der Apostel; dort die Schaar der frohlockenden Propheten; dort das unzähliche Heer der Martyrer, die sich ihrer Sie-geskrone, die ihnen wegen der Herrlichkeit ihres Kampfes, und Leidens zu Theil ward, erfreuen. Dort erblicket man unzählige Jungfrauen in ihrem Triumphe, welche die Be-gierlichkeit des Fleisches, und des Körpers durch die Kraft der Enthaltsamkeit unterjochet haben. Dort genieβen Menschenfreunde ihre Belohnung. — Zu diesen, geliebte-ste Brüder, wollen wir sehnsuchtsvoll eilen, und wünschen, daß wir bald das Glück haben, in ihre Gemeinschaft zu kommen.

Cyprianvs de Mortalitate.

25.

Was übrigens die Beschäftigungen jener seligen Geister seyn werden, hierüber können wir mit Zuversicht nichts bestimmen. Gute, einer größeren Vollkommenheit immer zueilende Geister werden in der Regierung eines heiligen Gottes gewiß in keiner epikurischen Ruhe, in keinem unthätigen Genuß ihre Seligkeit finden.

Daß sie immer von Gottes Lob, Dank und Preis voll seyn werden, sagt uns die Bibel mehrmal, und es ergiebt sich aus dem vorhergehenden ganz leicht; auch läßt sich einsehen, wie darin Wonne und Seligkeit bestehen werde, wenn wir nur das Gezwungene, mechanische, das von der Schwäche des Körpers und unserer Kenntnisse, und den Zerstreuungen des Lebens herrührende Beschwerliche in unseren Gottesverehrungen hienieden nicht mit in Anschlag bringen.

26.

Auch scheint die Entfernung die seligen Erdebürger von dem Interesse ihrer noch ringenden Brüder nicht so ganz zu trennen. Wenigstens giebt uns die Bibel verschiedene Spuren, daß sie noch um Begebenheiten dieser Welt wissen. Wie nun dieß geschehe, können wir freylich nicht genau erklären: Sollten wohl in ihren Seelen alle Eindrücke, die sie von der Erde mitgenommen haben, ausgelöscht seyn? Sollten sie vielleicht manche Dinge in Gott etwa nach der Art, wie Malebranche alle menschliche Erkenntnisse erklärte, sehen?

Sie werden uns mehrmalen als Mitregenten Jesu vorgestellt, als z. B. vom Paulus (II. Tim. II. 12.) in der Offenbarung Johannis an verschiedenen Orten. Je-

sus

sus nun regiert durch Besorgung des Bestens seiner Unterthanen: sollte hier nicht dieser Begriff auf das Mitregieren der Seligen am besten passen, um so mehr, da wir wissen, daß die Engel, mit denen die Seligen von Jesu selbst verglichen werden, ihre Seligkeit mit darin setzen, hülfreiche Geister in dem moralischen Reiche Jesu zu seyn? (S. I. Band 299 Seite.) Wie viel eher ist es von jenen zu erwarten, die ehemals selbst Bürger dieser Erde waren, und die gewiß die Liebe gegen ihre ehemaligen Brüder nicht verlohren haben, sondern sie nun in einem vortrefflicheren Grade besitzen, und sie vor Jesu dem Haupte des Menschengeschlechts gewiß äußern, wie man dieß schon im A. Testament glaubte: (Jerem. XV. 1. II. Buch der Makkab. XV.), und wie sie uns auch in der Offenbarung Johannis vorgestellt werden.

* Die Behauptung, daß die Erinnerung an menschliche Angelegenheiten aus den Gemüthern der Verstorbenen nicht verschwinde, sondern daß sie noch an ihr vorhergehendes Leben, an ihre Freunde, an die Gesellschaft denken, in welcher sie gelebt haben, und daß in diesem Andenken eine nicht unbeträchtliche Quelle der Glückseligkeit für die Seligen liege — diese Behauptung scheint sehr vernünftig zu seyn. Wer sollte es nun ferner für widersinnig halten, daß mit diesem Andenken ein Streben der Liebe, und der Sorgfalt für andere verbunden sey; daß folglich die abgeschiedenen Seelen an den menschlichen Angelegenheiten dem Geiste nach Antheil nehmen, noch geheime Funken der ehemaligen Liebe nähren, und sich, so viel es ihnen möglich ist, bestreben, für die Wohlfahrt der Ihrigen Sorge zu tragen? Uebrigens läßt sich kein bestimmtes, und gewisses Urtheil fällen über die Art, wie sie unter den Menschen wandeln, wie sie irdische Dinge, das Schicksal der Ihrigen, die Bitten und Wünsche ihrer Verehrer erkennen. Dieß ist für uns ein Räthsel.

Doederlein.

27.

Wenn der Apostel Jakobus sagt (V. Kap.) daß das Gebet des Gerechten für andere sehr wirksam sey, sollte uns dieses Gebet der Seligen unnütz seyn? sollten wir nicht wünschen, dessen theilhaftig zu werden, und sollte es Gott mißfallen, wenn wir gegen ihn diesen Wunsch äußerten? Hat sich Paulus so oft dem Gebete seiner noch, wie er, ringenden Mitbrüdern empfohlen, und mit Vertrauen empfohlen, warum sollte es nicht erlaubt seyn, uns dem Gebete unserer nun verklärten, bey Jesu sich befindenden Mitbrüder zu empfehlen? auch selbst in dem Falle, wo sie von unseren speciellen Bitten keine Kenntniß hätten; wenn wir nur versichert sind, daß sie noch im Himmel ihre Liebe gegen uns äussern: und wirklich sind die öffentlchen Gebete unserer Kirche nicht unmittelbar an die Heiligen selbst gerichtet.

Es läßt sich aus dem Obengesagten erklären, wie sie davon Kenntniß haben können, * und das ganze christliche Alterthum hat die Seligen angerufen.

Es ist gewiß ein tröstlicher Gedanke, wenn man mit seinen seligen Mitbrüdern noch in einer wirksamen Verbindung stehet: ein Gedanke, der bey Schwachen den grossen Abstand zwischen dem Allerheiligsten und dem sündigen schwachen Bether ausfüllen hilft, ein Gedanke, der uns immer an das übernatürliche Reich Gottes heftet, uns an die Belohnung der Tugendhaften erinnert, und auf ihre Nachahmung hinweiset.

Aber ein die Religion verunehrender Mißbrauch wäre es, wenn wir unsere seligen Brüder als die Mittler zwischen Gott und uns ansehen wollten: dieses ist nur Jesus allein (I. Tim. II. 5.), wenn wir uns öfters an sie, oder

wohl

wohl mit mehrerem Vertrauen an sie, als an den Heiland, oder zur Zeit, wo wir unmittelbar auf seine Anbethung hingewiesen werden, an die Heiligen wendeten, wenn wir von ihnen aus ihrer eignen Macht Hülfe oder innerliche Gnadenwirkungen erwarten, u. d. mehr. Aufgeklärte und fromme Männer haben dergleichen Mißbräuche oft und aufrichtig gerüget, und ob sie sich gleich selbst und zwar manchmal auf eine ärgerliche Weise in Andachtbücher eingeschlichen haben, so sind sie von der Kirche immer mißbilligt worden, deren Lehre hierüber blos darin bestehet, daß die Anrufung der Heiligen nützlich sey: für nothwendig hat sie selbige nie erkläret.

* Man sehe Avgvstinvm de cura gerenda pro mortuis XVI. 20. Opp. Tom. VI.

Ueberhaupt läßt sich über die Art, wie die Menschen nach diesem Leben erkennen werden, nichts zuverläßiges sagen: so auch, ob sich das Erkenntnißvermögen der Menschen z. B. so verändern könne, daß es in ein intellectuelles nicht mehr discursives, sondern intuitives übergehe, *) wie dieses geschehen könne, und dergl. sind Fragen, über welche die sich selbst überlassene Vernunft nichts entscheidet. Diese Bemerkung dient auch bey der Untersuchung der oben berührten Fragen, wie unsere Kenntniß von Gott und anderen übersinnlichen Gegenständen beschaffen seyn werde.

28.

(* Das menschliche Erkenntnißvermögen, so wie eines jeden anderen eingeschränken Geistes, kann nie bloß intuitiv werden, und aufhören, discursiv zu seyn. Das Bewußtseyn ist nicht anders möglich, als daß sich das Ich etwas entgegen setze; folglich muß im Bewußtseyn immer ein Object vorkommen, worauf die Vorstellung bezogen wird, und so ist auch nothwendig das Erkenntnißvermögen immer discursiv. Sobald das Ich des Menschen sich nichts mehr entgegen, sondern sich alles gleich setzen würde, so wäre es Gott.

28.

Da uns die heilige Schrift das zukünftige Leben in dem genaueſten Verhäliniſſe mit dem gegenwärtigen vorſtellt; und da die chriſtliche Religion die einzige moraliſche iſt, die es ſowohl als natürliche Folge des gegenwärtigen, wie auch als eine Anſtalt Gottes, Glückſeligkeit mit der Würdigkeit derſelben ins genaueſte Verhältniß zu bringen, anſieht, ſo folgt eben daraus, daß die Stufen der Seligkeit ganz verſchieden ſeyn werden, darum ſagt auch die Schrift: was der Menſch ſäet, wird er ärndten. (Math. XVI.)

Wie ganz anders wird jene Vertheilung dann ausfallen, als wir ſie uns vorſtellen? wie viele Werke werden als nichtig verſchwinden, worauf wir ſo ſehr trauten? wie oft wird es ſich zeigen, daß den glänzenden Handlungen unreine Triebfedern zu Grunde lagen, und daß äußere auſſer dem Kreiſe unſerer Cauſſalität liegende Begebenheiten den meiſten Antheil an den Werken hatten, auf die wir ſo viel rechneten? wie mancher wird ſeine moraliſche Größe dann erſt erkennen lernen, den die Naturkräfte und die Menſchen hinderten, ſich in der Wirkſamkeit in der Sinnenwelt kennen zu lernen?

Darum ſagt Paulus: urtheilet nicht vor der Zeit, bis der Herr kömmt, der das Innere der Herzen einſiehet, und den Werth eines jeden beſtimmen wird. (I. Kor. IV.)

Darum ſagte er: er wiſſe ſich bey allem guten Zeugniß ſeines Gewiſſens ſeinen Werth nicht zu beſtimmen.

Den wird und kann nur der Herzenskenner beurtheilen und genau würdigen.

Es iſt ein ſehr unwürdiger Gedanke, ſo ſehr er auch das Anſehen der Beſcheidenheit hat, wenn manche Chri-

ſten

sten äussern, sie wären mit jedem Grade der Seligkeit, sollte er auch der geringste seyn, zufrieden. Ein Gedanke, der oft blos die knechtische Furcht vor der Hölle maskirt, und der mit den Haupttrieben des Menschen nach Moralität und Glückseligkeit, und mit dem Geiste des Christenthums unvereinbar ist. Ganz anders war Paulus hier über gesinnt, er sagte, er bestrebe sich alles Gute zu thun, damit er Jesu in der seligen Auferstehung ähnlicher werde. (Gal. III. 11.)

Freylich sollen wir die Tugend nicht blos als ein Erwerbmittel der Seligkeit üben, aber doch als Bedingung derselben: und ein sinnliches Wesen kann gegen eine Seligkeit nicht für immer gleichgültig seyn, die eines moralischen Wesens würdig ist, und die es eben darum großentheils ist, weil sie moralisch ist.

29.

Es würde aber eine wunderliche Vorstellung seyn, wenn man aus den ungleichen Graden der Seligkeit wohl gar auf einen Neid unter den seligen Geistern schließen wollte: das hieße annehmen, daß sie Gottes Urtheil für partheyisch hielten.

Eben so wenig kann eine Betrübniß Platz haben, wenn sie einsehen, daß jede Stufe immer freyes Geschenk Gottes ist, und daß sie noch immer ihre Verdienste weit übersteigt.

Es läßt sich freylich noch ein Zustand denken, wo Bewußtseyn der Huld Gottes und Versicherung mehrerer Aeusserungen derselben mit einem Grad von Betrübniß verbunden seyn kann: die vom Leibe getrennte Seele betrübt sich, daß sie an dem Aufschube ihrer größeren Glückseligkeit

schuld ist, und wird von Begierde darnach gequält. Ueberhaupt erfordert es allerdings schon die Natur der Sachen, daß der Uebergang vom Irrdischen zum Himmlischen stufenweise geschehe. Soll ein Mensch, der noch mit etwas unordentlichem Hange zur Sinnlichkeit stirbt, so geradezu ohne Reinigung in dem Augenblicke nach dem Tode mit Gott genau vereinigt werden? Wie wenn der Mensch erst bey der Annäherung des Todes sich zu Gott bekehret? verwerfen wird ihn bey einer aufrichtigen Bekehrung Gott nicht: „unmenschlich würde es seyn, sagt selbst H. Kant, ihm eine ewige Verwerfung ankündigen, wenn es nun kein Mittleres giebt, so muß (so müßte) der Mensch in der Geschwindigkeit zu einem Gott gefälligen Menschen umgeschaffen werden. *

* Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauches, zu dem er Anlaß gegeben hatte, unsere Reformatores nicht schlechterdings hätten wegwerfen sollen, was ist er im Grunde anders als eine bessernde sokratische Hölle?

Lessing.

Darum hat selbst die Vernunft den alten Völkern ein solches Mittel vorgeschlagen in der Lehre von der Seelenwanderung. Anfangs war sie bey den Aegyptiern freylich nicht, als eine sehr scharfsinnig ausgedachte symbolische Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele: die nachfolgenden Weisen bedienten sich dieser Vorstellungsart, um rohe Völker, auf die ohnehin die Schicksale der Thiere lebhafter wirkten, weil sie dieselben besser beobachteten, von den Lastern zurückzuhalten; nachher ward sie eine freylich unglücklich gewählte Vorstellung der Reinigung der Seele, und ihrer Vorbereitung zu dem Genusse der Glückseligkeit: selbst unsere gallischen Vorfahrer dachten so. Caesar de bello gal-

gallico VI. 14. Plato hat diese Lehre nach seiner blühenden Phantasie besonders ausgeschmückt.

Ist nun einmal ein solcher Mittelstand selbst in der Vernunft gegründet, so dürfen wir nicht erwarten, daß die Offenbarung ihn bestreiten werde: sie leitet uns vielmehr selbst dahin, daß sie uns die Heiligkeit Gottes, den ohne Heiligkeit niemand sehen, das heißt, mit ihm in Vereinigung kommen kann, (Hebr. XII.) und die Reinigkeit vorstellt, die zu einem genauern Umgang mit ihm erfordert wird. (Offenb. XXI. 27.)

Jesus fand diese Lehre bey seinen Zeitgenoßen, und gebrauchte sich eben des Ausdrucks, wodurch sie diese Mittelzeit, wo noch Reinigung Platz hätte, anzeigten, in einer Gelegenheit, wo dieser Begriff geradezu bestätiget wird. (Math. XII. 31. 32.)

Uebrigens läßt sich freylich über die Beschaffenheit dieses Zustandes nichts mit Zuverläßigkeit sagen. „Man kann, sagt ein sehr verdienter Gelehrter (Herr P. Beda Mayer) sich den Uebergang vom zeitlichen Leben zur ewigen Glückseligkeit wie den Uebergang einer negativen Größe zu einer positiven durch Hinzusetzung einer positiven vorstellen, welche nach und nach alles negative aufhebt.„

Wenn man nicht mehr behaupten will, nichts individuelles bestimmen; so wird niemand diesen Reinigungsstand, den man unbequem Fegfeuer nennt, als etwas blos erdichtetes ansehen können, um so weniger, da das ganze alte Christenthum sich immer davon überzeugt hielt.

Wo sich also dieser Reinigungsort befinde, denn irgendwo müssen die Seelen doch seyn, ob es ein besonderer Ort sey, wie lange die Seelen da aufgehalten werden, * kann

nicht

nicht bestimmt werden, eben so wenig man etwas zuverläßiges über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch jene Geister zum Genuß höherer Seligkeit vorbereitet werden, sagen kann. Verschieden werden sie allerdings seyn.

* Die Zeit der Reinigung wird so lange dauern, als es nöthig ist, bis die Seele die Bosheit ihres vorhergehenden sträflichen Verhaltens hinreichend erkennt.

LEIBNIZ.

30.

Wenn die Bruderliebe uns gebietet, für das Beste unserer Nebenmenschen zu bitten, (Jak. V. 16.) sollte sie uns nicht auch antreiben, für diejenigen unserer Brüder unsere Wünsche zu Gott abzuschicken, von denen wir nicht wissen, ob sie in jener Fassung dieses Leben verlassen haben, welche sie zu dem Genusse ihrer völligen Seligkeit tüchtig gemacht hat? Würde es nicht hartherzig seyn, ihnen eine Art von Hülfe zu entziehen, von der es unmöglich zu beweisen ist, daß sie ihnen unnütz sey?

Schon die jüdische Kirche hat für die Verstorbenen gebetet: der Verfasser des zweyten Buches der Makkabäer am XII. Kap.) giebt von seinem und der ganzen jüdischen Kirche Glauben hierüber ein Beyspiel. Und in den ältesten Dokumenten des christlichen Alterthums finden wir dieses Gebet als etwas ungezweifeltes und allgemeines. Nicht blos in Privatnachrichten geschieht davon die deutlichste Meldung, sondern in allen Liturgien, die den Glauben aller Kirchen enthalten, kömmt das Gebet für Verstorbene vor.

Es liegt doch gewiß etwas Humanes in dem Gedanken, daß man seinen abgeschiedenen Freunden noch nützen könne.

Preßte

Preßte dieses edle Gefühl ja dem Römer den Wunsch aus: sit tibi terra leuis— Empfindung wird hier entscheiden.

Ich überlasse, schrieb Pope an den Bischof Arbuthnoth, meine verstorbene Mutter der Sorge einer Religion, die ihre Liebe noch jenseits des Grabes ausdehnet.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich auch hierin Mißbräuche, eingeschlichen haben, und daß eine Lehre, die eine Quelle des Trostes seyn sollte, zu einer Quelle der Habsucht mißbraucht wurde.

Der größte und gefährlichste Mißbrauch ist aber gewiß der, wenn laue Christen diese Lehre zu einem Deckmantel ihrer Nachläßigkeit mißbrauchen, als wenn sie genau abmessen könnten, ob der Stand ihrer Lauigkeit sie nicht gar aller ihrer Seligkeit verlustigen würde, und als ob sie mit erkauftem Gebete nach ihrem Tode sich einer Hülfe getrösten könnten, der sie sich in ihrem Leben nicht würdig gemacht haben. Ein Mißbrauch, gegen den schon Augustin in mehreren Stellen, als z. B. im Buche de cura gerenda pro mortuis (I. 2.) und in einer anderen Stelle eifert, die überhaupt über den Zustand der Seelen nach dem Tode manches Merkwürdige enthält. *

Es darf sich niemand in jenem Zustande auf Barmherzigkeit Hoffnung machen, der nicht hienieden Barmherzigkeit geübt hat. So kann auch diese Lehre zur Beförderung guter menschenfreundlicher Handlungen dienen.

* Der Zeitraum, der zwischen dem Tode des Menschen, und der letzten Auferstehung liegt, hält die Seelen in uns unbekannten Oertern auf, so, wie jede sich der Ruhe oder der Qual würdig gemacht hat, was jede, da sie noch im Fleische lebte, verdient hat. Es ist auch nicht zu läugnen, daß die Seelen der Verstorbenen durch die Frömmigkeit ihrer

ihrer noch lebenden Freunde können erquickt werden, wenn nämlich für sie das Opfer des Mittlers dargebracht wird, oder wenn in der Kirche zu ihrem Besten Almosen ausgespendet werden. Aber dergleichen Werke der Frömmigkeit nützen nur jenen, die, da sie noch lebten, verdienet haben, daß sie ihnen nützen können. Denn es giebt eine gewisse Lebensart, die weder so gut ist, daß sie nicht dergleichen Hülfsmittel nach dem Tode bedürfte; noch so böse, daß dieselben dem Menschen nach dem Tode nicht mehr ersprießlich seyn sollten. Es giebt ferner eine Lebensweise, die so gut ist, daß sie dergleichen Erleicherungen nicht erheischet; und so böse, daß durch sie dem Menschen, wenn er diesem Leben entrücket ist, damit nicht mehr geholfen werden kann. Es hängt also alles von dem guten oder bösen Verhalten in diesem Leben ab, ob Jemand nach dem Tode noch erleichtert, und erquicket werden kann, oder ob seine Qual unveränderlich bestimmt ist. Niemand täusche sich aber mit der Hoffnung, daß er das, was er in diesem Leben versäumet hat, bey dem Herrn nach dem Tode verdienen könne. Daher ist dasjenige, was die Kirche für das Andenken der Verstorbenen zu thun pflegt, keines weges dem apostolichen Ausspruche zuwider, da es heißt: Wir werden alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, damit jeder die gebührende Vergeltung erhalte nach dem Verhältniß dessen, was er in seinem irdischen Leben gethan hat, es sey Gutes oder Böses. Jeder muß in seinem Leben durch Verdienste sich würdig machen, daß ihm die guten Werke der Kirche nützen. Denn sie nützen nicht allen; und was ist die Ursache davon? keine andere, als die Verschiedenheit des Lebens, das jeder auf dieser Erde führte. Wenn also für alle nach der Taufe abgelebte Seelen entweder Opfer des Altares, oder Opfer der erbarmenden Liebe, dergleichen Almosen sind, dargebracht werden, so sind diese Werke der Gottseligkeit für sehr gute, und vollkommene Christen Danksagungen; für unvollkommene, und noch der Reinigung bedürftige sind es Versöhnungen; für sehr böse haben sie zwar gar keinen Nutzen, können aber doch für die noch lebenden Christen

als Tröstungen in verschiedener Rücksicht, und auf irgend eine Art angesehen werden. Für diejenigen aber, denen sie heilsam sind, haben sie entweder den Nutzen, daß sie ihnen eine vollkommene Erlassung ihrer Sünden, und Strafen gewähren, oder daß ihnen wenigstens die Qual, wozu sie verurtheilt sind, erleichert wird. Nach der Auferstehung aber, wenn das allgemeine Gericht beschlossen seyn wird, werden die zwey Städte, nämlich die Stadt Christi, und die Stadt des Teufels, von welchen beyden die Bürger Engel und Menschen sind, ihr Ende erreichen. Die guten Engel und Menschen werden weder Willen, noch Vermögen zu sündigen mehr haben. — Aber sowohl im Lande der Seligkeit, als des ewigen Elendes wird es verschiedene Stufen für die Guten und Bösen in Absicht auf Glückseligkeit, oder Qual geben.

Es giebt einige, ja sehr viele, welche die ewige Strafe der Verdammten, und die ohne Unterlaß fortwährenden Peinen derselben mit menschlichem Affecte ansehen, und bejammern; aber ihre Bedauerniß ist ganz fruchtlos. Sie können nicht glauben, daß dieß so sey. Sie wollen zwar den göttlichen Schriften nicht widersprechen, doch neigen sie sich auf eine gelinde Seite hin; suchen das Harte zu mildern, und glauben, daß dasjenige, was von den Peinen der Verdammten in der Schrift gesagt werde, mehr darauf angelegt sey, den Sünder zu schrecken, als daß sich die Sache wirklich so verhalte. Doch sie mögen, wenn es ihnen gefällt, bey der Meinung bleiben, daß die Strafen der Verdammten zu gewissen Zeiträumen auf einige Art gemildert werden. Denn auch nach dieser Meinung läßt sichs noch begreifen, wie der Zorn Gottes über sie bleibe, wie nämlich ihre Verdammung endlos sey, so zwar, daß Gott bey seinem bleibenden Zorne zwar seine Erbarmnisse nicht ganz zurück hält, indem er ihre Qualen bisweilen mildert, und ein wenig aussetzet, aber doch ihre Strafe endlos macht, und erhält. Wenn dieser Zorn auch nur die Wirkung hätte, (welches sich aber keineswegs denken läßt) daß er die Verdammten vom Reiche

Got-

Gottes ausschlöße, sie von der Stadt Gottes verbannte, sie von dem Leben Gottes auf immer entfernte: so würde diese Strafe, wenn sie ewig währte, schon so groß seyn, daß mit derselben keine von den Tormenten, die wir kennen, sollten sie auch viele Jahrhunderte dauern, können verglichen werden. Jener ewige Tod der Verdammten, das ist, jene Entfernung von dem Leben Gottes, wird also kein Ende haben, und allen Verdammten gemein seyn, was auch immer die Menschen von der Verschiedenheit der Strafen, von der Linderung oder Aussetzung der Schmerzen nach menschlichen Empfindungen, und Gemüthsbewegungen muthmaßen mögen: so wie das ewige Leben allen Heiligen gemein seyn, und ohne Ende fortdauern wird, so groß auch der Abstand der Herrlichkeit, womit sie gemeinschaftlich glänzen, unter ihnen seyn mag.

AVGVSTINVS in Enchiridio CIX. CX. CXI. CXII. CXIII. Tomo VI. Edit. Benedictinae. column. 238. 239.

Wenn es zur Vermehrung unserer Seligkeit in jenem Leben mit beytragen wird, daß wir an der Ausbildung eines Bruders, der nun zum Ziel gelangt ist, Antheil hätten, sollte es uns auch nicht eine süße Wonne gewähren, wenn wir durch christliche Fürbitte und andere Werke zur früheren Seligkeit eines Bruders beytrugen: und wenn wir uns dann begegnen in jener andern Welt?

31.

Wirklich schon befinden sich vor Gott und in dem Umgange mit Jesu mehrere unserer Brüder. Sie haben den Kampf, den wir noch bestehen, glücklich geendigt, nun besitzen sie die unverwelkliche Krone. Sollten wir uns dessen nicht freuen? sollte dieses nicht den edlen Gedanken der menschlichen Würde bey uns erhöhen? könnten wir darauf nicht mehr stolz seyn, als die Menschen auf die Thaten

ihrer Voreltern stolz sind, die noch dazu oft menschenschädlich, oder Folgen eines unausgebildeten Charakters und wenigstens immer zweydeutig waren? Sie überwanden sich selbst,* und die unordentlichen Forderungen der Sinnlichkeit, strebten, dem Ideale alles Guten, Edlen, Schönen, Erhabenen sich zu nähern, genießen jetzt die Huld desjenigen, der allein den wahren Werth des Menschen bestimmen kann, befinden sich in einem Zustande der immer dauernden Glückseligkeit, wie sie blos ein gerechter und allmächtiger Richter ertheilen kann.

* Fortior est qui se, quam qui fortissima vincit
Moenia. (Wer sich selbst besieget, beweiset mehr Geistesstärke, als wer die festesten Mauern über den Haufen wirft.)

Sollten also diese seligen Geister unserer Brüder nicht alle Hochachtung von uns verdienen? sollte diese Hochachtung nicht wahre Ehrerbietung heischen? und sollte sich diese nicht in Ehrenbezeigungen äussern?

Ehrerbietungen, Ehrenbezeigungen, wie sie so erhabene, aber doch immer in unendlichen Abstand von dem Schöpfer bleibende Geister verdienen. Die Aeusserungen derselben können selbst nach der Sitte der Zeit verschieden seyn; denn die Hauptsache kömmt auf die Richtung des Geistes gegen das Object an, welchem man sie bezeigt.

Die würdigste Verehrung ist aber die Nachfolge ihrer Tugenden. Glaubte man ehemals die Heldentugenden am besten durch feyerliche Begehungen ihres Andenkens und durch Feste nicht nur zu ehren, sondern auch dem Geiste der Nachkommen einzupflanzen; so hat man auch dieß ganz zweckmäßige Mittel in der Kirche füglich ergriffen. Schon sehr frühe versammelt man sich an dem jährlichen Gedächtnißfeste des Todes der Märtyrer bey ihren Gräbern, *

um Gott da zu danken, und sich zu neuer Glaubenstreue zu stärken: so wie Paulus schon die Hebräer ermahnet: erinnert euch an eure Lehrer, und da ihr den glorreichen Ausgang ihres Lebens gesehen habt, so ahmt ihrem Glauben nach. (Hebr. XIII. und am XII. Kap.) Da wir eine so große Menge von Zeugen allenthalben vor uns haben, so laßt uns alles Beschwerende und die gar zu nahe liegende Sünde ablegen, und mit Geduld auf der uns angewiesenen Laufbahne fortlaufen. Eine ähnliche Ermahnung giebt Jakobus. (IV. 10. 11.)

* Man sehe die ächten Märtyrergeschichten des h. Ignatius, des h. Polykarpus und andere bey Ruinart.

Freylich ist das Materielle ihrer Handlungen nicht immer das Muster, wornach wir uns bilden können und sollen: sie waren dem Irrthume unterworfen, waren nicht heilig, strebten es nur zu seyn. Aber eben dieses Streben, dieses unter eben den Hindernissen oder wohl noch größeren * fortgesetzte Streben soll unser Beyspiel seyn, und unsere Achtung gegen sie gründen. ** Sind sie nicht Beyspiele der Nachahmung, so sind sie doch Beyspiele der Nachfolge.

* Elias war ein schwacher Mensch, wie wir (Jak. V. 17.) sehen.

** Fontenelle sagt: vor einem vornehmen bücke ich mich, aber mein Geist bückt sich nicht. Ich kann hinzusetzen vor einem niedrigen bürgerlich gemeinen Manne, an dem ich eine Rechtschaffenheit des Charakters in einem gewissen Maaße, als ich mir von mir selbst nicht bewußt bin, wahrnehme, bückt sich mein Geist, ich mag wollen oder nicht, und den Kopf noch so hoch tragen, um ihm meinen Vorrang nicht übersehen zu lassen. Warum das? Sein Beyspiel hält mir ein Gesetz vor, das meinen Eigendünkel niederschlägt, wenn ich es mit meinem Verhalten vergleiche,

und dessen Befolgung mithin die Thunlichkeit desselben ich durch die That bewiesen vor mir sehe. Nun mag ich mir sogar eines gleichen Grades der Rechtschaffenheit bewußt seyn, und die Achtung bleibt doch. Denn da beym Menschen alles Gute immer mangelhaft ist, so schlägt das Gesetz, durch ein Beyspiel anschaulich gemacht, doch immer meinen Stolz nieder, wozu der Mann, den ich vor mir sehe, dessen Unlauterkeit, die ihm anhängen mag, mir nicht so, wie die meinige, bekannt ist, der mir also im reineren Lichte erscheint, einen Maaßstab abgiebt.

Achtung ist ein Tribut, den wir dem Verdienste nicht verweigern können, wir mögen wollen oder nicht: wir mögen allenfalls äußerlich damit zurückhalten, so können wir doch nicht verhindern, sie innerlich zu empfinden.

Kant Kritik der praktischen Vernunft.

Wie es mit Menschenliebe und mit Billigkeit zu vereinigen sey, wenn man alles zusammenträgt, um die Handlungen der Seligen in ein zweydeutiges Licht zu bringen, sie dem Spotte (dem leichtesten Mittel schwacher Geister) auszusetzen, indessen man jede Handlung eines, der kein Christ war, in das vortheilhafteste Licht zu setzen bemühet ist, weiß ich nicht zu bestimmen. *

* Facilius est irridere, quam imitari. (Es ist leichter, ein Hohngelächter erheben, als nachahmen.)

32.

So wie die Gedächtnißtage der Seligen uns ihr Beyspiel vor Augen stellen sollen, so können dieß auch noch andere Erinnerungszeichen an sie thun. *

* Selbst die Oerter, die mit den Fußstapfen derjenigen, die wir lieben, oder bewundern, bezeichnet sind, bringen in uns, ich weiß nicht, wie, eine gewisse Bewegung hervor. Ich muß aufrichtig von mir bekennen, daß selbst

unser geliebtes Athen nicht sowohl wegen der prächtigen Werke und Denkmale der seltensten Künste der Alten, als vielmehr wegen des Andenkens der größten Männer für mich äußerst anziehend ist, so zwar, daß es mir sehr interessant ist, zu bemerken, wo jeder pflegte zu wohnen, zu sitzen, zu disputiren. Sogar ihre Gräber haben für mich Reize, daß ich sie sorgfältig betrachte.

Cicero de legibus ll. 2.

Das Alterthum bediente sich besonders der Statüen * und Gemählde zu diesem Behuf: wo der junge Athenienser und Römer immer hinsah, begegnete er den Bildsäulen großer Männer, von Meisterhänden verfertiget, und erhielt durch die in ihm geweckten Gefühle gleichsam so viele Stöße, den großen Thaten derer nachzustreben, die hier zu ihrem Ruhme und zu seinem Beyspiele durch die Hand des Künstlers eine Art von Leben erhielten.

Sollten die Tugendmuster, wie sie die Religion aufstellt, nicht ähnliche Wirkungen hervorbringen, wenn der ganze Ausdruck der stillen Größe und Würde der Tugend, die edle erhabene Ruhe und Heiterkeit, die sie über das Aeussere ihrer Verehrer verbreitet, sinnlich und intuitiv in Bildnissen vorgestellt würden? Man kennt die Energie derselben.

Würde es Christen nicht anständiger, wenigstens mit dem Charakter, zu dem sie sich bekennen, nicht harmonirender seyn, wenn sie die Tugenden ihrer Helden so vorgestellt vor sich hätten, als wenn sie unter ganzen heidnischen Mythologien wohnen, oder wohl gar durch sittenlose, und (was vielleicht noch gefährlicher ist) zweydeutige Vorstellungen Gefühle erregen, deren sie sich vor sich selbst, wenn sie noch Achtung für Moralität haben, schämen müssen? Oder fürchtet man durch dergleichen religiöse Vorstel-

lungen

lungen den Genuß der Freude zu stören, die ganz gewiß immer verdächtig seyn muß, wenn sie sich vor dem Gedanken an Gott und Religion nicht zu halten getrauet?

* Der beste und edelste Gebrauch, der von Statüen zu machen ist, bestehet ohne Zweifel darinn, daß sie zu öffentlicher Verehrung großer Verdienste und zur Reizung einer edlen Nacheiferung gebraucht werden. Zwar könnte man diesen Zweck auch schon durch andere Ehrenmäler erhalten; aber die Statue hat vor jedem anderen Denkmal beträchtliche Vorzüge, wegen der ausnehmenden ästethischen Kraft, die in der menschlichen Gestalt liegt, wodurch die Statue nicht blos ein Zeichen, oder ein todtes Sinnbild der Tugend ist, sondern einigermassen die Tugend selbst sichtbar abgebildet wird. Dadurch kann sie ausser dem Ehrenvollen, das sie hat, noch in anderer Absicht nützlich werden.

Sulzer Artikel Statue.

33.

Religiöse Gefühle wecken, und stärken, dieß ist der ganze Nutzen, den dergleichen Vorstellungen gewähren: im übrigen ist jenes Bild das beste, welches zu dieser Wirkung am zuträglichsten ist. Man soll, sagt eines der symbolischen Bücher unserer Kirche, nicht glauben, daß in irgend einem Bilde eine geheime Kraft sich befinde, oder daß man von dem Bilde selbst etwas erbitten, oder auf das Bild ein Vertrauen setzen dürfe; dieß wäre heidnischer Wahn; die Heiden setzten ihre Hoffnung auf ihre Bilder. Die Ehre, die man dem Bilde bezeigt, muß sich auf dasjenige beziehen, was es vorstellt, so daß wir durch die Bilder, die wir verehren, Christum anbethen, und die Heiligen verehren, deren Abbildung sie sind. *

* Concil. Trident. Sess. XXV.

Eine

Eine solche relative Verehrung hat nun gewiß nichts anstößiges: Sehen wir ja doch das Bild unseres verstorbenen Freundes mit dem Gefühle der Liebe, und jenes eines großen Mannes mit Empfindungen der Ehrerbietung an: jene sind aber Abbildungen der Freunde Gottes und unserer verklärten Brüder.

Die Aeusserungen dieser Verehrung können nach der Sitte der Menschen verschieden seyn; es entstanden ehemals darüber große Gährungen unter den Christen: der kalte kriegerische Occidentaler, der ohnehin vom Götzendienste kaum abgewöhnt war, konnte die Ehrenbezeigungen, welche der in seinen Ausdrücken feurige und an das viele Ceremoniell eines despotischen Hofes gewohnte Orientaler den Bildern erzeigte, die man aber im Occident für die Anbethung der Gottheit zu widmen pflegte, ohne Aergerniß nicht dulden.

Ueberhaupt herrschen in diesem Stücke noch große Mißbräuche, sowohl was den Werth, welchen man den Bildern beylegt, und die Ehrenbezeigungen gegen dieselben, als die öfters ganz zweckwidrigen Vorstellungen selbst betrifft. Eifrige, für das Beste der Religion besorgte Katholiken klagen dieß laut. Man sehe unter andern über die ganze Materie der Heiligenverehrung, Muratoris schon lang geschriebenes und von den Bischöfen ihren untergebenen Seelsorgern anbefohlenes Werk von der wahren Andacht.

Ein dem Geiste des Christenthums gemäß eingerichteter Gebrauch der Bilder könnte also, wie er es in dem Alterthume war, auch noch ein Beförderungsmittel guter Sitten und schöner Künste seyn: und diese und Sittlichkeit könnten in ihre so wünschenswerthe Harmonie auch dadurch kommen.

34.

So wie diejenigen, die in der praktischen Liebe gegen Gott abscheiden, gleich anfangen die guten Folgen davon zu genießen, so ist es im Gegentheile eben so natürlich, daß jene, die mit einer praktischen Abneigung gegen das göttliche Gesetz ihre Prüfungs- und Vorbereitungszeit schließen, auch gleich die unseligen Folgen davon empfinden.

Ihr Zustand läßt sich am besten theils aus den natürlichen Folgen ihrer moralischen Beschaffenheit, theils aus dem Gegensatz mit jenem der seligen Geister einsehen, und die Schrift drückt ihn durch das Wort Verderben und Elend (II. Thess. I. 9.) aus, so wie sie jenen das Heil nennt. Sie sehen nun das Flüchtige, Eitle jener Lüste, denen sie ihre Tugend und Hoffnung zur Glückseligkeit aufopferten. *

* S. die oben angeführte Stelle aus dem Buche der Weisheit.

Nun hat das Gewissen, welches durch kein Scheingut mehr zum Schweigen gebracht werden kann, freye Gelegenheit zu den bittersten Vorwürfen: und der nach Seligkeit immer schon von Natur aus strebende, und durch ein blos im Genusse zugebrachtes Leben noch mehr dahin gewöhnte Geist findet eine Leere, die er nicht zu füllen weiß, und zu deren Erfüllung er auch keine Hoffnung vor sich sieht. *

Statt des natürlichen Wachsthums der Guten in Vollkommenheit und Glückseligkeit wird er in einem größeren Fortgange zur Unvollkommenheit und somit zur Unglückseligkeit sich befinden: und es werden ihm nicht nur die Anstalten, wodurch Gott jenes bey den Seligen auf eine besondre Art befördert, mangeln, weil er nicht der genauen

Ver-

Vereinigung mit Gott, mit Jesu und mit den seligen Geistern sich zu erfreuen hat, sondern seine natürliche Lage wird ihn durch eine eben so natürliche Folge noch mehr davon entfernen.

Das entgegengesetzte Loos der Glückseligen wird Empfindungen der Schaam und einer sterilen Reue erwecken. *

* Die Rechnungstafel ihrer Sünden wird sie muthlos machen,
die vorgelegten bösen Thaten all' sie überführ ren.
Freymüthig tritt der Fromme alsdenn denen ins Gesicht,
die ihn hier drückten, seinen Eifer höhnten.
Sie, die ihn sehen, überfällt ein furchtbarer Schrecken,
sie staunen ob des unerwarteten großen Unglücks,
reuvoll und tiefe Seufzer hohlend sprechen sie:
Das ist der, den wir zum Gespött und Hohngelächter
hatten;
wir Thoren hielten seine Lebensart für Einfalt,
und seinen Tod für schimpfvoll!
Wie steht er jezt mit unter Gottes Söhnen,
und hat das Loos mit unter Gottes Heiligen. u. s. f.

Weisheit IV. 20. V. 1. folgg.

Und so wie das Anschauen Gottes den Begriff nicht blos von genauerer Erkenntniß und Liebe desselben, sondern auch von besonderer Huld und Beseligung enthält, so wird die Entfernung von Gottes Angesicht auch die entgegengesetzten Folgen haben. (Math. VIII. 12. 13.) Die von dem Angesichte Gottes Verworfenen bleiben Gegenstände des göttlichen Mißfallens (Joh. III. 36.), der Ungnade und der damit verbundenen Trübsal und Angst. (Röm. II. 8. 9.)

Nun bedarf es keiner weiteren Beschreibungen dieses unseligen Zustandes; schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes fallen. (Hebr. X. 31.)

Was

Was ihren übrigen Zustand betrifft, darüber läßt sich nichts zuverläßiges bestimmen. Aus ihrer Aehnlichkeit aber mit dem Zustande jener unseligen Geisterclassen, die wir Teufel zu nennen pflegen, kann man mit Grund sagen, daß der Ort ihres Aufenthalts höchst traurig sey, und daß diese elende Lage noch durch die Gesellschaft jener boshaften und menschenfeindlichen Geister verbittert werde; wozu noch vielleicht die Gesellschaft und die verzweifelten Vorwürfe derjenigen kommen, an deren Unglück sie durch gegebene Aergerniß im Beyspiele, in Lehren u. d. Ursache sind. Gott hat, sagt Petrus (II. Br. II. 4.) jene unseligen Geister gleichsam den Ketten der Finsterniß überliefert (ein Bild des unabänderlichen Schicksals mit Furcht, Angst, und Kummer verbunden, (S. Weish. XVII. 15. 16. 17.) und ihnen den Tartarus (den Aufenthalt der Unseligen in der Unterwelt) zum Gefängniß angewiesen, wo sie (mit Schrecken Jak. II. 19.) den letzten Gerichtstag erwarten müssen. (Vergl. I. Band S. 305.)

35.

So wie nun jene Ungebesserten noch eines größeren Elendes harren müssen, so ist hingegen auch den Beglückten ein größeres Wachsthum ihres seligen Zustandes vorbehalten. Nie kann der Tugendhafte aufhören, in dem Guten zu wachsen, und nie läßt sich ein Grad der Glückseligkeit bestimmen, der keiner Erhöhung für ihn fähig wäre. Diese Erwartung wird ihn nicht nur nicht traurig machen, sondern selbst schon für ihn Seligkeit seyn. Das N. Test. hat uns deutlich gesagt, daß auch der Körper des Menschen, der in diesem Leben sein Gefährte und das Aeusserungsinstrument seiner guten Gesinnungen war, in einer ganz umgeänderten Beschaffenheit sein Gefährte in der seligen Ewigkeit seyn werde.

Die

Die Verbindung des Geistes mit dem Körper ist viel zu innig, als daß es dem Menschen nicht höchst schwer fallen sollte, sich ohne seinen Körper zu denken, und als daß es ihm nicht besonders wünschenswerth schiene, mit ihm wieder in Verbindung zu kommen. Darum haben verschiedene Völker des Alterthums schon eine Auferstehung der Körper gehofft, oder vielmehr gewünscht. Die ganz leichte Beobachtung der verschiedenen Entwicklungen in der Natur, * besonders jenes schönen Bildes der Auferstehung, die Verwandlung der ganz unansehnlichen Raupe in eine scheinbar todte Puppe, und die Auflebung dieser in einen schönen verjüngten Schmetterling ** hat diese Hoffnung gestärkt, die sie auch nachhin in verschiedene Fabeln als vom Phönix, von der Alceste u. d. einkleideten.

* Ovidivs Metamorphos. XV.

** Quaeque solent canis frondes intexere filis
agrestes tineae
ferali mutant cum papilione figuram.

Späterhin läugneten die Philosophen mit der Unsterblichkeit der Seele auch die Auferstehung der Körper. (S. Plinivs Hist. Nat. II. 7.)

Die Juden hatten sehr bald einen Begriff von der Wiederherstellung der todten Körper, da sie selbige schon als Bild von der Wiederherstellung des Staates gebrauchten. Z. B. (Is. XXVI. 19. folgg. Ezechiel XXXVII. 5 — 10.) und vielleicht auch (Daniel XII.)

In den späteren Büchern des A. T. finden wir diese Lehre deutlich. Im zweyten Buche der Makkabäer bedienen sich ihrer die edlen Märtyrer gegen den Tyrannen, der ihnen die Freyheit ihrer Religion rauben wollte.

Bey

Bey dem letzten Odemzug sprach einer dieser Helden: Du nimmst uns zwar jetzt das Leben, aber der König der Welt wird uns, die wir für sein Gesetz sterben, zum ewigen Wiederaufleben erwecken. Es ist schön, sagte ein anderer, menschliche Hoffnungen zu verlassen, und göttliche zu erwarten, und von Gott wieder erweckt zu werden. Du Tyrann hast keine Auferstehung zu einem frohen Leben zu erwarten. Die Mutter dieser Helden sagte: Ich weiß nicht, wie ihr in meinem Leibe gebildet worden seyd, Leben und Odem habe nicht ich euch gegeben; eure Stammtheile habe nicht ich geordnet, der Weltschöpfer, der den Menschen in seiner Entstehung bildet, der die Geburt aller Menschen bestimmt, wird daher auch euch nach seiner Liebe Geist und Leben wiedergeben, das ihr um seines Gesetzes willen lasset. Verhalte dich, sagte sie hierauf zu dem jüngsten ihrer Söhne, verhalte dich wie deine Brüder, damit ich dich mit ihnen in jenem Leben wiederfinde.

II. Buch der Makkab. VII.

Läßt sich dieser edle Kampf für die Religion, für vaterländische Gesetze und Freyheit nicht mit den schönsten Heldenkämpfen im Alterthume vergleichen?

36.

Zu Jesu Zeiten war die Lehre von der Auferstehung der Todten schon allgemeiner Volksglaube (Joh. XI.), und ob alle Saducäer sie geradezu läugneten, oder nur die Vorstellungsart, wie sie die Pharisäer (Math. XXII. 23.) davon hatten, läßt sich, wie ich glaube (aus Apostelg. XXIII. 8.), und noch weniger aus des vielleicht gegen sie partheyischen Pharisäers Josephus Zeugniß nicht als ungezweifelt entscheiden.

Jesus lehrte nun auch ganz deutlich die Auferstehung der Körper: (Joh. V.) Seyd fest versichert, wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat das

ewige Leben, und wird nicht verurtheilt werden, sondern durch den Tod zum Leben gelangen. Seyd fest versichert, es kömmt die Stunde und ist schon jetzt da, (zum Theil weil die Juden von dem Messias Todtenerweckung erwarteten, und Jesus auch einige erweckte) wo die Todten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie hören, werden lebendig werden. Denn wie der Vater Urheber des Lebens ist, so hat er auch dem Sohne verliehen, das Leben (also auch die Quelle des Lebens) in sich selbst zu haben, auch die Macht, Gericht zu halten, hat er ihm ertheilt, weil er ein Mensch ist. Hierüber verwundert euch nicht, es kömmt die Stunde, wo alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören, und hervorgehen werden, die Gutes gethan haben, werden zum Leben, die aber Böses gethan haben, werden zur Verdammniß auferstehen.

Es würde dieses eine ganz unverständliche Rede seyn, wenn sie blos von einer geistlichen Auferweckung zu nehmen wäre, da ohnehin schon vorher von der Auferstehung die Rede war: Wie der Vater die Todten auferweckt, so thut es auch der Sohn. (Vers 21.) Um so mehr, da im (VI. Kap. 39. 40.) eben diese Redensarten vorkommen und ganz deutlich sich auf den, den Juden wohl bekannten, letzten Gerichtstag beziehen.

Jesus läutert auch anderswo diese Lehre von den irrigen Vorstellungen der Pharisäer, da er nicht blos hier, sondern auch (Math. X. vergl. Apostelg. XXIV. 15.) von einer allgemeinen Auferstehung auch der Bösen spricht, und (Math. XXII. 29.) die falschen Begriffe davon berichtiget: ihr irret, sagt er zu einigen Saducäern, die ihm eine verfängliche Frage über die Weise der Auferstehung vorlegten: ihr irret, und verstehet weder die Schrift, noch die Macht Gottes. Bey der Auferstehung werden sie weder freyen, noch sich freyen lassen, sondern sie sind den Engeln Gottes gleich.

Eben

Eben darum läßt sich auch nicht gedenken, daß sich Jesus hier blos zu den jüdischen Meynungen herabgelassen habe; um so weniger, da seine Apostel diese Lehre mit unter die Hauptlehren des Christenthums rechnen, die sogar den Anfängern bekannt wären, (Hebr. VI. 1. und II. Timoth II.) rechnet es Paulus unter die Grundirrthümer, wenn man diese Lehre blos moralisch verstehen wollte, so wie es auch (Apostelg. XXIII.) geschiehet, und XXIV. Kap.) bekennt sich Paulus geradezu zu der Lehre von Auferstehung der Guten und Bösen.

Vor dem Areopag spricht eben dieser Apostel, freylich zum Gelächter einiger Philosophen, von der Auferstehung. (Apostelg. XVII.)

Ein deutlicher Beweis, daß sich die Apostel bey diesem Worte mehr als die Fortdauer des Lebens der Seele dachten, daß es ihnen also keine blose Versinnlichung der Lehre von der Unsterblichkeit sey, überhaupt eine sowohl in dem Vortrage vor Juden als vor Heiden in mehr als einem Betracht mißliche Versinnlichung) ist auch die Vergleichung der Auferstehung der Menschen mit der Auferstehung Jesu.* Sie schreiben endlich diese Auferstehung der Allmacht Gottes, (II. Kor. IV. 14.) und Jesu zu. (Philipp. III. 11.)

* In Ansehung der Entschlafenen will ich euch, meine Brüder, nicht unwissend lassen, damit ihr nicht traurig seyd, wie die anderen, die keine Hoffnung haben. Denn wenn wir glauben, daß Jesus gestorben und wieder auferstanden sey, so wird Gott auch diejenigen, die als wahre Christen verstorben sind, mit ihm führen. Denn das sagen wir euch aus göttlicher Eingebung, daß wir, die wir bey der Zukunft des Herrn noch am Leben seyn werden, den Verstorbenen nicht zuvorkommen werden. Denn selbst der Herr wird wie mit einem Feldgeschrey mit der Stim-

me

me des Erzengels und der Posaune Gottes vom Himmel hernieder kommen, und die christlich Verstorbenen werden zuerst auferstehen: darnach werden wir, die noch am Leben sind zugleich mit jenen auf Wolken in die Luft dem Herrn entgegengeführt werden, und alsdann bey dem Herrn seyn allzeit. Mit diesen Versicherungen tröstet euch untereinander.

I. Thess. IV. 12.

Endlich führt er (I. Kor. XV.) diese Lehre auf eine ganz unzweydeutige Art aus, verbindet sie mit den Grundsätzen des Christenthums so genau, daß ich nicht wüßte, was ich aus dem Apostel machen sollte, wenn die Lehre von der Auferstehung nur blos als eine sinnliche Vorstellung der Unsterblichkeitslehre anzusehen wäre, und wie wollte man Pauli Charakter retten, wenn er sich blos zu den Zeitbegriffen seiner Landsleute herabgelassen hätte? lieber wollte ich aufrichtig bekennen, Paulus mögte seine Privathypothese der Lehre Jesu unterschoben — sie doch zugleich als etwas Wesentliches vorgetragen haben.

Und will man denn die Möglichkeit der Auferstehung der Körper läugnen? Die größten Chymiker finden darin keinen Widerspruch, selbst ein Boyle schrieb einen Beweis von der Möglichkeit derselben. — Ist es philosophisch richtig gedacht, Gottes Allmacht beschränken wollen; und Gottes Allmacht wird die Auferstehung zugeschrieben. (Math. XXII I. Kor. XV. II. Kor. IV. 14.)

Aber sagt man (Kant die Religion innerh. der Grenzen der Vernunft S. 183.) die Vernunft kann es sich nicht begreiflich machen, was diese Kalkerde, woraus dieser Körper bestehet, im Himmel, d. i. in einer anderen Weltgegend machen soll, wo vermuthlich andere Materien die Bedingung des Daseyns und der Erhaltung lebendiger Wesen ausmachen mögten.

Weil

Weil man es sich nicht begreiflich machen kann, was dieser Körper im Himmel, der noch dazu vermuthlich anders seyn wird, machen soll, wollten wir dieser Lehre, die Jesus und seine Apostel so deutlich vortragen, einen Sinn unterlegen, der blos dazu dient, Jesum und seine Apostel nicht so geradezu mit unseren Vorstellungen zu compromittiren? So lange wir die Beschaffenheit unseres Körpers nach der Auferstehung nicht wissen, so lange wir unsere Bestimmungen in einer andern Welt nicht genau kennen, so ist es unphilosophisch mit Vermuthungen, die hier uns nicht einmal zu einem Meynen berechtigen, auftreten wollen.

37.

So viel ist nach der Bibel gewiß, der Körper wird umgeändert werden. (Philipp. III. 21.)

Und dennoch wird es der nämliche Körper bleiben; denn die Gräber sollen sich öffnen. (Joh. V.) Dieses Verwesliche, sagt Paulus, soll umgewandelt werden: (I. Kor. XV.) und da wir weder aus physischen noch moralischen Gründen die Unmöglichkeit des Gegentheils, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit davon beweisen können, warum wollten wir Jesu hierin nicht glauben, wenn er uns davon versichert? um so mehr, da er derjenige ist, der die Folgen der Sünde Adams aufheben sollte, wozu besonders das Verderben und der Tod des Körpers gehörte.

38.

Die Gelehrten haben verschiedene Erklärungsarten aufgestellt, um die Lehre von der Auferstehung zu erklären: sehr scharfsinnig ist dasjenige, welches Bonnet sowohl in der Palingenesie, als in dem analytischen Versuche 24. Kap. aufstellt: Er sieht sie für eine Art von Entwicklung an;

an: wie sich die Pflanze aus dem Saamen entwickelt, und schon bey den alten Kirchenvätern finden sich Spuren davon. *

* Ich war nicht: durch Gottes Schöpferkraft ward ich gebohren, um zu seyn. Nun liegt der Keim des Seyns in mir, so, daß ich durch eigne Kraft immer seyn werde. Denn wenn auch die Gebeine in leichte Asche verwandelt werden, so liegt doch der Saame zum ganzen Körper in diesem Staube. Selbst wenn Menschenkörper von wilden Thieren verschlungen endlich in Erde übergehen, so bleiben doch, bey einem unverweslichen Saamen des Lebens, alle Glieder derselben vom Untergang frey.

Pavlinvs de obitu Celsi.

Etwas ähnliches hat Athenagoras theils am Ende seiner Apologie, theils in der sehr gut verfaßten Schrift über die Auferstehung. [Diese Lehre war den Heiden immer anstößig: aber alle Apologeten vertheidigten sie als eine charakteristische Lehre des Christenthums.]

Man hat (vielleicht aus Vorliebe zu jener Hypothese) geglaubt, diese Vorstellungsart auch in Paulo zu finden: diese Stelle ist viel zu merkwürdig, als daß sie nicht ganz hier stehen sollte. (I. Kor. XV.)

Nachdem er die Wichtigkeit der Lehre von der Auferstehung in ihren Folgen bewiesen hatte vom 1. bis 34. Vers, so zeigt er, daß unser Körper einer Umänderung fähig sey, und daß er wirklich umgeändert werden müsse; daß endlich diese Umänderung hauptsächlich darin bestehe, daß er nicht mehr verweslich sey.

Allein du fragst, wie werden die Todten auferstehen? mit welchem Leibe werden sie hervorkommen? — Unwissender! der Saame, den du ausstreuest, keimt nicht auf, wenn

wenn er nicht vorher erstorben ist. Auch streuest du nicht mit dem Saamen die aufwachsende Pflanze zugleich mit in die Erde, sondern ein bloses Korn, als ein Waizenkorn, oder ein anderes. Gott aber verleiht ihm die Gestalt, die er einmal in dasselbe gelegt hat, und zwar jedem Saamenkorn seine eigene Gestalt.

Nicht alle Körper haben einerley Natur: sondern sie sind in ihren Anlagen verschieden, wie die Körper der Menschen, der vierfüßigen Thiere, der Fische, der Vögel. Auch giebt es Körper für den Himmel, und Körper für die Erde: andere Vorzüge haben die himmlischen, andere die irdischeu Körper. Eine eigene Schönheit hat die Sonne, eine andere der Mond, eine andere die Sterne, denn ein Stern glänzt schöner als der andere. (Es ist also nicht nothwendig, daß unser Körper ein so gebrechlicher Körper sey.)

So verhält es sich auch mit den Körpern nach der Auferstehung. Er wird gesäet (kömmt in die Erde; eine Anspielung auf die oben angeführte Gleichniß) verweslich, und stehet auf unverweslich: er wird gesäet unansehnlich: und stehet auf herrlich, er wird gesäet hinfällig, und stehet auf kraftvoll, er wird gesäet thierisch (unterworfen der Nothwendigkeit einer Nahrung, dem Abgang u. d. (vergl. I. Kor. VI. 13. Luk. XX. 34.) wird auferstehen geistig (in einer der obigen entgegengesetzten Beschaffenheit) denn es giebt einen thierischen und geistigen Körper: wie es von dem ersten Menschen heißt, Adam ward zum lebenden Hauch (ein Körper, welcher durch Transpiration u. d. zur animalischen Oekonomie gehörenden Verrichtungen erhalten werden mußte): so wird der zweyte Adam (Jesus) zum lebenden Geist (der jener nicht mehr bedarf. Röm.

VI. 9.) Nur kann der Körper nicht zuerst geistig seyn; er ist zuerst thierisch, dann wird er geistig (in diesem Wort liegt der Begriff der Stärke, des Vorzuges u. d. (vergl. Is. XXXI. 3.) der innerlichen Lebenskraft. u. s. w.

Der erste Mensch war aus Erde gebildet, also irdisch, der zweyte wird himmlischen Ursprungs seyn: (also nicht mehr gebrechlich, und verweslich) dem einen Menschen von Erde gleichen alle Erdensöhne, dem himmlischen, werden auch die Himmelsbürger gleichen. So wie wir nun das Bild des irdischen trugen, werden wir dann auch das Bild des himmlischen tragen.

Das aber sage ich euch, meine Brüder: Fleisch und Blut (dieser gebrechliche Körper, Fleisch und Blut ist nach biblischem Sprachgebrauch das Niedrige, Gebrechliche) können das göttliche Reich nicht erben, und das Verwesliche nicht das Unverwesliche.

Ich sage euch eine unbekannte Lehre; wir werden zwar nicht alle sterben (Paulus setzt sich hier in die Lage derjenigen, die beym Ende der Welt noch am Leben seyn werden: Oratio communicatiua: ohne daß daraus folgt, Paulus hätte die Auferstehung als so nahe erwartet) aber wir werden alle verwandelt werden. Plötzlich in einem Augenblicke bey dem letzten Posaunenschall, wenn diese erschallen wird, werden die Todten unverweslich auferstehen, wir aber werden umgeändert werden: denn das Verwesliche muß das Unverwesliche anziehen, und das Sterbliche das Unsterbliche.

Wenn nun das Verwesliche das Unverwesliche, und das Sterbliche das Unsterbliche wird angezogen haben, dann wird der Ausspruch der Schrift in Erfüllung gehen:

Der Tod hat seinen Sieger gefunden.
Wo ist dein Stachel Tod!
Das Grab hat seinen Sieger gefunden.
Wo ist nun Grab dein Sieg?

Nämlich jener uns tödtliche Stachel ist die Sünde (die Sünde war die Ursache des Todes) die Sünde erhielt aber ihre Kraft durch das Gesetz. Aber Dank sey Gott, der uns durch Jesum Christum hierüber triumphiren läßt.

Aus dieser ganzen Erklärung Pauli scheinet weiter nichts zu folgen, als daß unser Körper um zu jener Lebensperiode tauglich gemacht zu werden, ganz umgeändert werden müsse. Dergleichen Umänderungen sehen wir ja an den Pflanzen: und daß es verschiedene Gattungen von Körpern gebe, daß also diese Beschaffenheit unserem Körper nicht wesentlich sey, sehen wir wieder an der Verschiedenheit der Körper auf und ober der Erde. Uebrigens würde es grundlos seyn, wenn wir uns auf nähere Bestimmungen mit Zuversicht einlassen wollten. Lassen wir dieses der göttlichen Allmacht, und unserer künftigen Erfahrung über. *

* Da wir von dem künftigen Zustande unseres geistigen Körpers noch keine Erfahrung gemacht haben, so läßt sich auch nichts über die Beschaffenheit, und Größe der ihm zu Theil werdenden Gnade bestimmen; ich fürchte daher, daß alles das, was darüber vernünftelt und gesagt wird, grundlos und gewagt sey.

AVGVSTINVS de Ciuitate Dei XXII. 21.

Jesus also, das Haupt des ganzen Menschengeschlechtes, (Joh. V. 28.) der Erstgebohrne unter den Auferstandenen, (Offenb. I. I. Thess. IV.) wird einst durch eigne Macht (Philipp. III.) die Verstorbenen alle erwecken: dann wird auch der letzte Feind, der Tod, eine Folge der

Sünde,

Sünde, von ihm, als dem Wiederhersteller des ganzen Menschengeschlechts besiegt seyn. (I. Kor. XV. 26.) Es werden die nämlichen Körper seyn, aber ganz umgeändert, der Unsterblichkeit, und der neuen Bestimmung des Menschen ganz angemessen. (Luk. XX. 36.) Also ganz gewiß ausnehmend, und von jeder Verwesung frey, ähnlich dem Körper des auferweckten Jesus, der nun nicht mehr stirbt. (Röm. VI. 9.) Theilhaftig der Herrlichkeit, die Jesus seinem Freunde bestimmt hat.

Was es mit den Körpern der Unseligen für eine Bewandniß habe, davon läßt sich noch weniger sagen: unverweslich, und umgeändert sind sie freylich: (Mark. IX. 48.) zum Feuer gesalzen: (das Salz ist das Bild der Erhaltung vor der Verwesung) — aber auch werden sie Gefährten der Unseligen im Elende seyn. (Math. X.)

39.

Wie betrachtet nun der Christ seinen sterblichen Körper? Cyrus hielt den Gedanken, durch die Rückkehr der aufgelösten Theile seines Körpers in den Schooß der mütterlichen Erde auch nach dem Tode den Menschen noch nützlich zu werden, für einen großen Trost gegen die Todesfurcht.

Der Christ überläßt auch seinen Körper der Fäulniß, und dem Staube, aus dem er genommen ward, aber er sieht seiner Erweckung entgegen.

Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein wie Staub
Lange zerstreut ist, wenn du mein Auge nun
Ueber das Schicksal meines Lebens
Ausgeweint hast, und gebrochen zufällst —
Dann wird ein Tag seyn, dann werde ich auferstehen —
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur! bestimmtest.

Dann

Dann wiegt die Wage des Gerichts in der Hand
Gott Glück und Tugend einander gleich!
Was in der Dinge Lauf itzt mißklingt,
Tönt dann in ewigen Harmonien.

Klopfstock.

So sieht der Christ die Leiden, die ihm die Hinfälligkeit seines Körpers verursachet: die Abtödtungen, die er entweder um den Pflichten seines Berufes genug zu thun, oder um sich den Forderungen der ungezämten Sinnlichkeit zu widersetzen, auf sich nimmt, als etwas an, welches auch selbst an seinem Körper einen überschwenglichen Gewinn bringen wird. (II. Kor. IV.)

Wenn er die Leiche seines Freundes begleitet, und den Staub dem Staube wiedergeben sieht, so erheben die Worte, die er bey dieser erhabenen Ceremonie höret, sein Herz: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Der Römer sagte bey dieser Gelegenheit: Vale, nos te ordine, quo natura iusserit, cuncti sequemur: und gieng mit diesem kalten Trost hinweg: der Christ thut auch Wünsche für seinen verstorbenen Freund, mit der Zuversicht, daß sie ihm nicht unnütz seyn werden, und tröstet sich mit dem Gedanken: wir werden uns in einem besseren Zustande auf ewig wieder sehen.

So verlieren auch in seinen Augen die Gräber ihr fürchterliches Ansehen, und ohne schwärmerisch unter ihnen mit unnützen Empfindeleyen herumzuwandeln, betrachtet er sie nicht mit dem Schrecken des Knechtes der Sinnlichkeit, nicht mit der unnatürlichen, gezwungenen Gleichgültigkeit des Stoikers, sondern mit dem Gedanken an die Flüchtigkeit des Gegenwärtigen, und der getrösteten Hoffnung einer besseren Zukunft.

Scheue du nicht den schwarzen entsetzlichen Anblick
Im dunklen Schattenreich.
Seyd mir gegrüßt, ihr Monumente des Schreckens!
Vor euch erbebt nur die unmännliche-Seele,
Welche noch nie dem Gegenwärtigen entrissen
Stets an dem Staube klebt. —
Sieh wie pralt in der betrügerischen Inschrift
Vornehmer Grab! Im stillen Schatten des Ahorns
Ruht ungerühmt vom panegyrischen Marmor
Des Weisen Aschenkrug.
Mich auch empfängt einst eine der schauernden Höhlen,
Hier oder da wird mein Gebeine dann schlafen
Moder und Staub wird dich nur herrlicher machen.

40.

Nun sieht er auch die Ueberbleibsel seiner verklärten Mitbrüder mit anderen Augen an: sie sind ihm ehrwürdig, sind ihm Ermunterung zum Kampfe, und gewissermassen Erinnerungszeichen an den glücklichen Erfolg des Kampfes. So ließen die Griechen aus dieser Absicht die Gebeine grosser Männer, als eines Theseus, Phocions, Leonidas nach den Hauptstädten bringen, und an Orten beysetzen, wo sie Ehrendenkmale für die Verstorbenen, und Aufmunterungen für die Lebenden wären. *

* S. Pausanias Lakedem. 13. 14.

So sammelten auch schon die ersten Christen die Gebeine ihrer durch den Märtyrertod gekrönten Brüder, wie sie auch schon vorher Sachen, die den Aposteln zum Gebrauche dienten, mit Ehrerbietigkeit ansahen. (Apostelg. XIX. 11. —) sie hielten diese Ueberbleibsel für ein kostbares Andenken: S. die Märtyrergeschichte des h. Ignatius) und versammelten sich dabey zu Andachtsübungen: ihre

Feinde

Feinde die Heiden und Juden bemerkten dieß wohl, und suchten sie ihnen darum zu entziehen. Wir haben ein Beyspiel davon in einer der ersten christlichen Urkunden, in der Märtyrergeschichte des h. Polykarpus. Der Satan wollte es verhindern, heißt es darin, daß sein Körper von uns nicht weggebracht würde, ob sich gleich einige von uns alle Mühe darum gaben. Einige beredeten den Nicedas, er möchte dem Proconsul vorstellen, daß er uns ihn nicht verabfolgen ließe: damit die Christen, setzten sie dazu, nicht etwann den Gekreuzigten verlassen, und diesen verehren möchten. Die Thoren! sie wußten nicht, daß wir weder Christum jemals verlassen können, der für das Heil aller, die in der ganzen Welt selig werden, gelitten hat, noch einen anderen verehren können. Denn diesen bethen wir als den Sohn Gottes an; die Märtyrer aber lieben wir billig als Jünger und Nachfolger des Herrn, und wegen ihrer ungemeinen Zuneigung gegen ihren König und Meister. Möchten doch auch wir ihre Mitgenossen, und Mitgesellen werden. — Wir nahmen nach diesem seine Gebeine weg, die schätzbarer sind als die kostbarsten Steine, und bewährter als Gold, und legten sie an einem anständigen Ort. Uns, die wir uns an diesem Orte mit Entzücken und Freude versammeln, wird der Herr verleihen, daß wir den Geburtstag seines Märtyrerthums feyerlich werden begehen können, theils zum Andenken derer, die den Streit überstanden haben, theils zur Uebung und Aufmunterung derer, die noch kommen werden.

Beym Eusebius IV. 15.

So dachten über diesen Gegenstand die Christen gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts.

Es ist nicht zu läugnen, daß auch hierin Leichtgläubigkeit, Habsucht und Aberglaube manche Mißbräuche eingeführt

führt haben: aber diese sollen den guten Gebrauch nicht verdrängen, der so viel mit edlen menschlichen Gefühlen homologes hat.

Am schönsten findet man die Gedanken, welche die Ueberbleibsel der verklärten Freunde Gottes, und unserer Brüder erwecken sollen, in dem öffentlichen Kirchengebeth ausgedrückt am Feste der Reliquien:

Gott, dem es gefallen hat, daß dieser Tempel mit so vielen Reliquien der Heiligen gezieret worden ist: vermehre in uns den Glauben an die Auferstehung, und mache uns jener unsterblichen Herrlichkeit theilhaftig, deren Unterpfand wir in diesen Aschen verehren: Durch Jesum Christum deinen Sohn, unsern Herrn.

41.

Die Schriften des N. Testaments lassen auf die Erweckung der Todten ganz natürlich ein allgemeines für immer entscheidendes Gericht über alle Menschen folgen. So etwas ist auch wirklich zu erwarten, wenn der Mensch wieder ganz hergestellt, Geist und Körper vereiniget, und zu einer neuen Lebensperiode tüchtig gemacht sind.

Schon in den ältesten Schriften der Juden kommen mehrere Spuren von einem solennen Gerichte vor. Glück und Unglück schienen oft viel zu wenig in Harmonie mit dem Verhalten ganzer Völker und also mit Gottes unpartheyischer Gerechtigkeit zu stehen, als daß er sie nicht einmal öffentlich und feyerlich erweisen sollte. Man sehe z. B. (Psalm XXXVI. Isai. LXVI. 18.) u. a. Freylich waren auch hier Nationalvorstellungen in das Gemälde mit aufgenommen, Gott würde zwischen Juden und Heiden entscheiden.

So

So heißt es auch im Buche Judith (XVI. 16.) folgg.

Adonai Herr du bist groß, vortrefflich an Macht, niemand kann dich überwinden.

Dir soll jedes deiner Geschöpfe dienen: denn Du sprachst, und sie wurden, Du schicktest Deinen Geist, und sie wurden geschaffen; Deinem Befehle kann nichts widerstehen.

Die Berge und die Gewässer werden vom Grunde aus bewegt werden, und die Felsen bey Deiner Ankunft schmelzen wie Wachs. Aber deine Diener durchaus groß seyn.

Wehe der Nation, die gegen mein Geschlecht aufstehet, denn der Allmächtige wird es rächen; am Tage des Gerichts wird er sie heimsuchen.

Feuer und Würmer wird er in ihr Fleich schicken, damit sie gebrennt werden, und es fühlen auf immer.

Im Buche der Weisheit wird dieser Begriff schon bestimmter vorgetragen: es kömmt einmal ein Tag der öffentlichen Untersuchung und des Gerichts: es wird entschieden, aber nicht blos zwischen Juden und Heiden, sondern zwischen Tugendhaften und Ungebesserten: obgleich beyde unmittelbar nach dem Tode die Folgen ihres moralischen Verhaltens fühlen sollen, so wird doch noch ein Tag der Rechnung, der Untersuchung folgen, und hieher gehört die schon oben angeführte Stelle (Weish. IV. V.)

Diese Idee enthält das N. Testament ausführlicher und bestimmter.

Offenbar. Joh. XX. 11.

Ich sahe einen großen weisen Thron, und einen darauf sitzen, vor dessen Angesicht Himmel und Erde flohen, für die keine Stätte mehr vorhanden war. *

Weiter sah ich die Todten, kleine und große vor dem Throne stehen. Die Bücher wurden geöffnet, unter diesen das Buch des Lebens. Die Todten wurden nach dem Inhalte der Bücher, nachdem sie gelebt hatten, gerichtet. Das Meer gab die wieder, die in demselben das Leben verloren hatten, auch der Tod und die Unterwelt die Ihrigen.

Jeder wurde nach seinem Wandel gerichtet.

* — — — Wie ist Dein Antlitz
Ewiger so furchtbar! wie glänzt Dein Auge
lauter Gericht! wie reden die Donner so laut ihre Stimme!
die Myriade sprach itzt! gleich spricht die andre, nun hör ich
schon das Rauschen der dritten von fern, dort wandelten
Sterne:
Gott kaum sahst du herab, so waren die Sterne geflohen!
Messiade V. Gesang.

Jesus selbst trägt diese Vorstellung ganz bestimmt vor. Seine Schüler fragten ihn bey einer Gelegenheit über das Schicksal der Stadt Jerusalem und des jüdischen Staats, mit dessen Untergang, so wie die Römer mit dem Untergang Roms, sie auch den Untergang des Weltalls verbunden zu seyn glaubten, Jesus beantwortet ihnen diese beyden Fragen: er giebt ihnen ganz bestimmte Aufschlüsse über das Schicksal des Vaterlands, und begleitet diese Aufschlüsse mit den nöthigen Warnungen für ihre Sicherheit, und ihr moralisches Verhalten dabey; und dahin gehören jene Beschreibungen, die (Math. XXIV. 5 — 28.) vorkommen: auch das folgende (v. 29. folgg.) ob es gleich für die Art, wie sich Jesus sonst auszudrücken pflegte, viel zu poetisch zu seyn scheint, kann vielleicht auch noch das Schicksal des jüdischen Staates betreffen; weil die Propheten schon unter eben den Bildern große Staatsumwäl-

wälzungen zu beschreiben pflegten, so waren sie den Juden nicht fremd: und weil Jesus selbst (v. 33. 34.) anzuzeigen scheint, daß die Erfüllung von dem, was er hier vorsagte; nicht zu weit entfernt seyn würde.

Aber (Kap. XXV. 31.) beantwortet er die andere Frage vom Ende der Welt.

Wenn des Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird, und alle heilige Engel mit ihm, dann wird er auf seinem majestätischen Throne sitzen, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden, und er wird sie wie ein Hirt die Schaafe von den Böcken absöndern: die Schafe wird er zu seiner Rechten, die Böcke aber zur Linken stellen. (Ein in seiner Bedeutung den Juden ganz bekanntes Bild.) — Dann wird der König zu denen zu seiner Rechten sagen: Willkommen ihr von meinem Vater Beglückte! Erbet das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet worden ist; denn ihr gabt mir zu essen, wenn ich hungrig war, und zu trinken, wenn ich durstig war — Herr! werden ihm darauf diese Rechtschaffenen antworten, wenn sahen wir dich hungrig und gaben dir zu essen, oder durstig und gaben dir zu trinken? — Darauf wird ihnen der König antworten: alles was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern erwiesen habt, das habt ihr mir erwiesen.

Dann wird er auch zu denen zur Linken sagen: Entfernet euch von meinen Augen, ihr Verfluchte ins ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bestimmt ist: denn nie gabt ihr mir, wenn ich hungrig war zu essen, wenn ich durstig war, zu trinken — Herr, werden auch diese einwenden, wenn sahen wir dich hungrig oder durstig, oder als einen Fremdling oder nackend, oder

krank, oder in Banden, daß wir dir dergleichen Dienste hätten erweisen können? Diesen werde ich antworten: wahrhaftig, ich sage euch, was ihr einem von diesen geringsten verweigert habt, habt ihr mir verweigert.

So werden diese in die ewige Pein gehen, die Rechtschaffenen aber in das ewige Leben.

Diese Erscheinung Jesu ist von der, wo der Messias zur Zerstörung des jüdischen Staats kommen sollte, und die schon Daniel (IX. Kap.) vorgesagt hatte, (S. II. Band S. 140.) ganz verschieden. Hier (Math. XXV. 31.) wird eine sichtbare Ankunft Jesu vorhergesagt: dort soll sie nicht sichtbar, sondern nur in ihren Wirkungen bemerkbar seyn. (Math. XXIV. 4. 5. 23. 28.) Sie soll nur ein deutlicher Beweis seyn, daß Jesus der in Himmel erhöhte Messias sey. Es wird erscheinen das Zeichen des Sohnes Gottes, der nun im Himmel ist, und daß er im Himmel ist. Jene sollte nach Jesu Aeusserung das unschuldige Blut rächen, (Math. XXIII. 35.) Diese alle Laster strafen und die Tugenden belohnen: und gleich nach jener prophetischen Beschreibung des Untergangs des Staates rücket Jesus seine andere Ankunft weiter hinaus. (Math. XXV. 14. folg. Luk. XX. 24.) Darum haben auch die anderen Evangelisten, die blos die Frage der Jünger über die Zeit der Zerstörung Jerusalems aufgezeichnet haben, jene letzte Vorstellung vom allgemeinen Gerichte nicht.

Schon früher hatte Jesus von einer sichtbaren mit dem Ende der Welt verbundenen Ankunft geredet, wo die hienieden so unbegreifliche Vermischung des Guten und Bösen geschieden werden sollte. (Math. XIII. 37. folg. vergl. XVIII. 20.)

Eine solche sichtbare Erscheinung Jesu hatten auch die Engel den Aposteln bey seiner Auffahrt in Himmel verheissen. (Apostelg. I. 11.) Und die Apostel haben sie auch geglaubt: Petrus spricht davon in einem allgemeinen Religionsvortrage an Neubekehrte, nicht aus dem Judenthum, zu deren Vorstellungsart er sich vielleicht bequemen wollte, sondern aus dem Heidenthume, (Apostelg. X. 42.) und Paulus trägt sie den Beysitzern des Areopagus, wo es ihm gewiß nicht darum zu thun war, jüdische Vorstellungsarten in seinen Vortrag mit einzuweben, als etwas ganz ungezweifeltes vor. (Apostelg. XVII. 31.) Weitläufiger erklärt er sich darüber gegen die neubekehrten Thessalonicenser. (I. Br. IV. 15. folgg.)

Für die Unmöglichkeit dieser Sache kann man nichts sagen; man muß ihr im Gegentheil als symbolischer Vorstellung allen Werth beylegen. *

* Kant Seite 194.

Warum wollte man nun nach so öfteren und klaren Aeusserungen Jesu und seiner Apostel hierin nichts als eine jüdische Vorstellung finden? warum ihm in einer Sache nicht glauben, die einmal der Gegenstand einer allgemeinen Erfahrung werden wird?

Wozu soll aber dieses Gericht seyn? — soll eine Frage, weil sie unbeantwortlich für uns ist, Grund seyn, so deutliche Aussprüche zu läugnen, oder so zu erklären, daß man es nur nicht geradehin sagen muß, Jesus und die Apostel möchten blose Meinungen als allgemeine Lehren vorgetragen haben?

Jesus, das Haupt und der Erretter der Menschen, soll auch ihr Richter seyn. (Joh. V. 27.)

Alle

Alle sollen wir vor Jesu Richterstuhl stehen, (Röm. XIV. 10.) von ihm sollen alle die Bestimmung ihres Looses in Rücksicht auf ihr moralisches Verhalten bekommen. (II. Kor. V. 10.) Jesus ist noch nicht allgemein als Herr anerkannt, (Hebr. II. 8.) noch sind nicht alle Folgen der Sünde gehoben, noch nicht sind ihm alle Feinde unterthan. (I. Kor. XV. 25. 26.) Dann wird aber dieses alles auf die feyerlichste Weise geschehen: dann wird die bisherige Oekonomie, mit der Jesus sein Reich beherrschte, aufhören, (I. Kor. XV.) d. h. er wird dem Vater sein Reich übergeben.

Es wird ein Gericht seyn über alle Menschen, (Röm. XIV.) Jesus wird in Gegenwart seiner Engel erscheinen, (Math. XXV.) und selbst die verworfenen Engel sind für diesen Tag aufbehalten. (II. Petr. II. 4.)

Die übrigen Umstände des Gerichtes, wie es auch Paulus beschreibt, mögen wohl blos aus den Erscheinungen Gottes im A. Testament entlehnte Bilder, z. B. (II. Buch Mos. XIX. 16. Js. XVII. 13.) seyn, worüber sich nichts bestimmtes sagen läßt! und eben darum fallen auch alle Einwürfe hinweg, die man wegen des Mangels des Raums für alle Menschen u. d. machen wollte.

42.

Wichtiger ist für uns die Betrachtung der Gegenstände und des Erfolgs jenes Gerichtes.

Es wird genau der Kenntniß des Menschen (Joh. XII. 48. Röm. II. 12.) und seinen Handlungen entsprechen, (II. Thess. I. 5.) in sofern diese sich auf seine Gesinnungen beziehen.

Jede Gedanken des Herzens (I. Kor. IV. 5.) jede Absicht, die wir vor uns vielleicht selbst verborgen halten, jedes Streben, es mochte ihm Wirkung entsprechen, oder nicht, alles ist offen und blos vor Gottes Augen. (Hebr. IV. 13.

Jeder Ausdruck unserer Gedanken in Worten, (Matth. XII. 36.) jede Handlung, (Röm. II. 3.) jede Unterlassung des Guten, (Luk. XIX. 22.) werden in ihren genausten Folgen erscheinen.

(Es ist gewiß merkwürdig, daß Jesus in der oben angeführten Norm des Gerichts besonders von der Unterlassung der Liebeswerke spricht: es war dieses für die aus dem Judenthume Bekehrten, die vielleicht immer noch der Menschenliebe patriotische und nationelle Grenzen setzen wollten, eine sehr wichtige Lehre. Zugleich liegt auch hier der schönste Ausdruck der wahren Würde des Menschen. Was ihr den Menschen thut wegen mir, thut ihr mir: denn alle Menschen sind das Ebenbild Gottes, sind moralische Wesen.)

Der ganze Charakter des Menschen, sein ganzes Leben wird aufgedeckt seyn. (Gal. VI. 5.

Alles dieses wird der Unpartheyische, Allwissende, Allgerechte und Allheilige richten. — Welches Gericht!

Der Erfolg davon wird nun seyn, daß jedem nach seinen Werken für die ganze Ewigkeit sein Loos angekündet und angewiesen werde.

43.

Man hat verschiedene Merkmale auffinden wollen, um die Zeit dieses Gerichts zu bestimmen; diese Kennzeichen waren aber aus jener Beschreibung des Untergangs des

jü-

jüdischen Staats, wo man das Weltende zu finden glaubte, entlehnt. Petrus sagt deutlich, (II. Petr. III. 10.) daß der Tag des Herrn wie ein Dieb (unvermuthet, ohne vorherige Anzeigen kommen werde. (Vergl. Luk. XII. 39.) Und eben so Paulus (I. Thess. V. 2.) Ihr wisset auf das zuverläßigste, daß der Tag des Herrn wie ein Dieb in der Nacht einbricht. Noch mehr schärft er es (II. Thess. II. 1. 2. folg.) ein.

Man kann also nicht sagen, daß die Apostel geglaubt hätten, den sogenannten jüngsten, letzten Tag der Welt in der Nähe zu haben; welches doch auch wohl ein ganz unschuldiger Irrthum gewesen wäre. Die Ausdrücke Pauli, wo er sich selbst als einen, der damals noch leben würde, vorstellt, beweisen, wie schon oben bemerkt wurde, hier nichts. Zwölf Jahre nach Abfassung jenes Briefes an die Kirche zu Thessalonich gebrauchte er sich des nähmlichen Ausdruckes. (I. Kor. XV. 51.)

Im Gegentheile sagen die Apostel ganz deutlich, daß noch manche ihren unmittelbaren Lesern wohlbekannte Veränderungen diesem wichtigen Tage vorhergehen müßten, der also so nahe nicht seyn könnte. (II. Thess. II.) Wiewohl es schwer und vielleicht unmöglich ist, den ganzen Sinn dieser Stelle mit Zuverläßigkeit anzugeben, wenn es nicht blos etwann eine allgemeine Vorstellung ist nach Daniel (XI. 36.) gezeichnet.

44.

Es gab zur Zeit der Apostel Leute, die eben darum auf die Lehre des Christenthums, welches seine Verheissungen so weit in die Zukunft hinaussetzte, mißtrauisch wurden, da ja gar kein Anschein zur Erfüllung derselben vorhanden wäre, indem alles wie vom Anfange der Erde seinen or-

dentlichen Lauf fortgieng. Der Apostel Petrus in seinem zweyten Briefe widerlegt solche Irrlehrer, indem er deutlicher von dem Ende der Erde redet ganz der Analogie der übrigen christlichen Lehren gemäß; denn die Erde konnte und sollte in ihrer vorigen Gestalt nicht mehr der Aufenthalt für nun umgeänderte Menschen seyn. Selbst die alten Weltweisen hatten schon manches von der Auflösung oder Umwandlung derselben gemuthmasset: besonders glaubten sie, das Element des Feuers würde dieses bewirken: aber ihre Gründe waren so wie ihre ganze Naturlehre nicht genug aus der Beobachtung der Natur geschöpfet.

Man sehe den Seneca (QQ. Natur. III. 29.) besonders seine Muthmassungen über die neuen Menschen (im XXX. Kap.) den Kaiser Antoninus, (X. 7.) den Cicero (de N. D. II. 46.) den Ovidius * u. a.

* Man glaubt, es sey durch das Schicksal bestimmt, daß eine Zeit kommen werde, wo das Meer, die Erde, und selbst die Himmelsburg in Brand gerathe, und die ungeheure Weltmaschine aufgelöset werde.

Eine Belehrung über diesen Gegenstand, besonders wenn sich die Veränderung auch über andere Weltkörper erstrecken sollte, scheint nun freylich kein Gegenstand einer Offenbarung zu seyn. Allein konnte es nicht leicht geschehen, daß Jesus seine Schüler, die auch vielleicht hierin irrige Begriffe hatten, bey irgend einer Gelegenheit eines besseren belehrte, um so mehr da seine ganze moralische Religion schon dahin führt, daß Gott Anstalten und Einrichtungen auch in der äusseren Natur treffen würde zum Besten der Seinigen. Wenigstens hat Petrus dasjenige, was er hierüber sagt, gewiß keinem stoischen Philosophen abgeborgt.

Wisset, sagt er also (II. Br. III.), daß Spötter kommen werden, welche nach ihren eigenen bösen Begierden leben: diese werden sagen: Wo ist dann seine verheissene Ankunft? Denn seitdem die Vorfahren entschlafen sind, dauert ja alles so fort, wie es vom Anfange der erschaffenen Welt gewesen ist. Aber die dieses meynen, erkennen aus eigner Schuld nicht, daß, so wie auf Gottes Befehl ehemahls die Himmel entstanden sind, und die Erde aus Wasser, also auch die Erde wieder eben durch das Wasser verwüstet würde; so werden durch eben diesen göttlichen Befehl der Himmel und die gegenwärtige Erde erhalten; aber sie sind für den Tag des Gerichts und des Untergangs der Gottlosen zum Feuer bestimmt. Dieses aber, Geliebte! müsse euch nicht unbekannt bleiben, daß bey dem Herrn Ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag sind. Der Herr zögert nicht mit der Verheissung, wie es manche für eine Zögerung halten; sondern er beweiset Langmuth gegen uns, indem er nicht will, daß jemand verloren gehe, sondern daß alle sich bessern mögen. Es wird aber der Tag des Herrn wie ein Dieb kommen: an demselben wird der Himmel mit Krachen untergehen, die ganze zertrümmerte Masse von der Glut aufgelöst werden und die Erde mit allen den Werken, die auf derselben sind, verbrennen. Da nun alle diese Güter vergehen, wie ernsthaft müßt ihr euch eines frommen und gottseligen Lebens befleißen, um diesem Tag des Herrn mit Erwarten entgegen zu sehen (entgegen sehen zu können) an welchem die Himmel in Feuer aufgelöst und die zertrümmerte Masse in Brand zerschmelzen wird. Denn wir haben nach seiner Verheißung einen neuen Himmel und eine neue Erde zu erwarten, wo Tugend und Unschuld wohnet. Darum Geliebte! da ihr dieses erwartet, so bestrebet euch, vor ihm unsträflich und ohne Flecken gefunden zu werden.

Petrus behauptet gegen jene Widersager des Christenthums, daß es erstlich ganz falsch sey, daß die Erde nie eine Veränderung erlitten habe, und führt zum Beweise die Noachische Fluth an: und so wie damals die Erde in sich selbst das Instrument der Verwüstung, eine genugsame Menge Wassers, gehabt habe, so würde sie auch durch Feuer, welches auch in ihr sey, umgeändert werden: auf die Zeit selbst komme es nicht an, denn bey Gott habe keine Zeitbedingung statt: tausend Jahre seyen ihm wie Ein Tag.

Es würde vergebliche Arbeit seyn, wenn wir untersuchen wollten, wo und wie dann jener große Erdbrand entstehen werde, ob durch Annäherung der Erde zu einem feurigen Weltkörper z. B. der Sonne, wenn sie anders ein feuriger Körper ist, ob durch Feuer in ihrem Inneren entzündet: wie die Naturforscher wirklich von einer ehemals schon an der Erde vorgegangenen Revolution durch Feuer schon Spuren zu finden glauben. u. d.

Der Himmel ist Deiner Hände Werk.
Er vergeht — Du bleibst. Er altert wie ein Gewand.
Wie ein Kleid legst Du ihn ab, und legst ein neues an.

Psalm CI. 27.

Wichtiger ist für uns der moralische Satz, den Petrus berührt: Wenn nun alle Güter der Erde vergehen, wie ernsthaft müsset ihr euch eines frommen Lebens befleißen! Rührend ist der Ausdruck des Dichters: est seges, vbi Troia fuit. Es wird eine Zeit kommen, wo alle die Denkmahle, die Stolz, Eitelkeit und Schmeicheley mit dem Schweiß und Blut der Menschen erbauet haben — nicht mehr seyn werden!

Was nach dieser schrecklichen Katastrophe aus der Erde, aus dem Planetensystem werden soll, ob sie wieder zu einem Aufenthalt vernünftiger Geschöpfe bestimmt werden soll, u. d. wer kann hierüber etwas mit Zuversicht sagen?

45.

Wenn nun bey dem letzten Gericht jene wichtige Scheidung der Gebesserten und Ungebesserten geschehen seyn wird, so werden jene zur ewigen Glückseligkeit, diese aber zum ewigen Elend gehen.

Alle jene natürlichen Folgen ihres moralischen Zustandes, und das damit verbundene Elend, von dem oben geredet worden ist, wird nun fortdauern: Die Schrift drückt dieses in den stärksten Bildern aus. (Math. VIII. 12. 13. Offenb. XIV. 10.) Ewiges Verderben, Verstoßung von dem Herrn und seiner Herrlichkeit, (II. Thess. I. 9.) höchste Ungnade, Trübsal und Angst. (Röm. II. 8. 9.) In der Offenbarung Johannis heißt dieser Zustand der zweyte Tod, weil den Juden der Tod das Bild alles von der Sünde entsprungenen Elendes war, und der zweyte heißt er um so passender, weil die Auferstehung dazwischen vorgehet.

Zu diesem kömmt nun, daß auch der Körper Theil an dem Elende haben wird: denn Jesus sagt deutlich, daß dieses geschehen sollte, (Math. X. Mark. IX. 44. folg.) und da er mit dem Geiste wieder vereinigt wird, so läßt es sich auch nicht anders erwarten. Da wir die Beschaffenheit jener Körper nicht wissen, so können wir auch hierüber nichts mit Zuversicht bestimmen. So viel ist aber gewiß, die Körper der Verdammten werden auch unverweslich bleiben, (Mark. IX.) werden zum Feuer eingesalzen werden. Salz war ein Bild der Unverweslichkeit.

Die heilige Schrift redet an verschiedenen Orten von einem ewigen Feuer, so wie von einem ewigen Wurm, der jene Unseligen peinigen sollte. Es zeigt wenige Kenntniß in der Naturlehre, wenn man ein dergleichen immerwährendes Feuer für etwas unmögliches halten wollte. Ich glaube aber doch, es sey nur ein Bild einer sehr großen, auch auf die Sinne wirkenden Strafe, so wie der Wurm das Symbol der immer nagenden Gewissensbisse ist. *

* Es ist weder ein Knirschen leiblicher Zähne, noch ein ewiges Feuer von natürlichen Flammen, noch ein körperlicher Wurm anzunehmen. Diese Bilder werden nur darum gebraucht, weil, gleichwie aus vieler Unverdaulichkeit Fieber entspringen, und Würmer erzeugt werden, auf eben die Art, wenn Jemand seine Sünden, durch dazwischen kommende Nüchternheit und Enthaltsamkeit, nicht gleichsam verdauet, sondern Sünden auf Sünden häufend, gleichsam eine Unverdaulichkeit von alten, und neuen Verbrechen sich zuziehet, durch eigenes Feuer gebrennt, und durch seine Würmer aufgezehret wird. — Das böse Gewissen ist ein Feuer, das durch die aus den Sünden entstehende Traurigkeit erzeugt wird; es ist ein Wurm, weil die Sünden der ihre Vernunft verläugnenden Seele das Gemüth, und die Sinne benagen, und gleichsam die Eingeweide des Gewissens anfressen; diese Sünden sind gleichsam die Würmer, die aus dem Gemüthe, wie aus dem Körper des Sünders erzeugt werden. —

Das Knirschen der Zähne verräth den Affect des Zornigen; weil ein jeder zu spät es bereuet, zu spät seufzet, zu spät über sich selbst sich erzürnet; daß er mit so hartnäckiger Bosheit der Sünde gefrohnet hat.

Ambrosius in Lucam VII. 205. 206.

Man glaubt, das Bild vom Feuer und Wurm sey aus der Beschaffenheit des Thales Hinnon entlehnet, des

Orts,

Orts, wo ehemahls die abgöttischen Kananiten ihre Kinder dem Moloch opferten: welches aber der König Josias zur Verabscheuung jener Unmenschlichkeiten zu einem Platz bestimmte, wo alles Unreine verbrannt wurde: allein schon Isaias, der noch vor jener Abänderung, durch Josias, schrieb, hat dieses Bild (Kap. LXVI. 20.), und vermuthlich aus ihm. (Judith XVI. 17.) Syrach VII. 17.) Vielleicht ist es aus der Weise geborgt, wie man bey anderen Nationen, auch manchmahl bey den Juden, die Körper der Todten behandelte; man überließ sie entweder den Würmern (der Fäulniß) oder verbrannte sie. So viel ist immer richtig, daß in dem Bilde der Begriff von etwas sehr Verächtlichen und Schmerzhaften liegt.

So wie die Vernunft ein völlige Congruenz der Schicksale eines moralischen Wesens mit seinem sittlichen Verhalten fodert, und also einen moralischen Weltbeherrscher, der dieses in einer anderen Lebensperiode ausführe; so kann man diese Anordnungen auch natürliche Belohnungen nennen: ob sie gleich gewissermassen für uns positiv sind, so sind auch für Ungebesserte positive Strafen zu erwarten, die aber eben sowohl auch natürliche genannt werden können.

Die heilige Schrift redet von dergleichen Strafen, wie schon oben bemerkt wurde, an verschiedenen Orten; * doch scheinen mehrere Kirchenväter in diesen Bildern blos Bilder von Vorwürfen des Gewissens, und des daraus entstehenden Schmerzens zu verstehen. Man sehe den Huetius in Origenianis Libro II. Quaest. XI. n. 7.

* Ueberhaupt, wenn von Belohnungen oder Strafen sinnlicher Wesen die Rede ist, so darf man Sinnlichkeit mit Organisation nicht verwechseln.

Noch kömmt zu jenem elenden Zustande die Entfernung von den Tugendhaften (Offenb. XIV. 10. 11.): und die traurige Gesellschaft anderer verworfener, sowohl Menschen, als der Classe der unseligen Geister, die uns die Bibel als menschenfeindlich beschreibt.

Selbst der Ort ihres Aufenthalts wird das Elend vermehren: wenigstens läßt sich aus der Schilderung, welche die heilige Schrift davon macht, und aus der Beschaffenheit der Dinge selbst nichts anders schließen. Aber Vermessenheit würde es seyn, wenn man mit Zuverläßigkeit etwas darüber bestimmen wollte. Lasset uns lieber, sagt Johannes Chrysostomus, sehen, wie wir die Hölle vermeiden, als untersuchen, wo sie ist.

Ueberhaupt würde es für die Beförderung moralischer Gesinnungen zuträglicher seyn, wenn man die natürlichen unseligen Folgen der Sünde öfters vorzustellen suchte, als wenn man sich mit Abbildung jener positiven, darum aber gar nicht arbiträrischen Strafen, die die Vernunft allerdings als richtig anerkennt, fast immer beschäftigte.

47.

Da der Zustand jener Unseligen auch genau den Kenntnissen, die sie von dem göttlichen Gesetze haben konnten, (Röm. II. 12. folgg.) und ihren moralischen Gesinnungen, und diesen gemäßen Streben nach Aeusserung derselben (Gal. VI.) angemessen seyn wird; so läßt sich leicht einsehen, daß auch in ihren Umständen Unterschiede vorhanden seyn werden, wie es auch die heil. Schrift deutlich erklärt. (Luk. XII. 47. Math. XI. 22. 24. XXIII. 14.)

Aus dem Zusammenhalten dieser Stellen folgt eine für die Christen wichtige Lehre, daß nähmlich eben die größere

ihnen

ihnen gewährte Kenntniß, wenn sie ihr nicht gemäß leben, das Gewicht ihrer Strafe vermehren werde. Sollten wir nicht dieß vielmehr beherzigen, als daß wir mit einem geistlichen Stolz auf jene hinabsehen, denen ohne ihr moralisches Verschulden, ein geringerer Antheil von Kenntnissen zukam?

48.

Eine sehr wichtige Frage ist nun aber die über die Dauer dieses elenden Zustandes.

Bey Beantwortung dieser Frage müssen wir uns gewiß besonders dafür hüten, daß subjective Bestimmungsgründe keinen Einfluß auf die strenge Abwägung der Gründe haben; denn mit allem unseren Raisonniren können wir die Sache doch nicht ändern; und es würde sehr übel für uns seyn, wenn wir durch unsere Gründe, von denen wir doch wissen können und müssen, daß sie nicht entscheidend sind, einer Menge den Zaum abnehmen, der sie von Lastern, und oft gemeinschädlichen Lastern zurückhält, wodurch also wenigstens unsere Nebenmenschen von Beleidigungen gesichert werden.

Herr Kant sagt selbst (Rel. innerh. den Grenzen der Vernunft S. 83.) „Würde gelehrt, daß die Höllenstrafen endliche Strafen seyn würden, so ist zu befürchten, daß manche sagen würden, ich hoffe, so würde ich es aushalten können. Würde aber das andere behauptet, so dürfte die Hoffnung einer völligen Strafosigkeit nach dem ruchlosesten Leben herauskommen. Denn da in den Augenblicken der späteren Reue am Ende desselben der um Rath und Trost befragte Geistliche es doch grausam und unmenschlich finden muß, ihm seine ewige Verwerfung ankündigen, und er zwischen dieser und der völligen Los-

spre-

sprechung kein Mittel statuirt, so muß er ihm Hoffnung zum letzteren machen, d. i. ihn in der Geschwindigkeit zu einem Gott wohlgefälligen Menschen umzuschaffen versprechen.

Dieses läßt sich aus dem obengesagten heben, wo von einem reinigenden Interimszustande die Rede war, dessen Existenz aus dieser Bemerkung aufs neue bestättiget wird.

49.

Die Vernunft kann über die Frage von der Ewigkeit der Strafen nichts entscheiden.* Daß ihr aber der Gedanke an ewiges Unglück der Ungebesserten nicht fremd, oder wohl gar unmöglich sey, kann man aus den Meynungen beynahe aller Religionen sehen, die ewige Strafen statuiren. Man sehe unter andern Virgils Aeneid. VI. 617.

Merkwürdig ist, daß hier der exemplarische Zweck der ewigen Strafen angegeben wird.

* Mit solchen Behauptungen überschreitet die Vernunft die Schranken ihrer Einsicht. Kant angef. O.

Auch sehr scharfsinnige Philosophen älterer und neuerer Zeiten fanden in diesem Gedanken nichts gegen die Vernunft streitendes. Sokrates läßt diejenigen Seelen, bey denen keine Besserung statt findet, ewig züchtigen, (im Gorgias) und Plato behauptet, daß die Seelen großer Bösewichter auf ewig und ohne Hoffnung der Erlösung in den Tartarus gestürzt würden. (Im Phädon.) Leibnizens Meynung hierüber ist sowohl aus seiner Theodicee als aus der Vorrede zu Sonneri Buch bekannt, die Lessing hat abdrucken lassen.*

* O!

* O! meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz, und menschenfreundlicher scheinen wollen, als Sokrates

Lessing.

50.

Die Christen, sie mogten aus dem Judenthum oder Heidenthum ausgegangen seyn, brachten also diesen Begriff schon mit zu ihrer neuen Religion; und Origenes, den man als den ersten, der die Ewigkeit der sogenannten Höllenstrafen geläugnet hätte, anführet, sagt ganz bescheiden, daß er dieses vielmehr als ein Problem hingeworfen habe; so wie er überhaupt in dem Werke, wo dieses vorkömmt, noch andere blos philosophische Hypothesen über die Religion mehr aufwirft, als seine Ueberzeugungen vorträgt. (Periarchon I. 6.) Und wirklich scheint sich jene Hypothese mit seinen übrigen Aeusserungen nicht recht zu reimen. Selbst in der Vorrede zu besagtem Buche führt er unter den allgemeinen Kirchenlehren auch den Satz mit an: anima siue vitae aeternae ac beatitudinis haereditate potitura, siue igne aeterno ac suppliciis mancipanda. Aber auch die Ewigkeit des glückseligen Zustandes der Guten scheint er anderswo zu bezweifeln: wieder nach einer Hypothese.

Nun läßt sich um so leichter einsehen, wie die ersten Christen die Aeusserungen der Schrift über die Dauer der Höllenstrafen verstehen mußten.

Diese sagt uns nun deutlich, wie schon oben bemerkt worden, was die Vernunft blos als regulativ annimmt, daß mit dem Tode die Rechnung des Menschen geendiget sey, sie sagt, daß nachher keine Umänderung mehr Platz habe. (Luk. XIII. 24. 25.)

Sie

Sie trägt die Ewigkeit des Elendes der Ungebesserten mit den klarsten Worten vor. (Math. III. 12.) spricht der Täufer Johannes von einem unauslöschlichen Feuer. Eben solcher ganz bestimmter Ausdrücke bedienet sich Jesus (Math. XVIII. 8. 9.), und besonders bey der Norm des letzten Gerichts, wo noch dazu das ewige Leben dem ewigen Elende entgegengesetzt wird. Warum soll man in dem nähmlichen Context von dem nähmlichen Gegenstande das Wort, ewig, nicht in dem nähmlichen Sinne nehmen? Hier müßte ein entscheidender Gegengrund daseyn.

Mark. (XI. 29.) sagt Jesus, wer den heil. Geist lästert, ist eines ewigen Verbrechens schuldig; dieß kann nun nichts anders heißen, als eines Verbrechens, das in der ganzen Ewigkeit nicht getilget wird; so wie es beynahe eben so heißt (Joh. III. 36.), der freywillig Ungläubige wird nicht glückselig werden, sondern er bleibt der beständigen Ungnade Gottes unterworfen. So redet auf die nähmliche Weise Paulus (Hebr. VI. 2.) von einem ewigen Gerichte, und rechnet es unter die Grundlehren des Christenthums.

Eben solcher Ausdrücke bedienen sich die Apostel, als Paulus (1. Thess. I. 8.) Judas am 6ten Vers, besonders aber Johannes in seiner Offenbarung. (XIV. 10. 11. XIX. 3. XX. 10.)

Wollte man sagen, die Juden hätten keinen wahren Begriff von Ewigkeit gehabt, der Ausdruck ewig zeigte also in den Schriften des neuen Testaments blos eine sehr lange Dauer an; so würde daraus folgen, daß sie gar keinen Begriff von der Ewigkeit gehabt hätten: es ist, wie Lessing sagt, ein negativer Begriff, also keiner Grade fähig: man hat ihn entweder gar nicht gehabt, oder hatte

ihn vollkommen. Die Juden glaubten doch gewiß Gottes Ewigkeit, und diese drückten sie mit keinen anderen Worten aus, als die in obigen Stellen von der Dauer des Zustandes der Ungebesserten vorkommen.

Wenn auch das Wort, ewig, in der Schrift manchmahl blos eine lange unbestimmte Zeit bedeutet; so läßt sich doch wohl aus den Umständen einsehen, wenn es blos eine lange Dauer, und wenn es eine wahre Ewigkeit anzeige. Dieß ist hier nun gewiß in manchen Stellen offenbar der Fall, als (Math. XXV.) wo es in dem ersten Gliede des Satzes unstreitig eine wahre Ewigkeit bedeutet: Bey (Mark. IX.) wird diese Ewigkeit nicht blos durch Worte, die etwa zweydeutig seyn könnten, sondern durch Umstände bestimmt; und so läßt es sich nun leicht einsehen, wie Jesus von dem Judas sagen konnte: besser wäre es, der Mensch wäre gar nicht gebohren. (Math. XXVI.) Ein Ausdruck, der nicht als sprüchwörtlicher anzusehen ist, wie man aus der Vergleichung mit einer ähnlichen Stelle (Math. XVIII. 6. 8. folg.) sehen kann.

51.

Die Natur der Sache selbst führt uns auch hierauf. Die Strafen Gottes sind nicht arbiträr: bleibt also der Mensch in der ganzen Ewigkeit in der Sünde, so wird er auch in der ganzen Ewigkeit die unseligen Folgen davon tragen. Nun giebt uns aber weder die Vernunft noch die Schrift eine gegründete Hoffnung einer zu erwartenden Besserung. Der Mensch kann nach H. Kants Anmerkung, aus seinem bisherigen sittlichen Zustande sich einen Begriff von dem zukünftigen machen, und daraus auf die natürlich vorzusehenden Folgen selbst schließen, auf die Unabsehlichkeit der Reihe derselben unter der Herrschaft des Bösen.

„Durch

Durch die Sünde, sagt Spalding, wird die innerliche Oekonomie zerstört, und mit ihr der Friede. Die Sinnlichkeit überwältiget die Vernunft und das Gewissen, denen sie gehorchen sollte: und aus diesem Zustande des Aufruhrs und der Verwirrung können an sich schon keine andere Folgen entstehen, als ein immer größerer Fortgang zur Unvollkommenheit und Unglückseligkeit, wovon das Ziel sich schwerlich bestimmen läßt. So ist einmal die menschliche Natur in ihrer wesentlichen Einrichtung beschaffen. Die Sünde verderbt sie schon auch ohne Absicht auf Gott. "

29.

Aber, sagt man, die Strafen werden doch einmal die Sünder bessern. Dieß ist nun das wichtigste, was man einwenden kann. Allein nebstdem daß man hiebey zu sehr auf die positiven Strafen, nicht auf die natürlichen Folgen der Sünde und des einmal verdorbenen Gemüths sieht, so ist damit noch lange nicht erwiesen, was erwiesen werden soll. Ohne mit einem großen Philosophen zu fragen, wer weiß, ob die Strafen nicht eben dadurch bessern, daß sie ewig sind; so legt man in den Begriff von Strafe etwas hinein, dessen Verbindung man nicht einsehen kann. Ist Sittlichkeit der unbedingte, Glückseligkeit aber nur der bedingte Zweck moralischer Geschöpfe, so fordert die Vernunft, daß sittlichböse Geister unglücklich, oder wenn man es sanfter ausdrücken will, wenigstens nicht glücklich seyn, nicht Antheil an den Anstalten der Gottheit haben, zur Seligkeit der Tugendhaften; somit ist also das Daseyn einer Strafe schon gerechtfertiget, und es läßt sich nicht auf einen anderen Zweck derselben schließen, wenn man nicht die Glückseligkeit als den absoluten Zweck der Geisterwelt ansehen will. Herr Kant sagt darum ganz richtig, es läßt

sich

sich mit dem Begriffe einer Strafe gar nicht das Theilhaftigwerden der Glückseligkeit verbinden: Denn obgleich der, so da straft, wohl zugleich die gütige Absich: haben kann, diese Strafe auch auf diesen Zweck zu richten, so muß sie doch zuvor als Strafe, das ist als bloses Uebel für sich selbst gerechtfertiget seyn; so daß der Gestrafte, wenn es dabey bliebe, selbst gestehen muß, es sey ihm Recht geschehen und sein Loos sey seinem Verhalten vollkommen angemessen. In jeder Strafe als solcher muß zuerst Gerechtigkeit seyn, und diese macht das Wesentliche dieses Begriffes aus. Mit ihr kann zwar auch Gütigkeit verbunden werden, aber auf diese hat der Strafwürdige nach seiner Aufführung nicht die mindeste Ursache sich Rechnung zu machen. Also ist Strafe ein physisches Uebel, welches, wenn es auch nicht als natürliche Folge mit dem Moralisch-bösen verbunden wäre, doch als Folge nach Principien einer sittlichen Gesetzgebung verbunden werden müßte, u. s. f.

Kritik der practischen Vernunft.

Doch wenn auch Besserung der Endzweck der Strafen seyn sollte, so berechtiget uns wieder der Begriff davon nicht zu dem Schlusse, daß es eben die Besserung des Gestraften seyn müsse, die erzielt werden soll. Wenigstens bey den Strafen, die Menschen verhängen, ist dieß nicht immer der Fall. Sind denn die Menschen die einzigen moralischen Geschöpfe in dem unermeßlichen Geisterstaat Gottes? Und wie, wenn die unglückseligen Menschen anderen Klassen von Geistern zu einem Warnungsbeyspiel dienen müßten, wie es für die Menschen wirklich diejenigen sind, die unter dem Namen der Teufel bekannt sind? (Vergl. II. Petr. III.) Haben wir Grund dieses zu läugnen?

Aber

Aber ferner: Kann die Lage der Unglückseligen die uns unbekannten Umstände der Strafen die Besserung nicht hindern? Sind die Strafen stetig, so werden sie es gewiß thun. An den Teufeln haben wir ein Beyspiel, daß die Strafen der andern Welt keine besserende sind. (II. Petr. III. Offenb. XX.) Ja selbst der Gedanke an Gott, statt gute Gesinnungen zu erzeugen, bringt bey ihnen ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. (Jak. II.) Die Teufel glauben an Gott, und zittern: wie läßt sich bey einer solchen Verfassung eine Besserung erwarten?

Ueberhaupt wirken wohl Strafen je eine wahre moralische Gesinnung, von der bey dieser Frage blos die Rede seyn kann; nicht aber von Ablassen von schädlichen Thaten: und woher wollen wir die Gründe nehmen, daß diejenigen, die in der Zeit der Prüfung die göttlichen Anstalten zur Besserung nicht gebrauchten, nach jener Zeit andere zu hoffen haben? Leibniz geht noch weiter und sagt: reuera dici potest, damnatorum infinita peccata esse, quoniam per totam aeternitatem in peccando perseuerant — Also wären auf immer unmoralische Handlungen in der unmoralischen Gesinnung der Qualität nach schon übersinnlich gegründet.

Aber, sagt man, es giebt keine absolute Schuld. Denn da in keiner Handlung das reine Vernunftvermögen gänzlich unwirksam ist, so giebt es nur höheres und niedreres Verdienst. — Dieses würde nun freylich der Fall seyn, wenn in einem sinnlich vernünftigen Wesen, bey dem das Begehren von Lust und Unlust begleitet ist, nebst der praktischen Vernunft, welche das Gesetz aufstellt, oder gutheisset, sich nicht noch auch ein Vermögen befinden müßte, sich zur Befriedigung der Begierd entweder durch jenes Gesetz zu bestimmen oder durch Lust und Unlust gegen dasselbe:

kurz,

kurz, wenn Freyheit und praktische Vernunft nicht unterschieden werden müßten: und wenn die Schuld blos in der Einschränkung der Selbstthätigkeit der praktischen Vernunft bestünde.

Es giebt doch wenigstens keine absolute Immortalität, keine gänzliche Verdienstlosigkeit, sollte es also eine so genaue Grenzscheidung der guten und bösen Menschen geben? —

Es wird also, dieß folgt daraus, Grade des Elendes geben müssen, und daß es deren giebt, sagt die Schrift wirklich. Und endlich ist eine solche Scheidung, sobald man den wahren Begriff von moralischer Gesinnung fest hält, ganz richtig in der Vernunft gegründet.

„Es ist eine Eigenthümlichkeit der christlichen Moral, sagt Herr Kant, das Sittlichgute vom Bösen, nicht wie den Himmel von der Erde, sondern wie den Himmel von der Hölle unterschieden vorzustellen; eine Vorstellung, die zwar bildlich und als solche empörend, nichts destoweniger aber ihrem Sinne nach philosophisch richtig ist. Sie dient nämlich dazu, zu verhüten, daß das Gute und Böse, das Reich des Lichts und der Finsterniß nicht aneinander grenzend und durch allmählige Stufen der größeren und minderen Helligkeit sich ineinander verlierend gedacht, sondern durch eine unermeßliche Kluft voneinander getrennt vorgestellt werden. Die gänzliche Ungleichartigkeit der Grundsätze, mit denen man unter einem oder dem anderen dieser zwey Reiche unterthan seyn kann, und zugleich die Gefahr, mit der die Einbildung von einer nahen Verwandtschaft der Eigenschaften, die zu einem oder dem anderen qualificiren, verbunden ist, berechtigen zu dieser Vorstellungsart, die bey dem Schauderhaften, das sie in sich enthält, zugleich sehr erhaben ist.„

Und die Schrift und die Analogie der christlichen Lehre setzt endlich jene Scheidung ausser allen Zweifel.

Läßt sich wohl denken, fragt man ferner, daß Menschen ganz alle Anlagen zur Moralität sollten verloren haben? Hierauf hat schon der scharfsinnige Thomas von Aquin geantwortet: Bey den Verdammten bleibt die natürliche Neigung zur Tugend; sonst könnte kein Gewissensbiß statt haben. Daß aber diese Neigung nicht in Handlung übergehet, davon ist die Ursache diese, weil nach der göttlichen Gerechtigkeit den Verdammten die Gnade versagt ist.

Prima secundae Quaest. LXXXV. Art. II.

Ueberhaupt sollte man bey Beantwortung dieser Frage die Rücksicht auf das, was eigentlich Moralität ist, nicht ausser der Betrachtung lassen.

53.

Doch wir wollen setzen, was aber nie bewiesen werden kann, und wozu keine Hoffnung da ist, diese Elenden besserten sich wirklich, folgt daraus die Aufhebung vorher verdienter Strafen? Denn dadurch, daß ich etwas thue, was ohnehin Pflicht ist, habe ich kein Recht darauf und keinen Grund dieses zu fordern. Höchstens würde etwa daraus folgen, daß gewisse positive Strafen aufhören könnten, und eine Linderung derselben haben wirklich einige Kirchenväter angenommen.*

* Gesammelt hat die dahergehörigen Stellen Sixtvs Senensis Biblioth. Vl. 47. Man kann noch die oben angeführte Stelle Augustini herrechnen, auch einige Kirchengebethe für die Verdammten, die von den Herausgebern in der Note zu jener Stelle angeführt werden; auch den Hieronymvs in Isaiam ganz am Ende.

Die

Die übrigen Folgen eines vorhergegangenen bösen Lebens würden dadurch nicht aufgehoben werden. Wenn man sagen will, das physische der Strafen mag immer bleiben der besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, wird sich dabey nicht mehr unglücklich denken, so schmerzhaft es auch immer seiner Sinnlichkeit seyn mag; so würde eine ewige Hölle doch immer dableiben! und besonders nach dem System, wo Glückseligkeit das höchste Gut des Menschen ausmachet: aber auch in dem anderen System, wo Glückseligkeit nicht das höchste Gut, aber doch einen wesentlichen Theil des vollständigen Gutes ausmacht, würde er doch eines Theils seines höchsten Guts durch eigne Schuld nie theilhaftig werden. Sollen Uebel und Leiden willig aufgenommen werden, so muß die Gesinnung schon gebessert seyn. Und doch sollen die Strafen erst jene gute Gesinnung bewirken? Und willig können sie nur aufgenommen werden von einem nach Glückseligkeit strebenden Subject, wenn es die Möglichkeit einsieht, dadurch zu seinem höchsten vollständigen Gute zu gelangen. Welches nach jener Voraussetzung hier der Fall nicht seyn kann.

Selbst diejenigen, die bey dieser Lehre anders denken, nehmen an, daß die moralischen Folgen eines bösen Lebens in Ewigkeit dauern werden; jede Unsittlichkeit, sagt H. Eberhardt, hat böse Folgen ins Unendliche, (Neue Apolog. des Sokrates) also wirklich ewiges Unglück. Und setze man, dergleichen nun Gebesserte rückten in der Stufe der Besserung fort, so muß man einen eben so grossen Wachsthum bey den Heiligen annehmen: der Abstand wird also in Ewigkeit bleiben.

§4.

Aufhören des Elends ist noch lange nicht Glückseligkeit, noch vielweniger Seligkeit. — Und wie sollten sie

darauf Anspruch machen können? wie Belohnungen erwarten eines tugendhaften Lebens, welches sie nie gelebt haben? wie einer Glückseligkeit würdig seyn, deren sie sich unwürdig machten? Also würde doch in der ganzen Ewigkeit die Scheidung zwischen Tugendhaften und Bösen mit ihren unseligen Folgen bleiben: man mag nun übrigens diesen Zustand nennen, wie man will.

Also giebt uns weder Vernunft noch Offenbarung eine gegründete Hoffnung der Besserung derjenigen, die am Ende ihrer Laufbahn ungebessert waren, — und wenn sie auch diese gäben, so wären wir doch hieraus noch nicht zu dem Schluß berechtiget, daß der Zustand derselben aufhörte, ein Stand der Unglückseligkeit zu seyn.

55.

Ganz diesem unseligen Zustande entgegengesetzt ist jener der Freunde Gottes und der Tugend. Alle die natürlichen und positiven Folgen ihres guten Verhaltens werden nicht nur ewig dauern, sondern sie werden immer im Guten, und in der Seligkeit wachsen. Welche ins Unendliche gehende Aussicht! Selbst der Körper soll in jenem glückseligen Zustand Gesellschafter seyn. Bestimmteres läßt sich hievon freylich nichts sagen; und es kann auch der Moralität auf mehr als eine Weise nachtheilig werden, wenn man bey diesen Vorstellungen nicht die größte Behutsamkeit anwendet.

Genug: der Zustand der Seligen ist ein ewig dauernder glückseliger Zustand, im genauen Verhältniß mit ihrem vorherigen Leben, und in sofern Belohnung und Gnade zugleich, mit immerwährendem Wachsthume desselben.

Was den Ort des Aufenthalts der beseligten Menschen und ihre übrige Bestimmung betrifft, auch hierüber läßt

sich nichts genaues sagen: und auch hier gilt die obige Bemerkung.

Wir nennen diesen Ort den Himmel. (Philipp. III. I. Thess. IV. 15. 16.) Er heißt auch der Tempel Gottes, (Habak. II. 20.) wo wir königliche Priester, das heißt, Gottesverehrer seyn werden. (Offenb. I. 6. VII. 15.) Gewiß der würdigste Gedanke, worunter man sich jenen glücklichen Zustand denken kann, wenn man den Begriff von Gottesverehrung in seiner ganzen Ausdehnung betrachtet.

Unter erhabenen, aber freylich aus den Nationalideen hergenommenen Bildern wird jener Aufenthalt in der Offenbarung Johannis unter dem Namen des neuen Jerusalems (XXI.) geschildert. Denn daß dieses ein Symbol des Reiches der Seligen sey, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden, wo Tod und Unterwelt als zernichtet vorgestellt werden.

„Nun sah ich einen Himmel, und eine neue Erde, denn der erste Himmel, und die erste Erde waren vergangen, und das Meer war nicht mehr.

Auch sah ich die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, das zubereitet, und wie eine Braut für ihren Mann ausgeschmückt war. Vom Himmel aber hörte ich eine starke Stimme rufen: Siehe eine Hütte Gottes bey den Menschen; er wird bey ihnen wohnen, und sie sollen sein Volk, und Gott wird ihr Gott seyn, und bey ihnen wohnen. Alle Thränen wird er von ihren Augen abtrocknen, und der Tod wird nicht mehr seyn, Trauer, Geschrey, Schmerzen wird nicht mehr seyn: denn das erste ist vergangen: und der, der auf dem Throne saß, sprach: siehe! ich mache alles neu. — Dem Durstigen

werde

werde ich von der Quelle des Lebenswassers umsonst geben. Wer überwindet, soll alles erben, und ich werde sein Gott seyn, und er soll mein Sohn seyn. Der Verzagten, Untreuen, Sünder, Gräuelliebenden, Mörder, Hurer, Zauberer, Götzendiener, und aller Lügner Theil wird im Feuer und Schwefelpful seyn, welches der andere Tod ist. — In der Begeisterung führte mich der Engel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte mir Jerusalem, die große heilige Stadt, welche von Gott aus dem Himmel herabkam, die Gottes Herrlichkeit in sich faßte, derer Licht wie der prächtigste Edelstein funkelte. — Keinen Tempel sah ich in derselben; denn der Herr, der allmächtige Gott, und das Lamm ist ihr Tempel: die Stadt bedurfte weder der Sonne, noch des Mondes, um sie zu beleuchten; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihr Licht ist das Lamm. — Ihre Thore werden am Tage nicht verschlossen; denn keine Nacht wird daselbst seyn.* Nichts Unreines wird hineinkommen. — Und er zeigte mir den Fluß des Lebenswassers, der wie Christall spiegelt, und von dem Throne Gottes, und des Lamms ausströmt. Mitten auf ihren Strassen, und auf beyden Seiten des Flusses ist der Baum des Lebens. — Gottes und des Lammes Thron wird in derselben stehen, und seine Diener werden ihm dienen. Sie werden sein Angesicht sehen, und seinen Namen an ihren Stirnen tragen.„ u. s. w.

* Hier füllen nur Sonnen den heiligen Umkreiß. Hell, gleich einem vom Lichte gewebten ätherischen Vorhang zieht sich ihr Glanz um den Himmel herum. Kein dunkler Planete naht sich des Himmels verderbendem Blick. Entfliehend und ferne geht die bewölkte Nacht vorüber: da fliehen die Erden klein und unmerkbar dahin, wie unter dem Fuße des Wandres niedriger Staub, von Gewürmern bewohnt, aufwallet und hinsinkt.

Es liegen in dieser Schilderung die besten moralischen Darstellungen; das zukünftige Leben in Verbindung mit dem irdischen; als das Ende aller Müheseligkeiten, als Umänderung zum Besten der Freunde Gottes. Genauerer Umgang mit Gott als Belohnung: Entfernung alles Unheiligen: und endlich auch positive Belohnungen symbolisch vorgestellt: aber doch immer in der Rücksicht, daß es Belohnungen des Allmächtigen sind, von irdischen Belohnungen unterschieden, eben weil diese nur als Bilder von jenen gebraucht werden.

Bey diesem glücklichen Zustand hat keine Unterbrechung, keine Abnahme und keine Furcht des Aufhörens Platz.

Diese Gedanken liegen in obiger Schilderung. Welche frohe Aussicht des Menschen, und seiner Tugend! und welch erhabene Aussicht in die Ewigkeit!

56.

Ewigkeit, ein wichtiges Wort, doch zu schwach das Ganze auszudrücken! Es läßt sich kein Augenblick denken, von dem es heissen könnte; dieß ist der letzte. Das Streben kann nicht aufhören, als nach Erreichung des Zieles: es kann kein Moment des Daseyns des Geistes, in welchem das Ziel dieses Strebens noch nicht erreicht ist, als der letzte angenommen werden.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell' von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit:
Die Asche der Vergangenheit
ist dir ein Keim von Künftigkeiten!
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bey dir sind Welten Tag, und Menschen Augenblicke.

Viel-

Vielleicht die tausendste der Sonne welzt itzt sich
und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr beseelt durch ein Gewicht
eilt eine Sonn aus Gottes Kraft bewegt:
ihr Trieb lauft ab, und eine andre schlägt;
Du aber bleibst, und zählst sie nicht. —
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf:
Ich welze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf.
Und wenn ich von der grausen Höhe
mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausenmahlen
noch nicht ein Theil von dir.
Ich zieh' sie ab, und du liegst ganz vor mir. u. s. f.

Haller.

Nun ein kurzer Rückblick auf das Ganze.

So wie sich alle Vermögen des menschlichen Gemüthes auf das Erkenntniß- Begehrens- und Gefühlvermögen reduciren; so vereinigt sich auch alles für den letzten Zweck des Menschen Interessante auf die Beantwortung der drey Fragen:

Was kann ich wissen?
Was soll ich thun?
Was darf ich hoffen?

Wahrheit, Tugend, Glückseligkeit.

Die speculative Vernunft gewährt uns eine sichere Kenntniß im Reiche der Erfahrungen; ob sie uns gleich nie eine Kenntniß der Dinge an sich selbst verschaffen kann; eben deßwegen, weil sie unter den nothwendigen Bedingnissen unseres Erkenntnißvermögens vorgestellt sind. Was aber das Uebersinnliche betrifft, so zeigt sie uns in der Ferne ein noch unermeßliches Reich; sie zeigt uns aber zugleich, daß es ihr unmöglich ist, uns eigentliche Kenntnisse davon zu verschaffen, weil es ihr unmöglich ist, sie unter die Bedingungen zu bringen, gemäß welchen allein ihr objective Kenntniß erlaubt ist.

Doch sichert sie uns eben dadurch ganz gewiß gegen alle die Irrthümer aus jenem ihr unerforschlichen Felde, die unserer Ruhe und unserem wahren Zwecke schädlich seyn könnten.

Sie gewährt uns noch mehr; sie zeigt, wie wir unserem menschlichen Vorstellungsvermögen gemäß uns jene über-

übersinnliche Gegenstände denken können, und müssen: und sollten wir auf einem anderen Wege, als etwa auf den der praktischen Vernunft dahin geführt werden, daß wir die Realität derselben annehmen müßten: so wird es für uns Menschen gewiß das Vernunftgemäßeste seyn, wenn wir jene Vernunftideen hierauf übertragen, ohne doch darum zu vergessen, daß das Gedachte nicht die Sache selbst vorstellt, und also ohne auf eigentlich objective Kenntniß Anspruch zu machen: aber der Glaube, der hiedurch gegründet wird, weicht an Zuverläßigkeit keinem Wissen: selbst die Unthunlichkeit zu einer objektiven Einsicht zu gelangen, sichert ihn für jeden Einwurf, und macht ihn unerschütterlich. Die Erkenntniß auf dem Felde der sinnlichen Gegenstände bereitet ihn vor, und unterstützt ihn; und weil er auf dem Wege der praktischen Vernunft entstanden ist, so stehet er in der nächsten Verbindung mit dem höchsten Zwecke des Menschen, mit Moralität. Und so trägt jede Kenntniß des Sinnlichen, und jeder Glaube ans Uebersinnliche zum sittlich Handeln, oder zum Streben darnach, bey.

Die Vernunft stellt das höchste Gut endlicher vernünftiger Wesen, und die nothwendige Bedingniß dazu auf: das höchste moralische Gesetz und die reine Triebfeder dazu. Sie schreibt unnachläßig die Form unseres Strebens vor, die wir durch Freyheit realisiren sollen: wir sollen dem moralischen Gesetze immer gemäß handeln, weil wir ihm auch zuwider handeln können.

Ein mit Sinnlichkeit begabtes Wesen bedarf auch eines Gegenstandes (einer Materie) an dem sich jenes Gebot der Vernunft (die Form) äussere: dieser kündigt sich immer

mer durch Lust, oder Unlust an: es kann sich nun durch diesen (empirischen Bestimmungsgrund) oder durch die Achtung des Gesetzes zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung jenes Begehrens bestimmen: sittlich gut oder sittlich bös handeln. Es soll sich nun aber nie durch Lust oder Unlust gegen die Forderung des Gesetzes bestimmen: es soll diese in sehr vielen Fällen dem Gebote aufopfern: und es siehet die Rechtmäßigkeit dieser Forderung ein.

Das Gesetz setzt blos anderen empirischen Bestimmungsgründen Ziel und Maaß (denn sonst würde Form ohne allen Gegenstand seyn) und eben dadurch erhalten sie ihre Rechtmäßigkeit. Die Vernunft billigt das Streben nach einem Zustande, der aus der Befriedigung aller Forderungen des Begehrungsvermögens entstehet: wenn sie nur von der Denkkraft geordnet und geleitet sind: das Streben nach Glückseligkeit; ja wir finden uns verpflichtet eben diese Glückseligkeit bey anderen wie wir sinnlich vernünftigen Wesen nach Kräften zu befördern.

Aber wir sind nicht nur nicht im Stande, das, was unsere Glückseligkeit ausmacht, ganz zu kennen, noch können wir die Gegenstände ausser uns so beherrschen, daß wir eine Harmonie derselben mit unserem moralischen Streben zuwegebrächten. Die Natur ausser uns dient uns zur Zügelung unordentlicher Begierden, und zur Cultur, aber weder sie selbst stimmt in ihren Begebenheiten mit unserer Sittlichkeit überein, noch ist ein Mensch im Stande diese Einstimmung hervorzubringen; im Gegentheil fügt es sich großentheils, daß bey dem möglichsten Streben nach Sittlichkeit (nach Realisirung der Form) wir keine Harmonie mit den Gegenständen unseres Begehrens erhalten, daß also die Form ohne Gegenstand seyn würde.

Sollen wir aber auf Glückseligkeit einen rechtmäßigen von uns nie aufzugebenden Anspruch haben; soll der ganze von dem Verstand bestimmte und durch die Vernunft ins Unendliche ausgedehnte Gegenstand der Foderungen des Begehrungsvermögens (Glückseligkeit) mit der von uns nach Kräften realisirten Gebote der Sittlichkeit (d. h. der Form) übereinstimmen; soll diese Harmonie nichts ganz Unmögliches seyn, so muß noch ein anderer Zustand nachfolgen, wo dieses Ebenmaaß eintrete; es muß sich dieser Zustand ins Endlose erstrecken, weil sich endliche Wesen nur durch unendliches Fortschreiten dem von der Vernunft aufgestellten Ideal der Glückseligkeit nähern können.

Es muß also auch ein Allmächtiger Gebieter der Natur da seyn, der jenes Ebenmaaß herstellen könne: der zugleich Allwissend und moralischer Regend sey, dessen Wille mit eben dem Gebote der Sittlichkeit einstimme, und dessen Wille die Foderung der Erfüllung jenes Gebotes sey. Wir indessen sollen und können blos streben, uns der Gluckseligkeit fähig und würdig zu machen.

So kommen Glaube, Tugend und Glückseligkeit in Uebereinstimmung.

Das Christenthum beziehet gleichfalls alles auf die drey oben angezeigten Gegenstände.

Alles bezieht sich in ihm auf

Glauben
Liebe
Hoffnung. (I. Kor. XIII.)

Die

Die Liebe ist das größte, wegen ihr ist der Glaube; und ohne sie kann der Christ keine Glückseligkeit hoffen.

Es enthält alle die Lehren der Vernunftreligion. Setzte selbige eher ins Licht, als es die Philosophie thun konnte. Trägt sie populärer vor und allgemein faßlicher: verknüpft unbeschadet die Gegenstände der höchsten Speculation mit der sinnlichen Vorstellungsart des Menschen; für den ausgebildeten Geist, und den, dem seine Umstände diese Cultur versagten. Erleuchtet und rühret. Befriedigt Vernunft und Herz.

Und alle diese Lehren sind in der genauesten Rücksicht auf das Gesetz der Sittlichkeit und in genauester Verbindung mit ihm und untereinander vorgetragen.

Vergl. Band I. S. 84.

Es stellet in seiner Lehre das allein würdige höchste Gut vernünftiger Wesen auf. Zugleich auch das vollständige Gut vernünftiger und zugleich-endlicher Wesen. Zeigt, wie beydes vereinigt werden solle.

Es stellet das moralische Gesetz in seiner ganzen Reinheit dar; allgemein faßlich und allgemein anwendbar.

Es giebt die einzige allgemein gültige Triebfeder an, aber auf den Menschen viel passender, als durch Philosophie, vorgestellt. Nicht blos für den schon veredelten guten Willen; sondern auch für den dem Gesetze abgeneigten.

Es zeigt nicht blos, wie das höchste vollständige Gut des Menschen erreicht werden solle; sondern auch wie es erreicht werden könne.

Das Gebäude des Christenthums stand lange vollendet, da man noch an der Entdeckung des ersten Grundes der Philosophie arbeitet. So sehr auch Halbkenner alles ins Reine gebracht glauben, so sehr bemühen sich Forscher erst damit: sie sehen die Unmöglichkeit ein, durch die theoretische Vernunft dahin zu gelangen: und wenn es durch die praktische geschehen soll, so müßte man mit den Pflichten schon durch das moralische Gefühl und durch ein veredeltes Herz näher bekannt seyn, als es der große Haufe aus allen Ständen ist.*

* Vergl. Reinhold über das Fundament des philosophischen Wissen.

Man müßte schon zum Theil gut seyn, um gut seyn zu wollen, und zu wissen, wie man dazu verpflichtet seyn könne.

Nebst den Lehren der Vernunftreligion enthält das Christenthum noch andere Sätze, auf welche die sich überlassene menschliche Vernunft in ihrer jetzigen Lage nicht mit Zuverläßigkeit kommen konnte, die aber dem Wesen des menschlichen Erkenntnißvermögens an sich nicht widerstreben.

Es sind theils solche, von welchen eine Erfahrung an sich möglich ist, aber nur für uns jetzt nicht: theils solche, die Gegenstände der Belehrung, aber auch blos der Belehrung seyn können.

Von keiner einzigen dieser Lehren kann bewiesen werden, daß sie dem moralischen Gesetze Abbruch thue: sie werden auch aus keinen objectiven Gründen bewiesen.

Also ist es auch unmöglich aus Vernunftgründen (der speculativen oder praktischen Vernunft) nur eine einzige zu läugnen.

Im

Im Gegentheil können sie alle zum Behuf der Moralität gebraucht werden: und man hat ihren näheren und entfernteren Einfluß darauf gezeigt.

Die Vernunft muß sie also schon als Hypothesen gelten lassen.

Sie setzen eine allgemeine Beschaffenheit der menschlichen Natur voraus, die ihr aber nicht wesentlich ist: welche also aus der Betrachtung derselben weder erkannt noch erklärt werden kann.

Aber so viel siehet doch die Vernunft (die forschende) ein, daß Bösartigkeit sich an dem Menschen befinde, und daß sie allen Menschen angebohren, und nicht angeschaffen sey.

Und dennoch bleibt die Forderung des moralischen Gesetzes an die Menschen in ihrer ganzen Würde; und die Menschen sehen die unabänderliche Rechtmäßigkeit dieser Forderung selbst ein, billigen sie.

Also auch hier haben wir ein subjectives, allgemein bey den Menschen sich vorfindendes Bedürfniß, daß die Wirksamkeit des moralischen Gesetzes erleichtert werde.

Wir finden, daß dieses durch die Annahme jener dem Christenthume eigenthümlichen Lehren geschehen könne, und daß ohne sie das moralische Verhalten, wenigstens, um nicht hier noch alles zu behaupten, allgemein erschweret werde.

Die Wahrheit dieser Lehren muß also schon ein Wunsch seyn, nicht des Herzens blos etwan einer sinnlichen Bedürfniß wegen, sondern der Person, um in der vollständigen, von ihr absolut geforderten Wirksamkeit bey

den

den Gegenständen des Begehrungsvermögens nicht gehindert, sondern befördert zu werden.

Da der Verfall der Menschheit keine nothwendige Folge der menschlichen Natur ist, so können jene Lehren auch nicht in specie aus ihr postulirt, oder aus ihr bestimmt erkannt werden.

Darum kann aber auch eben so wenig die Unrechtmäßigkeit, oder Leerheit jenes Wunsches gezeigt, oder die Wahrheit jener Lehren aus der Betrachtung der menschlichen Natur bestritten werden.

Die Unmöglichkeit einer näheren göttlichen Offenbarung läßt sich aus der Vernunft nicht beweisen; also läßt sich auch nicht beweisen, daß jene Lehren nicht haben können geoffenbaret werden.

Im Gegentheil wenn eine Bedürfniß von dergleichen Lehren vorhanden ist; so können sie nicht anders, als durch Offenbarung zu erwarten seyn.

Hieraus läßt sich leicht einsehen, daß sie für uns unbegreiflich seyn müssen. Genug, wenn sie für uns verständlich sind, in sofern sie auf unser Bedürfniß sich beziehen.

Auch bey den Gegenständen der Vernunftreligion finden wir Unbegreiflichkeit mit Verständlichkeit gepaart.

Ihrer Natur nach können sie keine Gegenstände des Wissens seyn, aber doch wohl des Glaubens: wie man dieses auch von der Existenz Gottes und der Seelen Unsterblichkeit zugiebt.

Diese

Diese Glaubensart ist freylich von jener verschieden; aber nicht an Zuverläßigkeit. Beyde Gattungen weichen hierin keinem Wissen; aber jene erste nähert sich der Natur ihrer Gründe nach mehr dem Wissen, als die letzte.

Nun von allen diesen Lehren hat uns Jesus und seine Apostel versichert, daß sie selbe von der höchsten Intelligenz geoffenbart erhalten hätten; und sie haben sie zum Behuf der Tugend unter den Menschen vorgetragen: nicht als Privathypothesen, sondern als göttliche Lehren.

Es kömmt also nur darauf an, ob sie sich als göttliche Gesande an die Menschheit legitimirt haben: und dafür stehen alle Gründe, die nur gefodert werden können.

Der Charakter der Personen und der große Erfolg ihrer Lehren zu einer Zeit, wo eine nähere Offenbarung höchstes Bedürfniß war, geben schon das beste Vorurtheil.

Die Wunder, wodurch sie sich legitimiren mußten, sind ethisch möglich als Mittel zu dem Zwecke des höchsten Gutes. Sie haben alle historische Gewißheit: da sie als Erscheinungen ganz in den Gränzen der Natur liegen, so können sie als solche bezeugt werden, und ihr Zeugniß ist so beschaffen, als es immer kann gefodert werden, und als keine Geschichte bezeugt worden ist. Aber sind auch diese Thatsachen, die so bezeugt worden sind, Wunder? Erklärbar sind sie uns nicht aus den Kräften der Natur. — Aber reichte die Natur nicht zu, oder reicht nur unsere Kenntniß der Kräfte der Natur nicht zu ihrer Erklärung zu? Hier ist nun gewiß das Uebergewicht der Gründe für die Unzureichlichkeit der Natur um so mehr, da dieser Thatsachen so viele, und alle auf einen Zweck

gerichtet waren. Die Unmöglichkeit, daß es Wunder waren, kann nie ein Mensch erweisen. Die Kenntniß, die wir von der Natur haben, reicht nicht zu einer natürlichen Erklärung hin, sie ist vielmehr dagegen. Die Erforschung der Caussalität führet uns ohnehin schon ins Uebersinnliche; und nachdem man einen Urheber der Natur angenommen hat, auf diesen zurück. Ist dieser Urheber der Natur zugleich ein heiliges Wesen, so stimmt alles zusammen, hier wahre Wunder anzuerkennen; und es tritt ein praktisches Interesse ein, welches entscheidet, und eine unerschütterliche Ueberzeugung wirkt. Auch selbst in dem Falle, wo man etwa nachher eine natürliche Erklärung auffände. Da der Beweis nicht unmittelbar aus der physischen Unmöglichkeit der Sache gezogen ist, so würde die Möglichkeit der Sache als Wunder nicht aufgehoben, und die Entscheidung des praktischen Interesse bliebe in ihrer eignen Kraft.

Entweder kann keine göttliche Offenbarung durch Charaktere für die Menschen erkennbar, also auch keine möglich seyn; oder Jesus und seine Apostel haben sich unwidersprechlich als solche legitimirt, denen eine Offenbarung der Gottheit an die Menschheit widerfahren ist.

So bekommen auch die Sätze der Vernunftreligion, die sie vortrugen, ein neues Licht und allgemeinere Wirksamkeit und Faßlichkeit.

Es folgt auch hieraus, daß wenn auch jemand bey sich nicht das Bedürfniß der Annahme aller jener Lehren bemerken sollte, er dadurch nicht berechtiget wäre, die Wahrheit derselben zu läugnen. Ferner weil ihr Wahrheits- und selbst ihr Erkenntnißgrund nicht auf irgend einer vor-

über-

übergehenden Beschaffenheit der menschlichen Natur beruhet, so ist auch ihre Wahrheit keiner Zeitveränderung unterworfen: ganz anders verhielt sich die Sache bey der mosaischen Oekonomie: diese gründete sich auf die individuelle, lokale und temporelle Beschaffenheit einer Nation; aber auch nicht alles in ihr war lokal und temporell, wenigstens in seinem Wesentlichen. Ferner folgt aus der obigen Betrachtung, daß man sie entweder alle annehmen, oder alle verwerfen müsse.

Der Vernunft geschieht bey der Annahme dieser Lehren kein Zwang: sie verhält sich nicht passiv, es tritt keine Heteronomie ein: denn sie nimmt sie als Aussprüche der höchsten für uns freylich unbegreiflichen, aber nicht als unbegreiflichen, Intelligenz auf: und durch die historische Einkleidung gewinnen sie an subjectiver Wirksamkeit.

Aus Abgang an objectiver Einsicht kömmt es gewiß nicht, wenn sie nicht allgemein wirken.

Und ist dann das, was man von der Autonomie der praktischen Vernunft spricht, in der Ausübung so richtig? Ich sehe freylich ein, daß ich etwas thun soll, weil es meine Vernunft selbst mir zum Gesetze macht: thuts der Mensch darum? oder wird er es weniger thun, wenn er es als den Willen eines nicht ihm unbekannten Wesens, sondern als den Willen des Allgütigen, Allweisen, und Allheiligen Gottes ansieht? Wenn die Leidenschaften aufbrausen, und ihr Recht behaupten wollen, werden sie durch die Vorstellung der Autonomie der Vernunft wohl besser und sicherer besiegt? Sie bedarf einer Hülfe, daß sie der Sinnlichkeit nicht unterliege, und daß sie selbe unterdrücken könne.

Die Achtung für das Gesetz als Bestimmungsgrund aufgenommen kann den Forderungen der Sinnlichkeit unterliegen: Sie bedarf vernünftig sinnlicher Hülfe, ohne ihrer Reinigkeit Abbruch zu thun; und diese gewährt ihr das Christenthum.

Es folgt ferner, daß Gott auch Vorsehung gethan habe, daß diese Wahrheiten den Bedürfnissen der Menschheit gemäß immer erkannt werden können.

Aus der Sache selbst ergiebt sich, daß dieses durch, unserer Einsicht nach, positive Anstalten geschehen müsse.

Daß schriftliche Urkunden dazu sehr zuträglich seyen, läßt sich leicht einsehen, aber nicht erweisen, daß sie nothwendig seyen.

Selbst die Beschaffenheit irgend einer schriftlichen Urkunde zeigt, was die Erfahrung eben sowohl lehret, daß sie nicht als allgemein hinreichende Mittel zu jenem Endzwecke sey.

Auch der allgemeine Glaube aller Christen kann hier keine beruhigende Auskunft geben: weil 1) diese Einstimmung auf sehr wenige Sätze beschränkt ist, und 2) weil eine Frage über den Grund dieser Einstimmung eintritt, welche die Sache immer wieder auf die nämliche Frage zurückbringt.

Das System der Katholiken enthält alle jene Lehren Jesu und der Apostel, worin alle übrige Christen übereinstimmen: was es mehr enthält, dienet wieder zum Behufe der praktischen und theoretischen Lehren des Christenthums; und die Katholiken beweisen diese Lehren

und alle die, worin sie von den übrigen Partheyen abweichen, aus den nämlichen Quellen, deren sich die übrigen Christen bedienen: nur über den Sinn, der diesen Quellen beygelegt werden solle, ist der Streit.

Da es keine blose Vernunftlehren betrifft, so muß ihr Sinn daraus erklärt werden, wie sie Jesus und die Apostel verstanden haben.

Eine solche gelehrte Erklärung kann nicht eine Aufgabe für alle Menschen seyn: sie müssen also von jenen darüber belehrt werden, die sich legitimiren, eine solche Erklärung geben zu können; wie es der Fall bey der Offenbarung selbst war.

Aber bey so vielen Ansprüchen auf die hiezu erforderlichen Fähigkeiten, (die höchst schwer zu beurtheilen sind) und doch dabey so entgegengesetzten Auslegungen jener Lehren des Christenthums müßten also jene Lehren gleichgültig oder unzugänglich, also in beyden Fällen gar nicht geoffenbaret seyn: (ohne Cirkel, und ohne den Erkenntnißgrund selbst anzugreifen, läßt sich unmöglich eine andere Auskunft finden) oder man kann schon postuliren, daß ein Mittel zu ihrer zuverläßigen und unwandelbaren Erkenntniß vorhanden seyn werde: denn wenn einmal ein Zweck vorgesetzt ist, so sind die Bedingungen der Erreichung desselben hypothetisch nothwendig.

Aus dem Zwecke selbst ergiebt sich, daß es ein allgemein passendes also nur ein einziges seyn müsse.

Aus der Beschaffenheit der Wahrheiten, daß es ein solches seyn müsse, wodurch die Rechte der Vernunft nicht gekränkt, also kein blinder Glaube gefodert werde, und wodurch die Wirksamkeit der Wahrheiten nicht gehemmet

werde,

werde, also keine schwankende wandelbare Ueberredung hervorgebracht werde.

Diese Erfordernisse lassen sich blos bey einem bewährten, vollgültigen Ansehen finden.

Der Katholicismus liefert allein einen Grundsatz, wo den Fähigkeiten der Regreß zu den eignen Untersuchungen, (der Urkunden der christlichen Lehre) nicht abgeschnitten; aber den Unfähigen auch nicht unumgänglich nothwendig gemacht wird.

Die katholische Kirche ist unter allen christlichen Partheyen die einzige, die hierauf Anspruch macht, und vom Anfang des Christenthums immer machte.

Ein als Lehre des Christenthums ausgegebener Satz kann nur einen wahren Sinn haben. Wenn Wahrheit objectiv gegründet ist, so müßten alle Menschen in ihrer Kenntniß einstimmen: und wenn sie nicht einstimmen, so kann der Grund nicht in dem Satze selbst liegen, sondern in dem Wege den man bey seiner Untersuchung einschlägt. Die Erfahrung zeigt, daß die Menschen hiebey immer divergirten, statt zu convergiren: also eigne Untersuchung kann der rechte Weg nicht seyn.

Auch selbst wenn die Menschen einstimmig wären, so wäre dieß noch kein vollständiger Beweis, daß sie der Wahrheit auf dem rechten Wege nachgespürt hätten. Denn es kann zufällige Einstimmigkeit seyn: es kömmt auf das Princip derselben an: und ohne dieses ist es entweder casuelle oder durch eine höhere Einwirkung hervorgebrachte Einstimmung.

Die

Die freylich nach Einheit immer strebende Vernunft kann wegen der Ungleichartigkeit der Wahrheiten aus den aus sich selbst hergenommenen Principien kein solches aufstellen; sie kann es blos dadurch, daß sie Einartigkeit der Wahrheiten und des Erkenntnißgrundes derselben auf ein Princip zurückführt.

So kömmt ein ganz gleichartiges System heraus, eine Einheit, die nicht blos Ideal, sondern wirklich real ist.

Und ein solches System stellt allein der Katholicismus auf, und weist dadurch jede weitere Frage ab.

Die Beschaffenheit des Mittels muß aus dem Zwecke bestimmt werden, wozu es Mittel seyn soll: also das bewährte Ansehen und die dabey nothwendige Einstimmigkeit muß durch eine höhere Leitung gewirkt werden.

Also können die Leidenschaften der Menschen, denen das Ansehen anvertraut ist, ihm als Mittel nicht im Wege stehen; der Einsichtige weiß, daß, wo Menschen die Werkzeuge seyn müssen, sie nicht aufhören, Menschen zu seyn; daß aber dieses nur dann wesentlichen Nachtheil bringen kann, wo der Effect ganz von ihnen als Menschen erwartet werden muß.

Aus eben dem Grunde wird es ihn auch nicht abschrecken, wenn Einwürfe über die Möglichkeit und das wie der Sache vorkommen, die er etwa auch nicht zur gänzlichen Beruhigung heben könnte: weil sich diese Einwürfe auf eine göttliche Einwirkung beziehen, auf deren Einsicht er keinen Anspruch machen kann; und weil auch die größten Schwürigkeiten umsonst sind, so lange der Grund des Systems nicht erschüttert ist.

So fänden wir also den Menschen in seinen wichtigsten Bedürfnissen befriedigt; aber auch auf sie blos allein zurückgewiesen: gegen jede Vermessenheit und Anmassung gesichert: so wie es auf die Sphäre, in der er sich jetzt befindet, in jeder Rücksicht am passendsten ist, bis er in eine höhere versetzt wird, wo Glaube in Schauen, und Hoffnung in Besitz übergehet.

Nur die Liebe bleibt und wächst immer.

Anhang.

I.

Ueber die Unfehlbarkeit der Kirche.

Der selige Verfasser dieses Religionshandbuches sah die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche mit Recht als das Fundament des katholischen Glaubens an. Er suchte daher diese Lehre an verschiedenen Orten dieses Handbuches mit den besten, und stärksten Gründen zu unterstützen. Man wird nicht leicht ein ächtkatholisches Buch finden, das besonders in dieser Hinsicht an Gründlichkeit diesem Werke gleich gesetzt werden könnte. Doch äußerten verschiedene katholische Gelehrte ihre Unzufriedenheit über den zur Bestätigung dieser Lehre von dem sel. Verfasser geführten Beweis, und fanden seine Gründe darüber nicht befriedigend, und überzeugend genug. Da der sel. Verfasser seine Gedanken über dieselbe Materie in der fortgesetzten auserlesenen Litteratur des katholischen Deutschlandes auf eine weitläufige, und, wie mich dünkt, sehr populäre Art, vorgetragen hat, so will ich das Vorzüglichste davon hier beysetzen, in der Hoffnung, daß vielleicht diese neue Darstellungsart der Gründe, worauf die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche vorzüglich beruhet, manchen Leser mehr befriedigen möchte, als was der sel. Verfasser an verschiedenen Stellen dieses Werkes über dieselbe Materie sagt.

Die Veranlassung für den seligen Verfasser, seine Gedanken über diesen höchst wichtigen Gegenstand etwas weitläu-

läufiger an den Tag zu legen, war das berühmte Buch unter dem Titel: Kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit zur Beförderung einer freyeren Prüfung des Katholizismus, das er in der fortgesetzten auserlesenen Litteratur des katholischen Deutschlandes I. B. IV. St. S. 480. recensierte. Ich hoffe, daß ein Auszug aus dieser gründlichen Recension dem Leser nicht unangenehm seyn werde.

Wenn man das katholische Glaubenssystem, sagt der sel. Verfasser, gehörig prüfen will, so muß man allerdings mit der Lehre von der katholischen Unfehlbarkeit anfangen: mit dieser sinkt, und stehet das ganze Gebäude. Es beruhet nach den strengsten Regeln einer wissenschaftlichen Architektonick auf einem Princip; und nimmt man einmal die Bibel mehr als den Codex einer Vernunftreligion an, so muß man auch ganz nothwendig dieses Princip zum Grund legen: und dann ist das in allen seinen Theilen zusammenhangende System der christlichen Religion fertig, und steht unerschütterlich. Nicht als ob der katholische Dogmatiker seine Sätze auch ohne Behuf der Entscheidungen seiner Kirche nicht beweisen könnte, und müßte; dieß muß er thun, und dieß thut er auch: sondern weil, wenn man jenes Princip wegnimmt, wohl im Aggregat, aber kein System übrig bleibt. — Der Katholik darf sich auf keine Art bange seyn lassen, daß seine Glaubenslehren nicht hinreichend bewiesen werden können, oder daß gar das Fundament seines Glaubens unsicher sey. Eine Wahrheit, welche die strengste Prüfung scheuet, legitimirt sich eben dadurch nicht in ihren Charakteren. Der Katholik soll den Grund seines Glaubens prüfen: Herrschsucht, und Unwissenheit, Gleichgültigkeit, und Gemächlichkeit sind es, welche so manchen von der Prüfung zurückscheuchen, und die

Folge

Folge ist— Glauben ohne Leben, und ohne Geist. Ist man nun aber einmal von der Lehre der Unfehlbarkeit überzeugt, dann gäbe man durch einen ernstlichen Zweifel an einem, von der Kirche als göttliche Lehre entschiedenen Satze, eben seine Ueberzeugung an jene Lehre auf: beynahe wie es sich mit dem Glauben an göttliche Offenbarung überhaupt verhält. Der Katholik sucht aber dennoch, wenn er kann — und der Lehrer muß es thun — seine Gründe für jedes Dogma auf: findet er in manchem keinen besonderen Einfluß auf seine Besserung, so kann sie doch ein anderer darin finden; er benützet jedes so gut, als er kann, und läßt es auch seinen Bruder benützen: was bey ihm keinen praktischen Einfluß hat, kann ihn doch bey andern haben. Und auf diese Art würde auch in dem Falle, wo die Unfehlbarkeit nicht in der Oekonomie der von Christo gestifteten Religion so tief gegründet wäre, der Katholik nicht gefährdet werden. Was zur Heilsordnung nothwendig, und zuträglich ist, hat er gewiß: die übrigen praktischen Entscheidungen der Kirche, wenn sie anders recht gefaßt werden, sind ohne Zweifel solche, die seiner Besserung nicht entgegen stehen: die blos speculativen Fragen, die nicht würden entschieden worden seyn, wenn nicht spitzfindige Köpfe sie aufgeworfen hätten, weiß der gemeine Mann nicht einmal, und braucht sie nicht zu wissen; und die sogenannte fides implicita ist, wenn sie recht betrachtet wird, etwas ganz consequentes, und findet sich bey jeder Confession. „Zuviel, und immer von dem reden, sagt „Spalding, was aus dem Glaubenssystem weggeschaffet „werden müsse, bringt am Ende eine bloß verneinende „Religion hervor; und indem man die Menschen so sehr „an das denken lehrt, was sie nicht glauben dürften, so „lehrt man sie damit zugleich das darüber vergessen und „aus der Acht lassen, was sie nothwendig glauben soll-

„ten,

„ten, um wirklich besser, getrösteter, und zur Glückse-
„ligkeit geschickter zu werden.„

Daß die Lehre von der Unfehlbarkeit bey gelehrten Katholiken das freye Bibelforschen nicht hindere, ist schon oben gezeigt worden. Gewiß haben auch Katholiken über Inspiration, Integrität, Varianten, Puncten, und überhaupt über die Kritik der Bibel, uud über den Kanon viel eher freymüthig gedacht, als Protestanten, und auch selbst auf die Auslegung der Bibel erstreckt sich dieß. Bey den übrigen Sätzen hat der Gelehrte auch freyes Feld genug, und gehet in seiner Untersuchung nur sicherer. Hat Usurpation dieses Feld zu sehr beschränkt, so war es Mißbrauch, der sich bey allen Religionspartheyen mehr, oder weniger gefunden hat. Was den gemeinen Mann betrifft, so würde es lächerlich seyn, ihn zum Selbstforschen anzuhalten: und es ist eine wahre Verfehlung des Status quaestionis, wenn man, wie auch kürzlich H. Heydenreich in seinen Anmerkungen zu Cromaziano S. 235 that, das Gebot des Glaubens als ein solches ansieht, wo ich mich nach einer fremden Autorität ohne freye Prüfung, und Zusagung meiner Vernunft bestimme. Nach dem katholischen System wird dieß viel eher, als in jedem andern vermieden, wo im Grunde doch der gemeine Mann ohne sein Wissen durch Autorität bestimmt wird. Wie ließe es sich denn sonst z. B. erklären, daß die Kinder evangelisch lutherischer Eltern alle diese Religion in der Bibel fänden, und jene der Reformirten wider die ihrige?

Der Katholik hält sich für überzeugt, daß der Stifter der Kirche, der ihr beständige Dauer kraft seines Beystandes verheißen hat, zu diesem Behuf das Lehramt als eine Schule verordnete, wo jeder ganz ohne alle Gefahr die vollständige Lehre, die er seinen Aposteln anvertraut hat,

kennen

kennen lernen könnte. Dieß verstehet der Katholik nicht so, als wäre die Bibel für ihn ein versiegeltes Buch, oder als müsse er, wenn er Zeit, und Geschicklichkeit hat, nicht selbst aus der Offenbarung seinen Glauben, und die Gründe desselben aufsuchen. Nein, wenn er kann, soll er es thun, auch wenn die Kirche schon entschieden hat. Für den Theologen ist dieß schwere Pflicht: kann er auch ohne die Entscheidung der Kirche, die er ohnehin in der Polemik einzelner Sätze nicht leicht anwenden darf, ohne einen Cirkel zu machen, sich von seinen Sätzen überzeugen, so hebt dieß das Bedürfniß einer unfehlbaren Kirche gar nicht auf. Auch der Ungelehrte soll die Bibel zu seinem Unterrichte und zur Erbauung benützen. Aber im Falle, wo zwey ganz entgegengesetzte Lehren von beyden Seiten mit Gründen aus der Offenbarung und Vernunft unterstützet werden — und dieß ist gewiß der Fall in allen den Lehren, wo wir von anderen Kirchen unterschieden sind — wie soll er da zur festen Beruhigung, die doch, wenn der Glaube in Handlungen übergehen soll, so nothwendig ist, wie soll er zu dieser gelangen, da er weder Zeit, noch Fähigkeit hat, zu untersuchen, und zu entscheiden? Die Sache dahin gestellt seyn lassen, ist doch bedenklich, und würde auch auf Offenbarung überhaupt gehen können: — nur jene Sätze annehmen, worüber alle Partheyen einstimmig sind — so findet er deren kaum einen: sie nach dem Einfluß, den sie auf seine Besserung haben, beurtheilen — so kömmt man nothwendig auf einen Cirkel; die ganze christliche Religion wird subjectiv, und man widerspricht Paulo, der die ganze göttliche Schrift für nützlich zur Erbauung erklärt 1. Tim. III. — thun, was Spalding sagt: „Wenn es euch nicht an„steht, oder zu mühsam däucht, etwas über die Wahrheit, „oder Wichtigkeit einer Lehre festzusetzen, so lasset euch

„von

„von dem ersten, dem besten sagen, was ihr glauben „sollt„ — dieß hieße im eigentlichen Verstande blind glauben. Er sieht aber, daß sich alle Menschen seines Gleichen im Grunde durch Ansehen leiten lassen. Er nimmt also hier die Lehren seiner Kirche an, von denen er sich überzeugt hält, daß Gott in ihr seine Heilslehre erhalten werde: ob er sie gleich im übrigen nicht von den Einflüssen der Zeit, und Umstände und der Mißbräuche ausgenommen hat, und auch nicht ausnehmen konnte: und so hält er sich überzeugt, den Foderungen seiner Vernunft, und seines Gewissens Genüge gethan zu haben. So stellt er sich die sogenannte Unfehlbarkeit vor, nicht als eine absolut innerliche; sondern als eine weise, sanfte göttliche Leitung, und Einrichtung, wodurch, ob wir gleich die Wege der Vorsicht nicht deutlich einsehen können, im neuen Testament die göttlichen Wahrheiten eben so bey allen Hindernissen erhalten werden, als ehemals die Lehre von dem einzigen wahren Gott bey dem dazu erwählten Volke erhalten wurde. Daß Gott es könne, wird nicht bezweifelt werden; daß er es wolle, läßt sich schon aus sehr vielen Gründen präsumiren, wenn man nicht alles von Christo geoffenbarte, unter die gleichgültigen Dinge setzen will: hat er es aber auch zu thun versprochen? Dieß ist ein Factum, muß also wie jedes Factum untersucht werden; und auch im Falle, wo es nicht bis zur Evidenz könnte bewiesen werden, ergiebt sich bey jener starken Präsumtion doch ganz leicht, daß der Katholik in seinem Verfahren nicht unklug handelt. — Daß es aber mit diesem Facto seine Richtigkeit habe, wird von dem sel. Verfasser vorzüglich aus den Stellen Math. XVI. 18, 19. Joh. XIV. 16. Math. XVIII. 20. Ephes. IV. 11. I. Tim. III. 15. gezeigt. Dann sucht er die Lehre von der Unfehlbarkeit aus der ganzen Oekonomie

nomie des neuen Testaments ins Licht zu stellen, und darzuthun.

Christus, und seine Apostel, fährt er weiter fort, haben alles gelehrt, was zu unserer Bestimmung in dieser, und jener Welt gehört; sie haben uns von göttlichen Dingen, und unseren Pflichten vollkommen unterrichtet, und ihr Unterricht in seinem ganzen Umfange soll die beständige, ewige Norm der Christen seyn. Die Schriften, die wir davon haben, zeigen sowohl in der Geschichte, wie sie verfaßt worden, als auch in ihrer Einrichtung selbst, daß sie nicht als die eigentliche, einzige Norm gelten können, und sollen. Und in der That gehört ein ganzer Apparat von Erudition dazu, sich nur von ihrer Aechtheit und Integrität zu überzeugen. Kömmt man nun auf die Auslegung derselben, so ist eben ihr Verstand der Gegenstand des Streites, so ist kein einziger Satz, der der Offenbarung eigen ist, der nicht auch von gelehrten Männern auf verschiedene Art ausgelegt würde. Die wenigsten Menschen haben Zeit, Fähigkeit, oder Gelegenheit, die Sache mit eignen Augen sehen, und die Gründe der entgegengesetzten Partheyen selbst abwägen zu können: und am Ende, wer ist derjenige, der eine solche Untersuchung ohne alles Vorurtheil anstellt? Sollte es also nicht schon zu vermuthen seyn, daß, wenn der Urheber der christlichen Religion sie vollständig auf ewige Zeiten wollte erhalten haben, wenn sie nicht mit seiner, und der Apostel Leben untergehen, oder sich bloß bey einigen wenigen erhalten sollte, er ein anderes Mittel getroffen haben würde, ein allgmein gültiges, und allgemein passendes, wo nicht die großen Vorzüge der Religionskenntniß bloß den Gelehrten vorbehalten wären?

Wir finden nun überhaupt, daß die Erziehung der Menschen

schen immer durch Autorität geleitet wird, daß auch der Gelehrteste ihrer nicht entbehren kann; sie hat ohnehin mit einer positiven Religion etwas Analoges, und fand sich schon im alten Testament vor, dessen ganze Einrichtung, wie H. D. Oberthür so schön zeigt, eine schola docendae et conseruandae religionis war. Nur müßte sie auch bewährte Authorität seyn, die nicht auf blinden Glauben beruhete. Führt man ja auch für die Offenbarung überhaupt den Beweis daraus, daß die menschliche Vernunft aus verschiedenen Gründen nicht allgemein und beruhigend zur Kenntniß unserer Pflichten, des Verhältnisses Gottes zu uns, und unseren Erwartungen in jenem Leben leite, daß also eine höhere Offenbarung allerdings zu wünschen, und ihre Existenz von der Güte Gottes zu präsumiren sey.

Nun finden wir eben dieses in der Oekonomie des neuen Testaments. Christus lehrte, und foderte Glauben, und bewies seine Sendung, und sein Ansehen durch Wunder. Die Apostel thaten das nämliche, wirkten Wunder bey denen, die noch an ihrer göttlichen Sendung zweifelten, und bey den Kirchen beriefen sie sich auf den Beystand des heil. Geistes.

Mündlicher Unterricht also, und von außen bewährte Autorität war das erste Mittel, wodurch die christliche Religion gepflanzet, und ausgebreitet ward. Nun mußte aber der Stifter derselben dieses große Werk bloß dem Zufalle jeder mündlichen Fortpflanzung überlassen; oder er müßte ein Mittel erwählen, wodurch sie vollkommen, wie sie zum Heile des Menschengeschlechtes vorgetragen war, erhalten würde. Er stiftete daher eine sichtbare Kirche, deren ganze Einrichtung er bestimmte, und alles dahin richtete, daß seine Lehre vollkommen erhalten werden sollte.

sollte. Man sehe hierüber die schönen Gedanken des H. D. Oberthür in seiner Idea eccleiiae. Und wirklich versprach er ihr auch ewige Dauer; gründete aber dieses Versprechen auf eine positive Anstalt, auf ein von ihm eingesetztes Lehramt; auf Vereinigung mit dem Fundament der Kirche Math. XVI. und XXVIII. Ephes. IV. Die Kirche sollte die Schule seiner wahren Lehre seyn: nicht neue Entdeckungen, neue Offenbarungen sind ihr versprochen; nur sollten seine Lehren darin vorgetragen, und nach Umständen mehr entwickelt, und angewandt werden, wie es schon die Apostel thaten. Eben so verhielten sich diese auch in den Unterweisungen, die sie ihren Lehrlingen, und Nachfolgern gaben. Behalte, was dir ist übergeben worden, durch den Beystand des in uns wohnenden heil. Geistes; lehre eben das, was ich dich gelehrt habe, wieder andere, die fähig sind, es auch wieder andern zu übergeben: und da du diesen Unterricht durch den Glauben hast, so kannst du dich auch der Schriften des A. T. dabey bedienen, und dann wird dir zur Besorgung deines Lehramtes nichts mehr fehlen. 2. Tim. I. 14. II. 2. III. 14. So befiehlt dieß Paulus auch Act. XX.

Eben diesen Weg der Autorität befolgte man in der ersten Kirche. Warum hätten denn sonst die ersten Kirchenväter die Gläubigen immer so sehr zu einer, fast könnte man sagen, übertriebenen Anhänglichkeit an ihre Lehrer ermahnt? Auch wenn sie die Gläubigen auffoderten, die Schrift zu lesen, so geschah es mit der Einschränkung, es unter der Aufsicht der Lehrer, und nach der kirchlichen Auslegung zu thun. Iren. L. 5. c. 32. Orig. περι ἀρχων Praef. Clemens Alexand. Stromat. L. 6. Tertull. Cyrill. Ierosl. catech. 5. Dogmata christiana non eruebant e sacrarum litterarum oraculis, sed scriptura vte-

bantur tantum ad confirmanda ea, quae ex magiſtrorum ſuorum inſtitutione didicerant, ſagt Griesbach *in curis ad hiſtoriam textus graeci.* Man vergl. Leſſings nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage. So wurden die Katechumenen nicht vollſtändig vor der Taufe unterrichtet; ſie mußten alſo ſchon zum voraus von dem Gewicht einer Autorität überzeugt ſeyn, der ſie ſicher trauen könnten.

Alſo die ganze Einrichtung der Kirche verweiſet auf Anſehen im Unterrichte. Ein Lehramt ſollte das Mittel ſeyn, die chriſtliche Religion jeden zu ſeiner ganzen Beruhigung zu lehren. Dieſes Lehramt mußte aber, wenn es Glauben foderte, auch ſeine Autorität beweiſen können. Und wenn ich in der höchſt wichtigen Sache nicht immer dem Schwanken ausgeſetzt ſeyn ſoll, ſo muß dieſes Anſehen die höchſt mögliche Zuverläßigkeit haben. Chriſtus verſprach ihm immer beyzuſtehen; ſeine Kirche ſollte dadurch ſo feſt gegründet ſeyn, daß keine Macht ſie zerſtören würde. Nun ließ ſich dieß bloß durch zwey Mittel bewerkſtelligen, wodurch er auch anfangs ſeine Kirche gründete, — durch Wunder, oder durch den Beyſtand des heil. Geiſtes, als eines untrüglichen Lehrers. Wunder bewieſen eigentlich nie eine Lehre, ſondern nur das Anſehen des Lehrers. Dieſe waren bey den Apoſteln nothwendig, weil die Kirche noch nicht ganz gebildet war, ſo wie aus eben dieſem Grunde perſönliche Infallibilität ihnen nöthig war. Da die Gabe der Wunder aufhörte, ſo kann dieß alſo nicht das Mittel ſeyn, welches Chriſtus wählte. Es bleibt uns alſo nichts übrig, als der beſtändige Beyſtand des heil. Geiſtes, den das Lehramt hat. Hat es aber dieſen, ſo kann ſich der Chriſt ohne alle Furcht ganz ſeinen Entſcheidungen überlaſſen; ohne daß er ängſtlich unterſucht, wie ihm wohl der heil. Geiſt beyſtehe; ſo wie jeder Chriſt die

Inspiration der heil. Schrift glaubt, ohne das Wie zu untersuchen, worüber man doch am Ende nichts, als Hypothesen bekommt.

Allein, sagt man, hier braucht es doch wieder Untersuchungen, zu welchen der gemeine Haufe nicht aufgelegt seyn soll. Freylich braucht es überall Untersuchung. Wie untersucht denn wohl der gemeine Christ die Wahrheit der Offenbarung überhaupt? Die Frage ist nur, welche Untersuchung führt am leichtesten zum Ziel? Welche erspart eine Menge anderer, zu der die wenigsten geschickt sind? Eine einzige Untersuchung, und dann ist alles geschehen. Und in einer so wichtigen Sache kann man zuversichtlich sagen: da befindet sich Gewißheit, wo sich die größte Wahrscheinlichkeit befindet. Betrachtet man die Sache genau, so sind in jeder Kirchenparthey Autoritäten, Symbolen, und es müssen auch deren seyn. Nur fragt sichs, wo man am consequentesten damit verfährt. Der Verf. der Censur des protestantischen Lehrbegriffes, der gewiß der Autorität das Wort nicht redet, sagt selbst: „So etwas, wie Symbole, wird man immer geben müssen, so lang der gemeine Mann noch nicht auf eignen Füßen stehen kann, welches er in dieser Welt wohl nie lernen wird. Die einmal angenommenen Symbole sollen bleiben, und dieß um der Ordnung willen, damit nicht durch eine Vermischung der allerley Meynungen ein Wirrwarr, und endlich gar Anarchie entstehe. — Man verwirft den protestantischen Lehrbegriff, wie er in dem ersten Aufkeimen des Protestantismus festgesetzt wurde. — Nun was giebt man dafür? Der eine den Naturalismus, ein anderer den Deismus, dieser den Fatalismus, jener den Atheismus.“ Wenn aber dieser Verf. die Symbole bloß wegen der äu-

ßern Ordnung beybehalten wissen will, und sie doch auch zugleich wegen der Unfähigkeit des gemeinen Mannes für ihn für nothwendig erklärt, so scheint er sich in einen nothwendigen Widerspruch zu verwirren — so hat also der gemeine Mann blinden Glauben. Aber nicht nur die ganze Einrichtung der Kirche, und Religion führt uns auf die Nothwendigkeit einer untrüglichen Autorität hin: es kömmt noch eine andere ganz in das Wesen der Religion eingewebte Ursache dazu. Der Stifter der Religion wollte alle seine Schüler in eine einzige äußerliche Kirchengemeinschaft versammeln: es sollte ein Hirt seyn: er wollte keine Nationalkirche, wie die Israelitische war, er foderte nicht bloß Beyfall zu einer oder der andern von ihm vorgetragenen Lehre. So wie er alles, was er von seinem Vater hörte, seinen Aposteln bekannt machte, so wollte er, daß auch sie dieß vollständig lehrten, und dazu versprach er ihnen seinen Beystand.

Die Apostel, die uns so oft zur Vollkommenheit ermahnen Ephes. VI. 13. Jak. IV. Koloss. IV. 12. zeigen eben dieses: oder man müßte annehmen, es wäre nicht die ganze christliche Lehre, die uns Christus als eine so große Gutthat, die uns der Vater durch ihn geschenkt, anrühmt, von wichtigem, praktischen Einfluß. Aus der Geschichte des Apelles, die uns Eusebius K. Gesch. B. 5. K. 13. erzählet, sehen wir, daß auch die erste Kirche anders dachte. Und wer sollte endlich jene nothwendigen Artikel bestimmen? Und aus welchem Bestimmungsgrunde? Kommt man da nicht immer in beständige Zirkel? Paulus hält die Auferstehung der Körper für einen höchst wichtigen Artikel 2. Tim. II. Er und Johannes, Petrus, und Judas reden von verschiedenen seelenverderblichen Ketzereyen. Wer soll entscheiden, was nothwendig, oder nicht noth=

nothwendig sey? Petrus sagt noch, daß man bey falscher Erklärung dunkler Stellen in Gefahr des Heils kommen könne 2. Br. III. 15. — Liegt der christlichen Religion kein wahres System zu Grund, zu dem alle seine Theile gehören? Woraus ist, ohne in einen offenbaren Kreisschluß zu fallen, auszumachen, welches die eigentlichen Fundamentalartikel seyn sollen? Locke zeigte sehr wohl, wie unstatthaft es sey, sich auf gewisse Fundamentalartikel berufen wollen: und da er die Unfehlbarkeit jeder Kirche geläugnet hatte, so schränkt er sehr consequent das Ganze bloß auf die zwey Artikel ein: daß ein Gott sey, und daß Jesus der Messias sey; und dieser zweyte Artikel, wird ein anderer sagen, betraf bloß die Juden. Man sehe auch, was H. Wieland in der Abhandlung von der Freyheit in Religionssachen zu denken, darüber sagt. Wer ordentlich schließen will, kommt gar leicht auf die bloße reine Vernunftreligion, die aber als biblisch betrachtet, mit sich selbst in Widerspruch kommt, und unauflösliche Schwierigkeiten hat.

Ich setze noch bey so viele Hinweisungen auf Einigkeit in den Bildern eines Gebäudes, eines Körpers, einer Taufe, einer Heerde unter einem Hirten, wo ganz gewiß vom Bekenntnisse der Lehre die Rede ist. Daß aber unter diese Heerde nicht alle Christen gehören, es also nicht genug sey, nur Christi Lehre in einigen Punkten zu bekennen, sagen die Apostel, da sie mancherley Irrgläubige davon ausschließen.

Davon waren auch die ersten Christen überzeugt. Daher die große Anhänglichkeit an die ersten Lehrer, daher jenes Berufen auf die älteren apostolischen Kirchen. Man sehe Tertull. de Praescript. c. 20. „Da die christliche „Religion ihre Dogmata von göttlicher Offenbarung her-

„leitete, sagt Garve, so sah man die Tradition für einen „sehr heiligen Bestimmungsgrund in Religionssachen an: „ferner ward der genaueste Zusammenhang der Gemeinden, „und ihre vollkommenste Einigkeit in Lehren, und Gebräu„chen für ein nothwendiges Stück der Religion gehalten. „Aus dem ersten folgte, daß man die ersten und ältesten „Sätze des Christenthums als die Quelle der Lehre und „Tradition vor allen übrigen respektirte; das andere mach„te, daß die Geistlichkeit aller Orten durch Briefwechsel, „oder in Zusammenkünften unaufhörlich sich mit einander „berathschlagte, die Meynungen und Gebräuche, die in „ihren respektiven Gemeinden bisher geherrscht, oder neu„erlich sich eingeschlichen hatten, mit einander verglich; „und sobald die kleinste Verschiedenheit sich hervorthat, „entweder einen Vergleich, oder eine Entscheidung suchte.„ Es ist ganz unhistorisch, wenn man den Begriff Ketzer dahin einschränkt, daß er denjenigen beygelegt worden, welche sich von der Kirche trennten: jene hießen Ketzer, die in der Lehre von der Kirche abwichen, vergl. Tit. III. 10. Auch schon in der Apostel Zeiten findet man Spuren einer Verbindung unter einzelnen Kirchen wegen Glaubenssachen, obgleich diese bey den Lebzeiten der Apostel nicht so nothwendig war.

Finden wir nicht auch in der ganzen Natur bey aller Mannigfaltigkeit ein Hinstreben nach Einheit? Ist es nicht das höchste Geschäft der Vernunft, Einheit zu bewirken? Und müßten nicht, wenn jede Vernunft ihre Pflichten erfüllte, alle Menschen auf Eines kommen? Aus der Verschiedenheit der individuellen Vorstellungen wird man doch keine Unmöglichkeit beweisen wollen, sonst möchte wohl Gefahr seyn, daß ein allgemeiner Skepticismus herrschend würde. Wenn also noch Unterschied und Widerspruch herrscht, so ist dieß weder in dem Wesen der Vernunft,

nunft, noch in der Lehre Christi — denn die hat gewiß nur einen Sinn — noch auch in den Leidenschaften der Menschen zu suchen. Dieses letztere behaupten, hieße sich an der Ehrerbietung, die man so vielen Gelehrten schuldig ist, versündigen.

Wodurch soll aber nun diese Einigkeit bewirkt werden? Durch eigne freye Untersuchungen gewiß nicht; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß eben dadurch Partheyen entstanden: und wie viele sind zu Untersuchungen fähig? Für diese müßte es also durch eine Lehranstalt geschehen, wie auch der Apostel Ephes. IV. sagt, und dadurch die ganze Heerde unter einen Hirten versammelt werden. Wenn, sagt Hr. Garve, bey der unausbleiblichen Verschiedenheit der Meynungen, in dem dogmatischen Theile der Religion Einigkeit erhalten werden soll, so muß ein Richter da seyn. Mit dem Worte Richter könnte leicht ein falscher Begriff verbunden werden. Wir wollen sagen, eine Lehranstalt, die dieß zu bewerkstelligen fähig ist. Um aber dieß zu können, muß sie mit einem Ansehen verbunden seyn, welches sicheres Zutrauen einflößet. Wie schwer ist es aber, sich von den Einsichten der Lehrer zu überzeugen? Wie vortheilhaft im Gegentheil, wenn sie sich nicht bloß auf ihre Einsichten berufen müssen, sondern wenn sie als Abgesandte einer Gesellschaft auftreten, die Gott vor jedem Irrthum sicher zu stellen versprochen hat, und die seine Lehre authentisch interpretiren kann? Endlich so lang die Lehrer selbst nicht einig sind, so wird der gemeine Mann immer noch schwanken, er wird die so nöthige Festigkeit des Glaubens nie erhalten. Diese Einstimmung aller läßt sich nicht anders, als durch göttliche Einwirkung hoffen.

Freylich wollte der heilige Stifter unserer Religion auch Einigkeit in den Gesinnungen, Einigkeit in der Liebe ha-

haben: man bedenke aber, daß hier alles seinen Werth von der freyen moralischen Gesinnung erhalten müsse, und man wird leicht den Unterschied sehen, der sich zwischen den Mitteln befindet, wodurch beyde Einheiten bewirkt werden können.

Doch der scharfsinnige Verfasser der Censur des protestantischen Lehrbegriffs giebt ein anderes Mittel an, wie diese Einigkeit zu erreichen sey. „Da die Religion „Christi ein Ganzes ist, so müssen alle ihre Theile zusam„menhängen. Die Quelle der Uneinigkeit der Christen „liegt darinn, daß noch kein einziges, allgemein geltendes, „und evidentes Religionssystem da ist, und dieß kann „nicht da seyn, bis ein höchstes Prinzip desselben aufge„funden ist. Indessen soll der gemeine Mann bey seinen „Symbolen bleiben. Sie sind immer besser, als gänzli„che Anarchie."

Ich will hier nicht untersuchen, ob es wohl je wird zu hoffen seyn, daß dieß Princip allgemein geltend werde, ob bey der Ableitung der Wahrheiten aus ihm nicht eben wieder so viele Uneinigkeiten entspringen werden, ob der gemeine Mann nicht wieder auf trügliches Ansehen, auf etwas Positives hingewiesen werden wird, und muß. Der H. Verfasser sagt selbst, es wäre eine Idee, der wir uns ins Unendliche nähern sollen, die wir aber zum wenigsten hier auf Erden wohl nie ganz erreichen werden. Nur dieß bemerke ich, daß es nach der Deduction dieses Princips, wie sie vom H. Verfasser geschieht, keine der Materie nach von der Vernunftreligion unterschiedene geoffenbarte Religion geben könne. Das ganze Christenthum ist also bloß reine Vernunftreligion, die übrigen Lehren sind Gerüste, die man so lange beybehält, bis das Gebäude ganz fertig, und fest da steht. Nimmt man also eigentlich

geof-

geoffenbarte Lehren an, so hat das ganze System schon kein Princip der Einigkeit mehr. Bauet man das Religionssystem, sagt er selbst S. 134 auf Theologie (und das thaten doch bisher alle Partheyen) so will ich den sehen, der mir das Pabstthum wegvernünfteln soll. — Ganz richtig, wenn man eigentlich geoffenbarte Lehren annimmt, so hat der Katholik, da er eine von Gottes untrüglichen Beystand geleitete Lehranstalt glaubt, allein ein den Lehren homologes Princip, und er könnte also allein ein ganz zusammenhängendes System der Religion aufstellen. Eben so schließt Reinhold: Wenn eine Religion Geheimnisse enthält, sagt er, wenn sie ihren Glauben durch Wunder erlangt, so ist das System der Unfehlbarkeit das einzig mögliche. Fast eben so raisonnirt H. Wieland im deutschen Merkur 1788. Nun aber kann man den Schluß und die Alternativ leicht einsehen.

Also kurz: wenn das Christenthum durch eine Lehranstalt muß fortgesetzt werden, so muß sich diese Lehranstalt durch göttliches Ansehen legitimiren. Ist die ganze christliche Religion zum Nutzen der Menschen von allen Zeiten; ist Streben nach Einigkeit in den Vorstellungen Pflicht, so bin ich auch verpflichtet, vor allem zu untersuchen, ob Gott nicht ein ganz nahes Mittel aufgestellt habe, wodurch sie allgemein, nach der Fassungskraft aller, doch ohne die Rechte der Vernunft zu verletzen, das heißt, ohne blinden Glauben, erhalten werde: und so lang ich von dem Nichtdaseyn einer solchen Anstalt nicht evident überzeugt bin, darf ich nicht auslesen, was zu glauben nothwendig, oder nicht nothwendig sey, ohne mich der größten Gefahr auszusetzen.

II.

II.

Lebensbeschreibung

des seligen Verfassers

verfasset

von Herrn Othmar Frank, Benedictiner und

Professor der Theologie zu Bani.

Nach dem sanften Tode eines verdienstvollen Gelehrten, der sein rastloses Leben in einem hohen Alter beschlossen hat, können seine Freunde leicht ihren Schmerzen über den erlittenen Verlust stillen. Er hat die in seinen blühenden Jahren gemachten, wissenschäftlichen Entwürfe größtentheils ausgeführt, allen den Nutzen, den er zu stiften im Stande war, hervorgebracht, Liebe und Schätzung in seinem Wirkungskreise sich nicht nur erworben, sondern auch lange genossen; seine nach einem allgemeinen Schicksale erlöschenden Geisteskräfte haben ihn zu ferneren Unternehmungen untauglich gemacht; den Ruhepunkt in der Aufklärung, welcher den Denkgesetzen unserer Seele angewiesen ist, hat er erreicht; bey den immerwährenden Veränderungen der Wissenschaften hat er sich keinen großen Einfluß auf dieselben mehr zu versprechen, und nach vielen mühevoll verlebten Jahren ist er in Gefahr sich selbst zu überleben. Warum sollte man trostlos seyn, wenn er dahin scheidet, er, der unsere vornehmsten Erwartungen von sich schon längstens erfüllet hat? Die Bothschaft seines Todes war schon lange vorausgesehen: wie könnte sie nun, da er stirbt, gleich einem plötzlichen Falle überraschen!

raschen! Höchstens entfällt seinen mit ihm graugewordenen Jugendfreunden bey seiner Leiche noch eine zitternde Thräne, und die ehemals seine ausgezeichneten Geistesfähigkeiten glänzen sahen, empfinden nun wieder lebhaft das Loos der Menschheit; indem sie jene Gaben hier niederden vernichtet sehen, deren Verfinsterung schon vordem ihr schmerzliches Mitgefühl erweckt hatte. Schimmerten mehr seine Verstandeskräfte, als seine sittlichen ausgebildet waren, besaß er Scharfsinn und Gelehrsamkeit ohne Tugend; so empfängt man die Nachricht von seinem Tode wenigstens mit Kälte und Gleichgültigkeit. Selbst ein unbescholtenes Leben im hohen Alter erst beschlossen scheint sich am Ende nicht mehr zu belohnen. Gebrechen verbittern es, scheuchen andere zurück, und verdunkeln alle Reize zur Nachahmung seines gesetzmäßigen Verhaltens.

Wenn aber ein tugendhafter Gelehrter in der Reife seiner schönsten Jahre, mitten in der Laufbahn, auf der er sich schon so verdiente Lorber gesammelt hat, und nun durch seine hoffnungsvollen Unternehmungen zum Gegenstand der Aufmerksamkeit vieler geworden ist, zu einer Zeit, wo seine nützlichsten Plane sich erst ihrer gänzlichen Ausführung nahen, wo sein bescheidenes nicht blendendes Licht noch auf so viele wohlthätige Strahlen werfen, und sein untadelhafter Wandel noch mehrere zur Tugendliebe und Gottesverehrung erwärmen könnte, plötzlich dahin sinkt, seine Kräfte ersterben, sein Licht auf einmahl erlischt, und seine Wärme erkaltet; da entsteht in seinem Kreise eine Erschütterung, ein gewisser Stillstand, und eine Leere, an die sich alle jene nur durch Länge der Zeit zu gewöhnen lernen, welche seine Gaben gekannt, seinen Werth und seine Verdienste zu schätzen

ge-

gewußt, und seine Einwirkung auf ihre Bildung gefühlt haben.

Ein solcher Verlust wird die kurze Zeichnung von dem Charakter des so sehr beklagten Mannes rechtfertigen, der seit dem 19ten Junius 1794 Banz nicht mehr zieret; der zwar alt an Verdiensten, aber nicht an Lebensjahren, unermüdet während dieser, durch mündlichen Unterricht und Belehrungen, durch Schriften und vorzüglich durch seine edlen Tugenden zum Besten anderer geschäftig war. Vielleicht ist sie, obschon mangelhaft, doch seinen Freunden und Verehrern nicht unwillkommen: vielleicht werden sie dadurch mit ihrem Freunde bekannter, und etwa erscheint ihnen dieser von manchen Seiten noch achtungs- und liebenswürdiger. Sie soll zwar auch ein Denkmahl meines aufrichtigen Dankes für die Lehren seyn, die ich von ihm erhielt, und für die besondere Freundschaft, die er mir schenkte; aber doch wünsche ich, daß man sie aus diesem Gesichtspunkte nicht allein beurtheile, und deßwegen die Wahrheit derselben für verdächtig halte. Er bedarf in der That keiner Lobrede, sondern nur einer getreuen Darstellung desjenigen, was er wirklich war. Wer aber hier die Abenteuer eines Aventurier erwartet, der seinen Wirkungskreis, welcher ihm zu enge und seiner Kraftäußerungen unwürdig scheinet, überspringt, und auf einem großen Schauplatze seine für die wirkliche Welt oft nicht passenden Entwürfe auszuführen wagt, wird wohl diese Blätter unbefriedigt aus den Händen legen. Hier ist nur die Rede von einem Manne, der sogar alle Gelegenheiten glänzen, und eine größere Rolle spielen zu können ausschlug; vor allem nur auf dem Posten, wohin ihn die Vorsehung gesetzt hatte, nützen wollte; der weit entfernt Antheil an großen Weltbegebenheiten nehmen oder vorgeben zu wollen,

len, um sich durch diese Prahlerey von allen Pflichten zu Hause loszubinden, vielmehr dadurch der ächte Weltbürger war, daß er diejenigen, mit denen er in Verbindung lebte, nach allgemein gültigen Gesetzen behandelte, in jedem einzelnen Menschen die Würde der Menschheit verehrte; kurz, der die Verbindlichkeiten seines Standes als Mensch und Christ vollkommen erfüllte.

Der Selige wurde zu Bamberg den 4ten November 1752 geboren. Sein Vater Christian Wilhelm Schwarz war da Professor der Arzneygelahrtheit, fürstlicher Leibarzt und Hofrath, seine Mutter eine geborne Bauer von Heppenstein, aus einem ansehnlichen Geschlechte daselbst. Schon in seiner Kindheit ließ man es ihm an keinem Mittel gebrechen, das zur ersten Bildung seines Verstandes und Herzens wirksam seyn konnte. Frühzeitig entwickelten sich daher seine glücklichen Geistesgaben. Im neunten Jahre seines Alters hatte er die lateinische Sprache in einem solchen Grade gefaßt, daß er die ausgesuchtesten Schwierigkeiten in auswendigen Aufgaben behend zu lösen wußte. Er trat deßwegen in die unterste Klasse der Grammatik auf dem Gymnasium zu Bamberg, wo damals Jesuiten lehrten, im zehnten Jahre seines Alters, in die andere gewöhnlich erst nach zurückgelegtem zwölften Jahre oder noch älter kommen. Hier zeichnete er sich durch seinen Fleiß eben sowohl als durch seine Fähigkeiten aus; trug manchen Preis davon, und machte schnelle Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache und in den schönen Künsten, wovon man einen Vorgeschmack da erhalten konnte. Freylich war der öffentliche Unterricht zu jener Zeit trocken; aber was ihm hier abgieng, ersetzte man zu Hause: man ließ bald seine Wißbegierde häufiger aus den Quellen selbst schöpfen; gab ihm die besten alten Klassiker

in

in die Hand, und bildete seinen Geschmack; indem man ihm lehrte, dieselben genau zu interpretiren, das Gelesene jedesmahl zu überdenken, und das Schöne und Fehlerhafte darin zu beurtheilen. So gewöhnte er sich an eine männliche Lektüre und richtige Schätzung des Wissenswürdigen. Auch lernte er dabey die französische Sprache verstehen und sprechen, und las die damals vornehmsten deutschen Schriftsteller. *) Seltene Talente, eignes rastloses Bestre-

* Aus mehreren Beweisen seines guten Geschmacks und seiner gesunden Beurtheilungskraft wähle ich hier nur einen, worin man zugleich Merkmahle seiner Bescheidenheit und offenen Freymüthigkeit sehen kann. Nach der Infulation unseres sel. Abten und Prälaten Valerius 1768 schickte er dem P. Placidus Sprenger sein Urtheil über dessen Gedichte auf die Wahl und Einsegnung. . . . „Ich war recht entzückt darüber, „schrieb er. . . „So gibt es doch in Franken auch noch Dichter! Darf ich darüber einige Anmerkungen machen? Sie sind schwach, doppelt schwach, weil meine Feder in Flor verhüllt ist. (Sein Vater war kurz vorher gestorben) In der Elegie gefällt mir das Beywort scrutans zu Sequana nicht gar zu wohl: ich dächte, es schickte sich besser zur spanischen Grandezza und zu dem Tagus als zur Sequana. Es scheinet das Muntere, das Flüchtige der Franzosen nicht recht zu treffen. — In der Epope Vers 4 gen etwas hart. — Aber im übrigen wie ist nicht die Schreibart so erhaben, der Anfang so mahlerisch! der 13 Vers so stark! Bey dem 18 höre ich die Nymphe schreyen; ich sehe, wie sie die Zunge bewegt. Der staunenden Auferstehung, wie stark! fieng an zu verschmachten, wie natürlich? Ja, ja, ich sehe, sie sinkt zurück auf die Erde. Des sitzenden Allerhöchsten, wie so gemäß der Majestät Gottes! Soviel von der schönen Epope, der sich kein Dichter schämen darf. — Jetzt komme ich an das Stück, an das geßnerische

Stück,

streben, guter Unterricht und die beste Erziehung wirkten zusammen, um aus ihm den edelsten Jüngling zu bilden, und jenen frühen Gelehrten, der nicht über die tausend anderen nothwendigen Stufen geschritten zu seyn schien, und der nachher bey seiner späteren Selbstbildung nicht wie so viele nothwendig hatte, seine vorhergehende zu zerstören, und sich ganz neu umzuschaffen.

Nach geendigtem ersten Jahre des philosophischen Cursus im 16ten seines Alters trat er in das Benedictiner-Stift Banz. Seine Vorliebe für dieses Kloster entsprang aus einem besonderen Zufalle. Sein Vater, der im Knabenalter einen Bruder gekannt hatte, von dem er wegen des frühzeitigen Todes ihrer Eltern durch die beyderseitigen Anverwandten weit getrennt worden war, wußte nicht, wohin er gekommen sey. Als er nach zu Halle vollendeten mediciniſchen Studien und erhaltener Doctorwürde auf Coburg reiste, erfuhr er da von ungefähr, daß der Syndikus und Consulent zu Banz sich Schwarz nenne. Begierig denselben zu sehen, kam er dahin, und auf der Stelle erkannten sich beyde Brüder freudentrunken einander. Einige Zeit nachher nahm er als Medicus ordinarius des Klosters seine Wohnung daselbst, und blieb es auch, nachdem er seine Professur auf der hohen Schule zu Bamberg bezogen hatte, wo er dann fürstlicher Leibarzt und

---

Stück, welches alle meine Liebe gewonnen hat, das Schäfergedicht. Wahrhaftig darin haben sie es weit gebracht. Wie ungezwungen, wie natürlich, wie unerwartet ist alles? Schad, daß es nicht länger ist. Ey, die schönen Papillions, dadurch verrathen sie sich, wenn auch das Schöne desselben sie nicht verrathen hätte. Wie anmuthig! ich kann sie mir nicht genug lesen, die so schöne, nette, ausführliche Beschreibung ihrer Papillionsjagd u. s. w.

und Hofrath wurde. Man schätzte ihn allgemein hoch; selbst Se. Hochfürstl. Gnaden Franz Ludwig und der jetzige Kurfürst von Mainz besuchten ihn öfters, da beyde Brüder noch Domherren waren; unterhielten sich mit ihm und seiner auserlesenen Büchersammlung. Sein einziger Sohn (denn die übrigen Kinder hatte ein früher Tod weggerafft) erbte eine besondere Neigung gegen Banz von seinem Vater, und dieser entschloß sich, indem er Wittwer war, sobald sein Sohn die Gelübde würde abgelegt haben, zu Banz seine übrigen Lebenstage hinzubringen. Allein er starb noch ein Jahr eher, als Carl Joseph (dieses war dessen Taufnahme) ins Kloster trat. Bey dem beträchtlichen Vermögen, das dieser besaß, und den schönen Geistesgaben, mit denen er so reichlich ausgestattet war, standen ihm gewiß mehrere glückliche Aussichten in der Welt offen. Aber mit dem Wunsche, als ein Benedictiner in Banz zu leben und zu sterben, überließ er fast sein ganzes Vermögen den Anverwandten: nur einen geringen Theil davon sammt der beträchtlichen Bibliothek seines Vaters, und was das vornehmste war, sich selbst schenkte er dem Kloster.

Schon vorher gewann er nicht nur durch seine Talente, sondern auch durch muntere Lebhaftigkeit und ein gefälliges Betragen die Liebe und Schätzung der Geistlichen daselbst. So machte er sich z. B. eine besondere Freude daraus, wenn er den jungen Professen bey ihrer Handarbeit, als bey Verzierung der Altäre auf hohe Feste helfen konnte, wobey auch sein Bedienter (denn sein Vater ließ ihn außer seinen Augen nie allein) Hand mit anlegen mußte.

Den 15ten August 1769 zog er das Ordenskleid an. Nicht irgend ein Eigennutz, nur Tugend und Religion,

wofür

wofür die Klöster gestiftet sind, hatten ihn zu seinem Eintritte in ein solches bewogen. Er war daher bestrebt, sich alle die Mittel eigen zu machen, die dahin führen könnten, und in der Wahl derselben wollte er sich eher einer zu großen Strenge, als eines Leichtsinnes schuldig machen. Hiezu kam nun, daß er einen zwar sonst fast untadelhaften, aber ängstlich frommen und sehr strengen Asketen zum Novizenmeister bekam. Ildephons, der sich jetzt ganz der Leitung seines Führers überließ, glaubte an seiner Hand den einzigen wahren Weg zu seinem Zwecke erreicht zu haben, und suchte sich nach dem Geiste desselben zu stimmen. Schon war er entschlossen aller sogenannten weltlichen Gelehrsamkeit zu entsagen, wollte jedes Buch dieses Inhalts aus seinem Zimmer verbannen, und sich ganz in geistliche Betrachtungen vertiefen. Welches Opfer! Er, der sich den Wissenschaften schon lange geweihet, und sein Vergnügen darin gefunden hatte, er, in dem ein lebhaftes und munteres Gemüth, ein attisches Temperament mit einer unersättlichen Lernbegierde verbunden war, faßte den Entschluß, sich von den Wissenschaften, deren Liebling er war, zu trennen, der daraus entspringenden Annehmlichkeiten auf immer zu entbehren, und seine Wißbegierde nur karg und sehr sparsam zu befriedigen. Seine Gesinnung war hiebey unstreitig edel und großmüthig, wenn er sich schon in dem Gegenstande geirrt hatte.

Den 15ten August 1770 legte er seine Klostergelübde ab, und erhielt zum Professor der Philosophie und Theologie den P. Columban Rösser, der nachher die Philosophie auf der Universität zu Wirzburg öffentlich lehrte, und als Professor mehrerer philosophischen Schriften rühmlich bekannt ward. Durch diesen und unter der An-

leitung des um Banz und die Litteratur des katholischen Deutschlandes sehr verdienten P. Placidus Sprenger, seines Gewissenrathes fieng Ildephons bald wieder an, von jener Seelenkrankheit zu genesen. Bey seinem für Wahrheit immer empfänglichen Gemüthe, bey seinem geschmeidigen und biegsamen Charakter, der keinen Steifsinn kannte, wurde sie um so leichter bewirkt. Auch blieb jene unverschuldete Täuschung nicht ohne Nutzen. Nun dienten ihm seine Selbstabtödtungen zur Verfolgung gemeinnütziger Zwecke. Mit desto mehr Fleiß und Unverdrossenheit widmete er sich nun den Wissenschaften, desto weniger schwer fielen ihm die Aufopferungen, die er dabey machte. Gewiß muß es uns leichter ankommen, uns zu den Besitz einer desto reineren Tugend zu erheben, je mehr wir ihre größte Feindinn, die Sinnlichkeit geschwächt, und jener unterworfen haben. Wer einmal darin keine Schwierigkeit findet, große Opfer für irgend etwas in der Religion zu bringen, dem werden sie auch wenig kosten, wenn sie zur Ausübung der heiligsten Pflichten nothwendig sind. Die ihm während seines ersten Jahres im Kloster eingeflößten frommen Empfindungen nahmen leicht die beste Richtung an, und ließen sich in ihm zu den edelsten Gefühlen der Tugend und Religion läutern, zu solchen Gefühlen, die den Gehorsam gegen das sittliche Gesetz und den höchsten Gesetzgeber befördern, ohne der äußeren Wirksamkeit nachtheilig zu seyn, die vielmehr unzertrennlich damit verknüpft ist.

Sein Professor, der mit einer ausgebreiteten Belesenheit in den alten und neuen philosophischen Schriften viel Scharfsinn verband, und die Lehrgebäude der alten Griechen und Römer eben so genau kannte, als er sich die Sprache der letzteren eigen gemacht hatte, leitete und

führ-

führte ihn nicht nur durch Vorlesungen, sondern auch durch Umgang und das Beyspiel in seinen gelehrten Privat-Arbeiten; zeigte ihm den Ungrund verjährter Vorurtheile und den Weg zur Entdeckung neuer Wahrheiten und einer vielumfassenden Gelehrsamkeit. Er selbst studirte unermüdet, nicht aus Zeitvertreib, sondern aus Pflicht- und Religionsgefühl: die Stunden, die er darauf wendete, konnten nur durch gottesdienstliche Handlungen und die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse der Natur unterbrochen werden: selbst von dem Schlafe brach er sich um seiner Lieblingsbeschäftigung willen ab, und zwang die Nacht, ihm das zu ersetzen, was ihm der Tag nicht hinlänglich gewährt hatte. In der Klosterbibliothek, die er sehr oft besuchte, fand er Erhohlung und für seine Leselust Nahrung; machte sich Auszüge und Anmerkungen, und erwarb sich dadurch jene weitschichtige Kenntniß der Litteratur, die er nachher als Bibliothekar vortheilhaft zu benutzen wußte, und die seinen Vorlesungen, da er selbst Lehrer wurde, einen ausgezeichneten Werth gaben.

Zwey Jahre hörte er Philosophie und Mathematik im Kloster, nach denen sein Professor die mit vielem Beyfalle aufgenommene Encyclopaediam positionum philosophicarum & mathematicarum drucken ließ, welche Ildephons sammt seinen übrigen Mitschülern mit besonderem Lobe öffenlich vertheidigte. Schon einige Zeit vorher hatte er zum ersten Stücke des fränkischen Zuschauers die Recension einer mathemathischen Abhandlung des P. Jakobs Professors der Mathematik zu Bamberg verfertiget, die den ganzen Beyfall der zwey Urheber und vorzüglichsten Verfasser jener Zeitschrift erhielt, von denen er gleich einstimmig zum Mitgliede ihrer arbeitsamen Gesellschaft aufgenommen wurde.

Rösser ward als Professor der Philosophie nach Wirzburg berufen, ehe er seine Vorlesungen über die Theolgie im Kloster endigen konnte. *) P. Placidus Sprenger vollendete diese, und gleich darauf bekam Ildephons denselben auch zum Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit. Nach geschlossenen Vorlesungen darüber fuhr er für sich unermüdet fort, sich mit Kenntnissen anderer zu bereichern, die er vermehrte, verbesserte, berichtigte, widerlegte, alles mit einem bewunderungswürdigen Fleiße und der standhaftesten Ausharrung.

Da er so lange die Aufmunterung seiner Brüder, die Freude der Vorgesetzten und die Hoffnung der ganzen Gemeinde gewesen war, wies man seiner Thätigkeit nun einen bestimmteren Wirkungskreis an. Er wurde zehen Jahre nach seiner Aufnahme in das Kloster 1779 zum Professor der Philosophie und Mathematik und nachher der Theologie ernennet. Diese Wissenschaften las er fünfzehen Jahre ununterbrochen bis an seinen Tod den auf einander folgenden jungen Geistlichen vor. Wahre Aufklärung, Verbesserung und Veredlung des Herzens in ihnen zu bewirken, machte hiebey seinen vornehmsten Zweck aus. Immer arbeitete er dahin, sie mit vernünftiger Wahrheitsliebe zu erfüllen, ihr sittliches Gefühl zu stärken, durch praktische Anweisungen ihnen die Ausübung ihrer Pflichten zu erleichtern, denselben gute Fertigkeiten anzugewöhnen, und Tugend und Religion in ihren schönsten Gestalten darzustellen. Durch das Beyspiel

*) Seine fortwährende zärtliche Liebe gegen Ildephons und sein großes Zutrauen auf denselben bezeugen noch seine vorhandenen Briefe, worin er ihn in Betreff litterärischer Gegenstände öfters um sein Urtheil bath.

spiel seiner Sitten bahnte er seinen Lehren den Weg zu ihren Herzen. Zugleich liebte er sie wie der wärmste Freund, und half ihnen in jedem Falle nach Kräften durch Rath, Ermunterung und seine eigne auserlesene Büchersammlung.

Weit entfernt ihnen Begriffe aufzudringen, suchte er sie nur auf die Bahn zu führen, wo sie sich richtige und deutliche erwerben könnten.*) Nicht bloß glauben sollte man, sondern auch, soviel möglich, selbst einsehen. Seine Lehren sollten ihr Eigenthum werden, und nicht bloß ins Gedächtniß, sondern in Verstand und Herz übergehen. Es kann auch gewiß der Schritt zur Wahrheit nicht sicher seyn, wo die Thätigkeit der Vernunft und das Bewußtseyn davon stille steht — Ordnung, Gründlichkeit und deutlicher Vortrag ersetzten bey ihm die Declamation und den blumenreichen Styl. Seine Vorlesungen ließ er sie mit ihren eignen Worten wiederhohlen; mit Vergnügen hörte er ihre Einwürfe an, und leitete sie oft nur dahin, wo sie sich selbst widerlegten. Sorgfältig vermied er unnütze Fragen, und paßte den Gegenstand seiner Abhandlung immer ihrer künftigen Bestimmung an. — Er drang unverdrossen in das Lehrgebäude des königsberger Philosophen, lehrte selbst nach dessen Grundsätzen, die er zuweilen nur milderte, oder ihnen eine andere Wendung gab. Weniger gefielen ihm seine letzteren Schriften — Gern verweilte er bey empirischer Psychologie und prak-

tischer

---

* Obest plerumque iis, qui discere volunt, authoritas eorum, qui se docere profitentur. Desinunt enim suum iudicium adhibere; id habent ratum, quod ab eo, quem probant, iudicatum vident.

tischer Seelenlehre. Die frühen Begriffe aus der Arzneygelahrtheit, die er von seinem Vater und aus dessen Büchern aufgefaßt haben mag, nochmehr aber die Nothwendigkeit jener Wissenschaften besonders zur Sittenlehre und Seelsorge machen dieses leicht erklärbar. Mathematik hielt er für unentbehrlich in jedem Stande, studierte sie immer selbst mit Vergnügen, zeigte ihren ausgebreiteten Nutzen, und laß beynahe über alle Theile derselben vor. In der Physik ging er mit den neuesten Versuchen und Entdeckungen fort, und pflegte dabey öfters auf Religion hinzuweisen: hier gilt von ihm was Pellisonius vom Leibniz sagt: Ex (Leibnizii) meditationibus physicis tantum religionis relucere, ex quo & intentio animi optima & scopus iustus atque purus pectusque integrum elucent. — Geschichte sowohl der Philosophie als Theologie studierte er mit eigner Kritik aus den Quellen, die ihm offen standen. Besonders reich war er bey jedem Gegenstande an Hinweisungen auf andere Schriften, die er immer selbst gelesen hatte, oft auf solche, wo man vielleicht nichts weniger als die angezeigte Materie suchen würde.

Wenn er schon nicht unter die Zahl derjenigen gehörte, die in der Schrift nur Vernunftreligion finden wollen, so bemühte er sich doch beständig Harmonie und schwesterliche Eintracht zwischen Bibel und Vernunft zu stiften. Er war Philosoph, kannte die Rechte der Vernunft an; aber er betrachtete diese nicht als den einzigen Erkenntnißgrund in Religionssachen. Indessen nagte er nicht grammatisch an jenen alten Urkunden; sondern hielt sich vielmehr an ihren Ideengang, an den eigenthümlichen Geist der hebräischen, syrischen und griechischen Sprache, an die Denkungsart und Sitten der Alten. Dabey benutzte

er

er fleißig die Klassischen Schriftsteller Griechenlandes, Homer, Thucydides, Xenophon u. a. noch mehr aber den alexandrinischen Philo und Josephus. Er las die neuesten Reisebeschreibungen, um Vergleichungen zwischen den Sitten im gleichen Grade kultivirter Völker anzustellen: selbst seine Geschichte der Menschheit, die er als Professor der Philosophie vortrug, konnte man schon großentheils als eine Vorbereitung zum Bibelstudium betrachten. Mit der exegetischen Behandlung eines jeden Dogma verband er die historische und philosophische, und setzte den Ursprung, die verschiedenen Schicksale, Abänderungen und gegenwärtige Gestalt desselben aus dem Geiste der Zeit ins Licht. Auch suchte er den reinen unverfälschten Lehrbegriff der Kirche in ihren erleuchtesten Vertheidigern auf, ging aber oft mehr den Absichten der Kirchenväter und Kirchenversammlungen als dem Buchstaben derselben nach, den zumahl die ersten, besonders in ihren Homilien, nicht immer genau gewählt haben. *) Die von der Kirche entschiedenen Punke bekräftigte er aus Bibel, Geschichte und Vernunft; sonst folgte er nie bloß richterlichen Aussprüchen der Gelehrten; obschon er über die Meinungen Anderer nicht stolz wegsah; ja im Falle sie ihm besser als die seinigen schienen, sich gewandt genug zeigte, jene mit diesen zu vertauschen. Er las die Schriften der meisten Religionsgegner; aber „jemehr ich solche lese „ sagt er, „desto mehr finde ich das reine Christenthum bestätiget.„ Freylich sah man auch ihn wie so manchen Gelehrten oft wanken, wägen, rathen, bis

er

*) Unter seinen hinterlassenen Handschriften fand sich ein mit eigner Kritik gemachter Auszug der Werke der Väter.

er endlich dahin kam, wo er Festigkeit antraf. *) Eben dadurch gewann sein prüfender Geist, und da er die Sachen von allen Seiten untersucht hatte, wurde sein Urtheil um so reifer und gründlicher.

Ueberzeugt, daß alle Wissenschaften miteinander aufs engste verbunden seyen, vernachläßigte er keine, bereicherte sich mit den Schätzen aller, gab ihnen durch seinen philosophischen Geist Leben und Kraft, und ging mit den neuesten Erfindungen in einer jeden fort. Nur zu große Bescheidenheit hielt ihn ab, daß er nicht öfters selbst als Schriftsteller vor dem Publicum auftrat. Manches nützliche Werk würde uns seine regelmäßige Thätigkeit verschafft haben, wenn er nicht immer mit so viel Mißtrauen auf sich seine Kräfte gemessen hätte.

Als Professor erlernte er noch die englische Sprache von einem gebornen Britten, der sich lange in Banz aufhielt, und einer seiner zärtlichsten Freunde ward. **) Im Jahre 1787 gab er seine Uebersetzung einer englisch geschriebenen Geschichte von Ausgaben und Uebersetzungen der Bibel ***) in die lateinische Sprache her-

*) Quid est tam indignum sapientis gravitate atque constantia, quam aut falsum sentire, aut quod non satis explorate perceptum sit & cognitum, sine ulla dubitatione defendere.

CICERO.

**) P. Maurus Mac-Donald im Schottenkloster zu Wirzburg.

***) Prospectus of a new translation of the holy Bible from corrected texts of the the originals compared with the ancient Versions. With various readings ex-

heraus*), die er mit vielen gelehrten Anmerkungen und Hinweisungen auf Schriften bereicherte, wo man die abgehandelten Gegenstände ausführlicher finden kann. Ein schönes Merkmahl seiner ausgebreiteten Belesenheit und seines kritischen Urtheils! Auch hatte er angefangen Jacob Forsters Werk über die natürliche Religion **) und Jacob Archers Predigten ***) aus dem Englischen in das Deutsche zu übersetzen, als ihn der Tod wegraffte. So wie die griechische, hebräische, syrische, französische und englische Sprache hatte er sich auch die italienische in einem vorzüglichen Grade eigen gemacht.

Zur Litteratur des katholischen Deutschlandes lieferte er die gründlichsten Recensionen im philosophischen und theologischen Fache. Nebst seiner Unpartheylichkeit, Freymüthigkeit aber doch klugen Schonung findet man darin die

---

explanatory notes and critical obfervations. By the Rev. Alexander Geddes L. D. D. Glasgow 1786. fol. m.

*) Mit verändertem Titel: Rev. Alexandri Geddes LL. D. de vulgarium facrae fcripturae verfionum vitiis eorumque remediis libellus. Ex anglico vertit & notas quasdam adjecit Presbyter & Monachus Ordinis f. Benedicti. Bambergae 1787. Selbst Hr. Hofr. Eichhorn gesteht wenigstens, daß „Verfasser und Uebersetzer von den richtigsten Grundsätzen in ihren Meinungen und Urtheilen geleitet werden. „

**) Difcourfes on all the principal Branches of natural Religion and focial virtue. By James Tofter.

***) Sermons on various moral and religious fubjects for all the fundays. By the Rev. james Archer. Diese Uebersetzung wird fortgesetzt.

die wichtigsten Bemerkungen, oft ausführlichere Abhandlungen und die Aufdeckung manches gelehrten Diebstahls. Obschon selbst so lange Recensent, fand er doch zuletzt wenig Vergnügen an den vielen kritischen Blättern, indem er sah, wie oft man ohne Ursache lobe, und tadle.

Sein ausgebreiteter Briefwechsel betraf meistens wissenschäftliche Gegenstände: vielen Gelehrten schickte er merkwürdige litterärische Beyträge zu, und verschiedene selbst die angesehensten Staatspersonen fragten ihn um Rath, und verlangten oft sein Urtheil zu wissen. Aber seine Vorlesungen waren bey allem dem immer sein vornehmstes Geschäft, und noch im fünfzehnten Jahre seines Lehramtes bereitete er sich mit dem Fleiße eines angehenden Lehres dazu vor, obschon er während derselben die Worte nie ängstlich suchte.

Den 11ten May 1791 hielt er bey der Beerdigung des verstorbenen Herrn Prälaten zu Langheim eine Leichenrede, die auch gedruckt erschien. Darin erblickt man zwar nicht den falschen Prunk der Beredsamkeit, wohl aber die tröstlichsten Aussprüche der Vernunft und Religion, die behutsamste und klugste Behandlung seines Gegenstandes; keine Spuren des spielenden Witzes, und der erhitzten Einbildungskraft, sondern vielmehr die Eigenschaften, welche Cicero in manchen Stellen seiner Bücher de Oratore, Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft u. a. von einem guten Redner fodern.

Sein Handbuch der christlichen Religion, das er auf Zudringen seiner Freunde schrieb, ist unstreitig eines der nützlichsten Werke. Es enthält nur Resultate seiner vielen Untersuchungen, Prüfungen, ausgebreiteten Lektüre und seines eignen langen Nachdenkens: und zugleich

gleich ist es das treue Bild seines Verstandes und Herzens. Kaum wird ein Unbefangener demselben seinen Beyfall und dem Verfasser davon seine Hochschätzung versagen. Freilich kann es noch Manche unbefriedigt lassen: alle diejenigen, die nur auffallende und dreiste Behauptungen, kühne Angriffe und Ausfälle auf bewährte Wahrheiten und Zerstörungen ehrwürdiger Gebäude darin aufsuchen; da doch noch lange kein solches zu erwarten ist, welches deren Stelle so gut vertreten könnte. Aber auch den Vorurtheilen der Schwärmerey Anderer kann es nicht genug thun. Mit so entgegengesetzten Ideen wird wohl nie eine Dogmatik übereinstimmen können. Vielleicht kann diese nicht mehr leisten, und sich auf keine andere Art allgemeiner interessant und nützlich machen, als wenn sie nur auf die wichtigeren gelehrten Streitigkeiten des Zeitalters Rücksicht nimmt, die dadurch nothwendig gemachten oder erleichterten Berichtigungen befördert und mittheilt, das Brauchbare aushebt, und zweckmäßig ordnet. Alles dieses findet man in jenem Buche gewiß in einem hohen Grade erfüllet. Die bedeutendsten Einwürfe, die man dagegen gemacht hat, treffen es wirklich nicht. Nichts ist unerwarteter, als daß man eignes Raisonnement darin vermisse. Der Zweck desselben ist, das Christenthum in seiner Reinheit darzustellen. Soviel eignes Raisonnement, als sich mit diesem Zwecke verträgt, enthält es aber gewiß, mehr, als jedes andere Buch, das gleiche Bestimmung hat. Man hat auch bis jetzt noch keine katholisch-christliche Dogmatik, worin auf die neuesten Fortschritte der Philosophie soviel Rücksicht genommen würde. — Dabey war es dem Verfasser mehr um richtige Darlegung der reinen Wahrheiten des Christenthums als um neue Meinungen zu thun. Solche nach der Sitte Anderer gleich auf gutes Glück in die Welt zu schicken, zumahl

mahl in einem solchen Buche, dazu hatte er zu wenig Dreistigkeit, und zuviel Mißtrauen auf sich und seine Arbeiten. Noch vielweniger wollte er, wie man vorgegeben hatte, eine christliche Dogmatik nach kantischen Grundsätzen schreiben. Diese wird wohl sobald nicht zum Vorschein kommen, noch vielweniger befriedigend seyn, indem das kantische Gebäude der Philosophie noch lange nicht vollendet ist, und Kants exegetischer Beruf gewiß mit Grund bezweifelt, selbst von mehreren competenten Richtern laut bestritten wird *). Ildephons bediente sich zwar sehr oft der Grundsätze jenes scharfsinnigen Philosophen zur Erläuterung seiner Sätze; aber er zeigte auch, wo ihm dieselben der christlichen Religion zu widersprechen scheinen.

Um seinen Behauptungen durch die Uebereinstimmung mit Anderen mehr Gewicht zu geben, führt er oft passende Stellen und Beweise aus diesen an, die entweder geschätzt, oder doch in der Sache, von der die Rede ist, unpartheyisch sind. Bisweilen sieht man auch daraus, daß selbst diejenigen, welche sogar die heiligsten Wahrheiten bestritten haben, doch oft dem Drange der Wahrheit nicht widerstehen konnten. Und wer weiß nicht, wie stark auf die Gemüther vieler Leser der Name solcher Männer wirke, in deren Schriften sie allein Wahrheit zu finden glauben? Er würde freilich nur citirt haben, ohne die ganzen Stellen selbst anzuführen; wenn er voraus

hätte

*) Man sehe z. B. Abhandlung über einige Aeusserungen des H. Prof. Kants die Auslegung der Bibel betreffend von Joh. Georg Rossenmüller Erlang 1794. — Briefe die biblische Exegese betreffend, in Eichhorns allg. Biblioth. der biblischen Litteratur V. B. II. St. u. a. m.

hätte setzen können, daß der größte Theil seiner Leser auch seine reiche Büchersammlung besitzen würde.

Gewiß wer sein Handbuch nach seinem wahren Zwecke beurtheilet; ehe er darüber abspricht, es unbefangen, ganz und mit Nachdenken lesen kann (denn es ist für nachdenkende Christen geschrieben) wird bekennen müssen, daß dieses Buch wenigstens eines der besten in seiner Art sey, welches seinen Werth noch behaupten wird; wenn viele jetzt mehr angepriesene in ihrer stillen Vergessenheit ruhen werden.

Ein hoher Grad von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erregt zwar mit Recht Bewunderung, aber bey weitem noch nicht jene Achtung, welche uns die Uebereinstimmung des Herzens mit einem aufgeklärten Verstande gebietet. Es mag bey so manchem wohl gelten, was Schakespear der Portia in den Mund legt: „das ist ein guter (seltener) Prediger, der seinen eignen Lehren folgt. „Ich will leichter zwanzig Leuten sagen, was gut zu thun „wäre, als einer von den zwanzigsten seyn, die meinen Vorschriften folgen sollen.„ Allein Ildephons veredelte seinen Verstand durch sein Herz; handelte, wie er sprach, und ich muß versichern, daß ich immer, wo Gelegenheit war, an ihm selbst das lebendige Muster von seinem vortrefflichen Grundsätzen erblickte.

Obschon uns das menschliche Herz undurchdringlich ist, und der zuverläßige Maßstab fehlet, nach dem wir seine Sittlichkeit genau würdigen können; so sind wir doch berechtiget, aus dem beständig gesetzmäßigen Lebenswandel eines Menschen auf die Reinheit seiner Absichten zu schliessen: und ich würde daher eher alle menschliche Tugend

bezweifeln, als dem Seligen, diesem immer uneigennützigen, thätigen Menschenfreunde, und immer wahren, aufrichtigen Gottesverehrer einen hohen Grad von Moralität nicht zugestehen. Sein Leben läßt sich nicht in ein privat und öffentliches Leben abtheilen, die bisweilen so sehr gegen einander abstechen. Sein ganzes Leben war vielmehr ein öffentliches. Zwar handelte er nicht auf einem großen Schauplatze der Welt, aber wie in einer jeden eng verknüpften Gesellschaft fast immer vor seinen Mitbrüdern. Da hat keine Verstellung auf lange Zeit statt; das Wandelbare und Unbeständige wird um so leicher entdeckt, und auch geringere Fehler fallen stärker in die Augen. Sollte man aber gar an der ächten Tugend der Mönche überhaupt zweifeln, und ihre vornehmsten Pflichten nur in genauer Verrichtung des äußeren Gottesdienstes, frommer Unthätigkeit und dergl. setzen; so war Ildephons in der That kein Mönch. Mit einer Gesellschaft verbunden, die sich von der Welt abgesondert hat, um Tugend und Religion in sich und in Andern desto ungehinderter befördern zu können, zeigte er bald, wie heilig ihm dieser Zweck wäre, und welchen lebhaften Drang er dazu in seiner Brust fühlte. Von der Natur für der Betrachtung ehrwürdiges Dunkel geschaffen, und mit allen dazu nöthigen Gaben versehen rang er unermüdet noch den Mitteln, die zu seinem Ziele hinführen; weihte nicht nur den größten Theil seines Lebens, alle seine Fähigkeiten und selbst seine Gesundheit den Wissenschaften; sondern überzeugt, daß Tugend und Religion nirgends ohne wahre Aufklärung bestehen können, suchte er auch das, was er sich durch rastlosen Fleiß erworben hatte, nach Kräften gemeinnützig zu machen, und in seinen Brüdern die Geisteskultur sowohl durch Unterricht als sein Ansehen bey den Obern des Klosters zu vermeh-

ren.

ren. Die höchstmöglichste Pflege der Wissenschaften mit der gesellschäftlichen Ordnung daselbst auf das genaueste zu vereinigen, dahin gingen seine thätigsten Wünsche und Bemühungen. Aber er wollte hiemit nur wahre Veredlung der Gesinnungen, Gottesverehrung und Menschenliebe gründen, und bey allem seinen Bestreben für Aufklärung wollte er doch nicht zu den unbescheidenen Erleuchtern unserer Zeit gehören, aus denen freilich viele vor Licht nicht mehr sehen, daß ihre eigene Wohnung brenne.

Wohlwollen und Liebe gegen Andere waren in seinem ganzen Charakter verwebt. Jedem Dienste zu erweisen besaß er eine besondere Bereitwilligkeit, und wenn er jemanden beystand, zeigte er sich so thätig, daß es schien, er habe sich dieses zum eigenen Geschäfte gemacht. Mit seinem tiefsinnigen Geiste wußte er die ganze Fülle der Empfindungen so wie in seinen Lehren auch in seinen Handlungen unzertrennlich zu verbinden, und durch seine immerwährende gelehrte Arbeiten verlor er nicht jene Gefühle, welche die Natur reichlich in ihn gelegt, und seine Erziehung glücklich ausgebildet hatte. Bey dem Anblicke des Elendes konnte er die Bewegungen seiner gerührten Seele nicht unterdrücken, und da mit stolzer Ruhe prahlen. Er nahm Theil an jedem Leiden der Jammernden; sie setzten sein Herz in Wehemuth und seine Kräfte in Wirksamkeit. Wie oft hat er den Kummer der Nothdürftigen, die ich seinen Tod mit bitteren Thränen beweinen sah, im Verborgenen gestillet! — Aber seine Empfindungen die er äußerte, waren natürlich, den Gelegenheiten angemessen, passend für die Welt, in der er lebte, nicht überspannt, hatten das Gepräge der Vernunft und Wahrheit, gingen in Handlungen über; der Gegenstand war immer derselben werth, und stand in wah-

rer Beziehung auf ihn. Nie sah man an ihm erkünstelte und Empfindung nachäffende Grimassen, declamatorische und absichtsvolle Aeßerungen erzwungener Gefühle, müssige Worte bey dem Leiden Anderer statt wirksamer Thätigkeit. Bey schönen Gegenständen der Natur, für deren sanfte Eindrücke sein Herz ganz offen war, wurde zugleich Verehrung und Dank gegen Gott in ihm geweckt, und zur Belebung tugendhafter Gesinnungen in sich und in Anderen von ihm benützt.

Weit entfernt von der Neigung, in den Handlungen seiner Mitmenschen Fehler zu finden, suchte er immer ihre beste Seite auf, die er erhob, lobte und der Achtung eines jeden würdig hielt. Dieses that er oft noch mehr dann, wann sie sich undankbar und untreu gegen ihn bewiesen hatten. Großmüthig und sanft gegen seine Feinde rächte er sich an denselben wie ein Gott durch Wohlthaten. Aber seine uneigennützige Menschenliebe war doch immer mit Klugheit vermischt. Wenn es darauf ankam, seine Pflichten gegen Andere zu erfüllen, betrachtete er sie als gut und derselben würdig; hingegen bey seinen Erwartungen, die er von ihnen hegte, war er mit Recht gegen die menschliche Tugend etwas mehr mißtrauisch, und stellte sich vor den unangenehmen Folgen ihrer unedlen Absichten im voraus sicher.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß jene, die sich lange mit den gelehrten Betrachtungen beschäftigen, manche gesellschäftliche Pflichten und Gebräuche vernächläßigen. Aber Ildephons vereinigte mit seinen tiefen Kenntnissen zugleich jenes reizbare Gefühl gegen alle konventionelle Beobachtungen, jenes angenehme und feine Betragen, das er mehr der Natur als Kunst zu

ver-

verdanken hatte, jenen scharfen Blick, der in Gesellschaft seinem aufmerksamen Auge nicht den geringsten Umstand entwischen ließ. Er vermied in dem Umgange alles, was dem Auge oder dem Ohre des Andern mißfallen kann, alles, was den guten Geschmack beleidiget; erhöhte dadurch das Angenehme der Gesellschaft, und gab seinem liebenswürdigen Charakter noch mehr Reitz. Allein nicht bloß äußerlich wollte er gefallen, sondern vielmehr mit Ueberzeugung und mit wahrem Interesse des Herzens suchte er die Zufriedenheit, Liebe und das Wohlwollen Anderer; er wollte nicht bloß Beyfall gewinnen, sondern das Herz für sich einnehmen. Seine Popularität, sein vertrauter Ton, seine Leichtigkeit, sich nach der Gedankenreihe und den Gesinnungen eines jeden zu stimmen, und sich auch mit den Unwissendsten auf eine angenehme Art zu unterhalten, machten ihn allgemein beliebt. Er umhüllte sich nicht mit dem Scheine von Weisheit, Ernst und Tiefsinn. So lange er auch Professor war, sah man an ihm doch nie den steifen Pedanten; vielmehr war sein Umgang immer gefällig, gewandt, zuvorkommend, jovialisch, und dabey doch einfach, sich selbst gleich und ohne Geräusch. Wenn er fröhlich war, liebte er oft feinen Spott und Satyre. *)

Den

*) Eine solche machte er zum Beyspiel an einem Erhohlungstage auf P. Placidus Sprenger. Während eines Spazierganges mit ihm und P. Columban Rösser setzte er sich mit diesem auf den Rasen. Placidus, der eine Papillionssammlung hatte, und sie noch vermehren wollte, lief einen zu erhaschen, den er so eben erblickt hatte. Man rief ihn, einen Aufsatz von Ildephons mit anzuhören. Auf dessen Inhalt begierig kehrte er zurück:

Den Glanz seiner schönen Geistesgaben und Verdienste kleidete er in eine Demuth und Bescheidenheit, die man selten an Gelehrten wahrnimmt. Ganz ausspruchlos schien er seinen Werth kaum selbst zu kennen. Ohne stolze Selbstgenügsamkeit und behagliche Selbstgefälligkeit, die Andere ausschließet und herabsetzt, ohne jene Ueberlegenheit, die Gelehrte in Gesellschaft meistens Andern empfinden lassen, verbarg er seine Vorzüge oft sorgfältiger, als Viele ihre Fehler. Nie suchte er im Umgange allein das Wort zu führen, noch die erste Person zu spielen; nie nahm er da den Ton des Lehrers an, noch weniger kramte er, wie Manche, überall seine Gelehrsamkeit aus. Selten sprach er von sich, seinen Handlungen und Vorsätzen, sondern begnügte sich, jene mit guten Absichten verrichtet zu haben, und war bestrebt, diese auszuführen. Auf alles, was nur in dem Zufalle oder in der Meinung seinen Werth hat, sah er gleichgültig hin. Seine Demuth grenzte aber weder an Niederträchtigkeit, noch an kriechende Menschenfurcht. Wo es um Wahrheit und Billigkeit zu thun war, vertheidigte er dieselben unpartheyisch und standhaft, und schonte dem Eigennutze eben so wenig, als den Vorurtheilen. Er war frey von Stolz, der sich emporhebt, und von Stolz, der sich erniedriget. Sein Stolz schien nur aus dem Grade der Rechtschaffenheit, der er sich bewußt war, und nach der er strebte, zu entspringen, und seine Demuth nur aus dem Bewußtseyn der Mängel, die allem Guten in dem Menschen immer ankleben, und die ihm an seiner Person allzeit mehr, als Anderen in die Augen fielen.

Sei-

---

und nach einem ganz frappanten Eingange kam unerwartet die Beschreibung des mit Fang- und Mordwerkzeugen versehenen, und auf den Raub jener Thierchen ausgehenden Placidus.

Seine religiöse Denkungsart war der hervorstechendste Zug in seinem Charakter, und herrschte fast in allen seinen Handlungen. Es mag wohl in seiner ersten Erziehung der Grund dazu gelegt worden seyn; aber doch hat das Klosterleben gewiß viel dazu beygetragen. Denn öftere, äußere gottesdienstliche Verrichtungen fodern jeden nicht Gedankenlosen zur ernsthaften Untersuchung der Religionswahrheiten auf; nöthigen ihn, das Wesentliche von dem Unbedeutendern sorgfältig zu scheiden, und legen jenes unablässlich an das Herz.

Religion hatte nichts Finsteres für ihn; sie war ihm die Freundinn des Lebens, das schöne Band zwischen Gott und den Menschen, und die reinste Triebfeder zur Liebe gegen Geschöpfe, die er als Bilder derselben betrachtete. An ihm bewies sie ihre wohlthätigsten Wirkungen: da sie sein ganzes Herz erfüllte, machte sie ihn froh, sicher, schadenlos gegen alles, was ihm an äußeren Vortheilen und Vergnügungen abgieng: sie erhob seine Seele zu einer Heiterkeit, und Zufriedenheit mit allem, was ihm begegnete, welche nichts auf dieser Welt gewähren kann; sie veredelte in ihm die Freuden, und ließ ihm die Vereitlung seiner Wünsche von einer tröstenden und beruhigenden Seite ansehen.

Seine Andacht war männlich, ruhig und erbauend, von schwärmerischer Andächteley eben so weit, als von kalter Unempfindlichkeit entfernet. Bey seinen heiligen Verrichtungen verkündeten Gang, Tritt und Auge die Wichtigkeit des Gegenstandes, der seine Seele einnahm. Ehrwürdiger Anstand, feyerlicher Ernst, unverrückte Aufmerksamkeit auf seine Handlung, gänzliche Abwesenheit von allen dem, was ausser derselben um ihn her da war, zeichneten sich auf seinem Gesichte, und erhöhten die Würde

des Christenthums. Aber das Aeußerliche betrachtete er nur wie Mittel zum inneren Zwecke, und Religionsgefühle sollten ihn zugleich tugendhafter machen. Der größte und vornehmste Theil seines Gottesdienstes bestand in der Erfüllung der göttlichen Gesetze, in dem Bestreben immer besser, wohlwollender, nützlicher, gegen Gott und den Menschen liebvoller zu werden. Er, bey dem reine Religion in alle Handlungen Einfluß hatte, konnte doch auch von Frömmlern für einen Freygeist, und von Freygeistern für einen Frömmler angesehen werden. Aber zufrieden mit dem Zeugnisse seines Gewissens, über die Verleumdungen Anderer erhaben, ging er unbekümmert seinen Weg.

Was mit Religion in Verbindung stand, behandelte er ohne allen Leichtsinn, ohne Waffen des Witzes oder Spottes. Er zeigte nicht nur Achtung gegen jene überhaupt, sondern auch gegen die religiöse Ueberzeugung anderer Menschen. Was diesen heilig war, setzte er nie zum Gegenstande der Verachtung herab, obschon er am rechten Orte das Unmoralische, von Andern für heilig Gehaltene offenherzig mißbilligte. Bey seiner großen Anhänglichkeit an die Glaubenssätze der katholischen Kirche und seiner innigsten Ueberzeugung davon liebte er doch Andersdenkende mit zärtlicher Zuneigung. Polemische Ausfälle, Verketzerungen und hämische Seitenblicke verabscheute er, und wenn er gleich den Irrthum, den vogelfreyen Feind ernstlich bestritt, so verwechselte er doch nie den Irrenden mit dem Irrthume; noch war er geneigt, diesen insbesondere dem bösen Herzen zuzuschreiben. Er kannte auch Verdienste und Talente derjenigen an, deren Irrthümer er zuweilen rügte, und bey seinem großen Enthusiasmus für Religion liebte er doch immer

mer die Wahrheit. Aber wo er diese fand, schämte er sich nicht, für altgläubig gehalten zu werden.

Besondere widrige Schicksale, die auf sein Leben Einfluß gehabt hätten, kann ich nicht angeben. Es trafen ihn, den frühen Tod seiner Eltern ausgenommen, in seinem ganzen Leben wenige. Von seinen Obern geliebt, von seinen Mitbrüdern geschätzt, konnte sein ruhiger Geist sich ungestört den Wissenschaften widmen. Mißhelligkeiten, die sich fast in jeder eng verbundenen Gesellschaft ereignen, waren zu schwach, seine erhabene Seele zu beugen. Nur anhaltender körperlicher Schmerz in seinen letzten Jahren mag sein sonst ätherisches Temperament etwas zum melancholischen herabgestimmt haben. Allein auch dieses Leiden, das er oft gar nicht merken ließ, konnte er geduldig ertragen: er hatte in sich eine nie versiegende Quelle der Zufriedenheit und des Vergnügens, Geduld für die lange Weile, und eben deswegen auch für den körperlichen Schmerz.

In allen seinen Verrichtungen beobachtete er Anstand und Ordnung, in seiner Kleidung und den Meubles seines Zimmers Reinlichkeit und Einfalt ohne die geringste Ziererey oder Prachtliebe. Die Kostbarkeiten des letzteren bestanden bloß in einer sehr beträchtlichen Sammlung der auserlesensten Bücher. Seine Erhohlungen waren meistens nur veränderte Beschäftigungen; er bearbeitete verschiedene Holzgattungen, und polirte sie, um die schon vorhandene Sammlung vollständiger zu machen; oder erheiterte seinen Geist fast immer in Gesellschaft eines Buches durch einen Spaziergang in dem nahen Walde, und die letzten fünf Jahre seines Lebens gewöhnlich in dem neuangelegten Garten des Klosters. *)

Zum

*) Dieser Garten, der noch nicht sechs Jahre steht, hat sein Daseyn größtentheils dem jetzigen Kanzleydirektor daselbst

Zum Beweise, wie sehr selbst Fremde sowohl seine Gelehrsamkeit als Tugend schätzten, will ich nur einige Beyspiele anführen.

Der Hochfürstl. Wirzburgische geistliche Rath, Professor und Universitätsdirector Steinacher ersuchte ihn die Logik des Antonius genuensis so zu verbessern, daß sie zu Wirzburg als ein Schulbuch für jene gebraucht werden könnte, die von der Rhetorik zur Philosophie übergehen wollen. *) Auf Zudringen desselben nahm Ildephons diese Arbeit auf sich; aber jener starb, und diese blieb bisher verfertigt in der Handschrift liegen. **)

Der Hochselige Herzog von Würtenberg, der 1785 den 8ten März nach Banz kam, „um wie er sagte, mit den „Geistlichen daselbst, von denen er so viel Gutes gehört „hätte, bekannt zu werden," wohnte mit der Frau Gräfinn von Hohenheim einer philosophischen Vorlesung bey, welche Ildephons über Gewißheit und Wahrscheinlichkeit hielt. Beyde wurden ganz für ihn einge-

nom-

P. Placidus zu verdanken. Er verschaffte dadurch seinen Brüdern öftere, der Gesundheit so nothwendige, freye Bewegung und viel Vergnügen. Noch hängt sein Herz an dieser Anlage, die er als Prior zu Stande brachte, mit großer Vaterliebe. Er nährt und pflegt sie noch immer, und so bekömmt sie unvermerkt eine größere und reitzendere Gestalt. Auch wird er dem Seligen, seinem wärmsten Freunde da ein Denkmahl errichten lassen.

*) Man sehe die erste Beylage.

**) Diese mit vielem Geschmack gemachte Verbesserung ist voll der gemeinnützigsten Ideen und Hinweisungen auf die alten Klassiker und neuen guten Schriften. Sie wird nächstens gedruckt erscheinen.

nommen, gaben ihm viele Zeigen ihrer besonderen Gewogenheit und Hochachtung, und gleich den ersten Tag nach ihrer Abreise begehrte der Herzog durch eine Staffette von unserem nun verstorbenen Prälaten Valer den Ildephons Schwarz zu seinem Hofkaplan. Dieser, dessen freyer Wahl es der Prälat überließ, dem erhaltenen Rufe zu folgen oder nicht, war schon längstens entschlossen, seinen Stand, worin er Anderen nützlich und selbst vergnügt lebte, nie zu verlassen; bezeigte daher dem Herzoge in einem Briefe seinen Dank für dessen gnädige Zuneigung, daß er aber dem Wunsche desselben nicht entsprechen könnte. Dieser verlangte ihn ernstlich zu besitzen; war also hiemit nicht zufrieden; widerlegte seine Entschuldigungsgründe in einem eignen Briefe, *) und konnte dennoch ihn, der seiner Entschließung getreu blieb, zu seiner Absicht auf keine Art gewinnen. Zu Bamberg hatte schon Se. Hochfürstl. Gnaden Fr. Ludwig dem Herzoge zu verstehen gegeben, daß Ildephons in ein solches Begehren nicht willigen würde. Eben so wenig nahm er eine Professur an, die er auf der Mainzer Universität hätte erhalten können.

Der Lobspruch: hunc virum nominasse laudasse est, aus dem Munde unseres weisen Fürsten machet alle übrige Beweise, wie sehr Ildephons geschätzt zu werden verdiente, und wirklich geschätzt worden sey, überflüssig, und läßt auf die anderen Merkmahle der Zuneigung dieses großen Fürsten **) gegen den Seligen schließen.

Noch kann ich die kurze aber treffliche Zeichnung nicht übergehen, die Herr Rath und Professor Brieg-

leb

*) S. zwote Beylage.

**) So eben erhält man die traurige Nachricht, daß er den 14ten Februar 1795 gestorben sey.

leb zu Coburg in der gelehrten Gothaischen Zeitung von ihm macht, wo er seinen Tod ankündiget. Man sehe die 11lte Beylage. Auch in einem Briefe drückt er in der ungeheuchelten, ihm ganz eignen, naiven Sprache des zärtlichsten Freundes sein Beyleid aus.

Da ihm schon die Natur keinen starken Körperbau verliehen hatte; so konnte er durch beständige Anstrengung und unermüdete Beschäftigungen von seiner ersten Jugend an um so leichter geschwächt werden. Oefters fühlte er daher Nervenkrämpfe, besonders in seinen letzten Jahren ein fast immerwährendes Kopfwehe: sein Magen verdaute keine Fastenspeisen mehr, und er war gezwungen täglich früh eine Tasse Caffee zu nehmen. Aber dennoch unterließ er keine seiner Vorlesungen, die er oft den Kopf vor Schmerz auf die Hand gestützt fort hielt, und setzte seine mannigfaltigen Arbeiten mit dem Entschlusse fort, ehender früher zu sterben, als nicht zu studieren.

Seine wankende Gesundheit nöthigte ihn zuletzt, alle jene Regeln zur Pflege desselben, die er durch lange Beschäftigung mit der Physik kennen gelernt hatte, genau zu beobachten; ja er gewann nun die Arzeneygelahrtheit ganz besonders lieb. Allein ihre Mittel konnten ihn nicht ganz wiederherstellen Umsonst brauchte er verschiedene Curen, und bey mehreren geschickten Aerzten suchte er vergebens Rath. Indessen schien doch sein Körper bey der angewandten Sorge noch dauerhaft zu seyn. An dem Tage, der seinem Tode vorhergieng, zeigte er sich so munter und wohl, als je zuvor, und selbst an diesem unglücklichen Tage bis ungefähr 9 Uhr des Morgens heiter und lebhaft. Es war eben das hohe Fronleichnamsfest, an welchem

chem der Herr Prälat *) das Hochamt in Pontif. hielt, wobey der Selige die Stelle des Ceremonienmeisters vertrat. Er hatte früh der feyerlichen Metten und gemeinsamen Betrachtung beygewohnet, nachher gebeichtet, und seiner Gewohnheit nach sehr bald die Messe gelesen. Ganz munter ging er noch zum Hochamt mit aus der Sacristey: aber kaum hatte er sich unter dem Hymn, Gloria in excelsis Deo, niedergesetzt, als ihn der Schlagfluß rührte. Er neigte sich gegen den Subdiacon, und sagte, Schlag, sein letztes Wort; er sank, alle seine Nerven wurden gelähmt; man schleppte ihn aus der Kirche, wo er mit seinen schon leblosen Füssen aller seiner Anstrengung ungeachtet nicht mehr auftreten konnte; man trug ihn, in Todesschweiß gebadet, in sein Zimmer, machte die Vorbereitung, ihm aderzulassen: dagegen schien er reden zu wollen, und noch versuchten es einigemahl seine Lippen und Zunge sich zum sprechen zu bewegen; aber diese versagten ihm den letzten Dienst. Er bekam bald heftige Anfälle von Erbrechen, ohne Erfolg: man wollte dieß, um ihm zu helfen, durch Eingießung von etwas Thee und eines Spiritus befördern: nun bäumte er sich zum letztenmahle auf, schloß die Augen, und griff in die letzten Züge: man ertheilte ihm die letzte Oelung und erwartete den gerufenen Arzt. — Betrübter Anblick! Hier schmachtete der edle Mann in der Blüthe seiner Jahre, wo seine traurige Mitbrüder in Erwartung auf die Wirkung eines so plötzlichen Schlages um sein Bett standen. Aber nicht einer

konnte

*) Otto dieses Nahmens III, der den 13 Junius 1792 gewählt wurde, und nun seinen liebvollen Charakter durch Beförderung der Wissenschaften im gleichen Grade immer mehr erhöhen wird, als er selbst ein vertrauter Freund und Kenner derselben ist.

konnte einen scheidenden Blick, ein letztes Wort von ihm erhalten. Seine gänzliche Betäubung beraubte uns des letzten Trostes, von ihm noch einmal die Empfindungen der Tugend und Religion zu hören, die der Mund des sterbenden Christen, seine schwache und ununterbrochene Stimme mit soviel Stärke und Nachdruck mittheilen kann. Er verschied in weniger als einer Stunde, und verwandelte unsere Feyerlichkeit in Stille und Trauer. *) Noch unter seinem Todeskampfe zeichnete sich seine ruhige, von Leidenschaften freye, menschenfreundliche Seele auf seinem Angesichte, das bisweilen nur durch unwillkürliche Krämpfe und Zuckungen verzogen wurde: man las darauf die Worte, die Barthelemy dem Socrates vor seinem Todesende sagen läßt: Tout homme qui renonçant aux voluptes, a pris soin d'embellir son ame non d'ornemens etrangers, mais des ornemens, qui lui sont propres, tels que la justice, la temperance et les autres vertus, doit etre plein d'une entiere confiance, et attendre paisiblement l'heure de son trepas: **nur mit dem Unterschiede, daß dieser christliche Sokrates ganz von reiner Religion Jesu belebt war.**

Sein Körper war regelmäßig gebaut; seine Leibesgröße ragte etwas über die mittelmäßige hervor. Er war weder hager noch fett, nicht stark von Nervenbau; vom zarten Gefühle und feinen Sinnen; im Gesichte fast

immer

*) Bey der Sektion seines Körpers unter der Aufsicht des Arztes zeigte sich eine Fäulniß an der einen Seite des Gehirns, wodurch sich sein fast beständiges Kopfwehe erklärte. Die Magenhaut war so dünn, wie feines Postpapier, und vorne aufgeschlitzt, das ganz gewiß durch den letzten Antrieb zum Erbrechen geschah.

immer bleich, doch waren dessen Züge edel und angenehm, und drückten vollkommen jene wohlwollenden und religiösen Gesinnungen aus, die seinen Verstand beschäftigten, und sein ganzes Herz einnahmen. Seine Geistesgaben waren in Harmonie nach ihrem Werthe ausgebildet, seine Urtheilskraft mehr als die Phantasie; so wie überhaupt aus seinem ganzen Charakter mehr die überlegende, rück- und vorwärts schauende Vernunft blickte, als die leichtsinnige, wie ein Strom forteilende Einbildungskraft.

Man segnet den alten hinsinkenden Stamm, der schon zuvor entblättert und erstorben war; aber der schnelle Fall eines Mannes stimmt uns billig zur Trauer, an dem viele seiner reitzenden Früchte erst ihrer vollkommenen Zeitigung nahten, die nun ungenossen verwelken. In dem 41ten Jahre seines Alters, in der Mitte seines geschäftigen Lebens, während seines rastlosen und aufrichtigen Strebens nach immer reinerer Wahrheit, während der unausgesetzten Veredlung seiner eignen Tugend und der unermüdeten Verbesserung und Entwicklung der Geistesgaben Anderer entriß ihn uns der Tod.*) Doch ehrenvolles Alter ist nicht das, welches viele Jahre zählt, und der Rechtschaffene, wenn er auch bald stirbt, hat lange gelebt.**) Geschätzt von Fürsten, hochgeachtet

von

*) Da er schon dreymahl Philosophie, Mathematik und Theologie vorgelesen hatte, war er doch seines kränklichen Zustandes ungeachtet schon wieder bereit, seinen jüngsten Mitbrüdern Philosophie zu lehren.

**) S. in der IV. Beylage das Dank- und Denkmal, welches P. Columban Flieger Redacteur des litterärischen Magazins für Katholiken und deren Freunde in dieses eingerückt hat.

von allen Gelehrten, die ihn kannten, geliebt von seinen Freunden und allen, die ihm nahe waren, ruhet er nun hier; aber noch aus seinem Grabe wird Gutes keimen; seine bleibenden Verdienste werden sich noch immer verbreiten; und sein Andenken der Vergessenheit entreissen. Das Bild seines weisen und tugendhaften Wandels schwebt gewiß noch vielen vor den Augen, seine Lehren werden noch auf Manchen Einfluß haben, und er wird sich freuen, wenn beyde ähnliche Gesinnungen und Handlungen in Mehreren erwecken. Allein dadurch wird er sein Andenken geehrt halten, unverdientes Lob, wie in seinem Leben verschmähen.

Kein unfreundlicher Genius verfolge den Schatten des Edlen, der redete, wie er dachte, schrieb, wie er redete und lebte, wie er schrieb; der von Vernunft und Religion geleitet unter dem sicheren Schilde der Tugend zur Unsterblichkeit überging; vieles wirkte, obschon er in den Jahren unterlag, wo der Mensch erst ungehindert thätig seyn kann, und mit voller Kraft zu handeln pflegt. Und du verklärter, über das Loos der Menschheit nun erhabener Lehrer deiner Mitbrüder, wenn dir auf dem Sterne, den du bewohnest, und wo du auch ohne deine irdische Hülle thätig bist, menschliche Empfindungen bekannt werden, verwirf den Tribut des Dankes für deine Lehren und Freundschaft nicht, den ich dir hiemit darbringe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ite Beylage.

Ich wage nun an Euer Hochwürden meine Bitte unmittelbar, die der H. P. Prior vor kurzem in meinem Namen vorgetragen hat, um die Besorgung einer neuen verbesserten Ausgabe von Antonii genuensis ars logico - critica und Röffers Encyclopaedia philos. Ich sage Ihnen, mein lieber Freund, meine Ueberzeugung, gewiß keine Schmeicheley, wenn ich behaupte, und vor unserem Fürsten behauptet habe, daß Sie der vorzügliche Mann sind, der unsere Wünsche leicht und vollkommen erfüllen kann, und aus Patriotismus wird. — Auf die Entscheidung des kantischen Processes will ich nicht warten; dieser mag ausfallen, wie er will, so geben wir die Wege zur Erforschung der Wahrheit nicht auf, welche bisher die Erfahrung verbürget hat — es ist ja in meiner Angelegenheit nur die Frage von der Ausgabe eines schon gekannten Buches, von keiner neuen Geburt — Verlassen Sie mich nicht, bester, theuerster Freund, in einer Angelegenheit des Vaterlandes und des Fürsten, die Ihnen doch gewiß werth und verehrungswürdig sind.

Steinacher.

IIte Beylage.

Hohenheim den 21. März 1785.

. . . Der Herr Prälat (schrieb der Hochselige Herzog an unseren verstorbenen Abt) wird in diesem Schreiben (das er an Ildephons beygelegt hatte) die Sprache meines Herzens finden, und ich hoffe mit Zuversicht, daß sie Eingang finden wird. Auf die Probe wird alles ankommen, und es ist unser aller Pflicht, für die Gesundheit und Erhaltung dieses rechtschaffenen Mannes zu sorgen. . . .

Ich bin mit vieler Achtung

des Herrn Prälaten

Freundwilliger

Carl —

Hohenheim den 21. März 1785.

Mein lieber Herr Pater Ildephons Schwarz. Es ist zwar Pflicht seinen Kräften nicht zu viel zuzutrauen, seinem Einbildungsgeiste keinen allzuweiten Raum zu gestatten, damit man nicht mehr scheine, als man nach geprüfter That wirklich sey; aber eben so große Pflicht hat jeder Mensch auf sich, seine Gaben nicht zu mißkennen, damit auch den erlaubten Wucher zu treiben, das ist sich der menschlichen Gesellschaft nützlich darzustellen, seinen zum Guten bestimmten Wirkungskreis zu erweitern, und seiner wahren Bestimmung näher zu kommen. Nichts in der Welt geschieht ohne Wink, ohne Fingerzeig von Oben. Unsere Bestimmung, die Folgen, die daraus entstehen, das

Gute

Gute welches damit bewirket wird, alles ist von Ewigkeit voraus — gesehen; Umstände ketten sich aneinander, und was wir oft Zufälle nennen, sind Fingerzeige Gottes; wenn schon ein Abt Jerusalem dem Menschen nur eine von Gott geleitete Freyheit zugestehet, wann aus den Handlungen des Menschen oft dieser Satz als bestättiget anzunehmen wäre; so ist dessen ohngeachtet das Kleinod unseres irdischen Zustandes immer das Bewußtseyn, daß wir durch freywillige Handlungen zum Guten, das ist Tugend, zu dem gelangen können, was uns einst allein ganz glücklich machen kann. Ich will damit sagen, sich dem Wink der Führung unseres Gottes zu überlassen, ihm die Schwürigkeiten getröst zu übergeben, die uns vielleicht ein trüber, ein gezwungener Augenblick hat entstehen machen, und der sich in hellen Glanz verwandeln kann, wenn der Mensch auch nur in die zeitliche Zukunft siehet, und das Gute mit unbefangenen Augen betrachtet, das er in vielen Rücksichten stiften kann.

Der Herr Pater vergeben mir, wann Ich durch diese Zeilen als Lehrling denjenigen schildern wollte, der in allem Betracht Mein Lehrer seyn kann. Die gute Meynung, die Ich von demselben gefaßt, mit Ueberlegung gefaßt, läßt mich mit Zuversicht glauben, der Herr Pater werde diese wenige Worte zweymal überlesen, und öfters überlegen. Es ist Gewissenssache, mithin doppelte Pflicht, besonders für einen Theologen, eifrigen Seelsorger, eine Gelegenheit nicht ausser Augen zu lassen, das Wachsthum unserer allerheiligsten Religion befördern zu können.

Mitten in einem protestantischen Lande, unter dem Schutze eines Regenten, der nach Ueberzeugung Verehrer des Wortes Gottes ist, was kann da nicht Pater Ildephons Schwarz wirken, was kann er nicht in vier Mau-

ren versäumen? Wie wird ihm dereinst dieß Versäumniß angerechnet werden, und dagegen wie hoch kann seine Stuffe der Glückseligkeit werden, wenn er den Weinberg des Herrn hat bearbeiten helfen! Sollte wenigstens nicht eine Probe von einem halben oder ganzen Jahre alle Zweifel auf der einen oder andern Seite heben, sollte nicht diese Probe selbst der Gesundheit nützlich seyn? und die Pflicht der Selbsterhaltung fodert es; und nach geendigter Probezeit kann und wird es auf denselben ankommen, entweder eine Meiner Hofprediger-Stellen fort zu bekleiden, oder sich von Neuem unter den Schutz seines würdigen Prälaten zu begeben. Den Gott, der Nieren und Herzen prüfet, wolle der Herr Pater auf seinen Knien anrufen, sich ihm ganz überlassen, und dem Rufe folgen, der wahre Aufklärung der Religion, und wie Ich sicher hoffe, des Herrn Paters innere Zufriedenheit zum Zwecke hat.

Schließlich muß hier angefügt werden, in was das Einkommen eines Meiner Hofpredigers bestehet, nämlich freye Wohnung, Holz, Licht, Meubles, Essen, Trinken, den Gebrauch der Bücher meiner großen Bibliothek in seiner Wohnung und 600 Gulden baar Geld. Ich bin mit vieler Hochschätzung des Herrn Paters affectionirter

Carl cet.

IIIte Beylage.

Das Kloster Banz hat eine seiner vornehmsten Zierden verloren. Am 19ten Junius 1794 mitten unter heil. Beschäftigungen, da das Fronleichnamsfest in der Kirche gefeyert, das Hochamt gehalten wurde, sank der P. Ildephonsus Schwarz von einem Schlagfluß getroffen hin, und erblaßte im 41 Jahre seines Alters. Er war Professor der Theologie und Bibliothekar, ein ächter Philosoph im Denken und im Handeln; über die herrschenden Vorurtheile erhaben, übte er die Pflichten seines Standes gewissenhaft aus. Studieren und Streben nach höherer Vollkommenheit schien seine einzige Leidenschaft zu seyn. In seinem Angesichte, in seinem ganzen Wesen war edle Simplicität und stille Fröhlichkeit der Unschuld sichtbar; dahero erweckte er leicht die Aufmerksamkeit eines jeden, der ihn zum erstenmal sah. Jemehr man ihn aber kennen lernte, desto mehr schätzte man in ihm den klugen, frommen Biedermann, der bey allen Vorzügen seines Verstandes und Herzens so bescheiden, so demüthig war. Sein empfehlungswürdiges Hanbbuch der christlichen Religion ist vollendet. Auch als Lehrer (er war viele Jahre hindurch bis itzt Professor im Kloster Banz) hat er sehr viel Gutes gewirkt. Der jüngst verstorbene Herzog von Würtenberg wünschte ernstlich dieses Kleinod zu besitzen; der philosophische Mönch blieb lieber in der Clausur.

IVte Beylage.

„Statt einer umständlichen Anzeige des unseren Lesern aus anderen gelehrten Zeitungen und Journalen schon bekannten Hintritts unseres theuersten und wichtigsten Mitarbeiters des Herrn Professor P. Ildephonsus Schwarz

Schwarz in dem Stifte und Kloster Banz will Redacteur als Schüler seinem Lehrer ein diesem Seligen schuldiges Dank- und Denkmal in diesem Magazin aufstellen:

Piis Manibus
Plurimum Reverendi & Doctissimi
Domini ac Patris *Ildephonsi Schwarz*
Professi & Professoris in Monasterio Banz
Qui
Animi candore ac vitae innocentia
Infans
Addiscendi cupiditate & ardore
Juuenis
Obsequii promptitudine & alacritate
Adolescens
Aetate aeque ac concilio
Vir
Doctrina sapientia & eruditione
Adultus
Virtutibus ac meritis
Senex
obiit
19na Junii 1794.
Anno Aetatis -- 41.
Religiosae Professionis -- 24.
Sacerdotii -- 19.
Hoc
Grati & Devoti animi
Monumentum
posuit
Discipulus & Confrater
C. F.

S. litterarisches Magazin für Katholiken und deren Freunde I. B. 6. St.

Ende des dritten Bandes.

Verzeichniß

einiger neuen Bücher, welche bey Verlegerin dieses zu haben sind.

Andachtsbuch für gebildete Katholiken zum Gebrauch für Freunde des praktischen Christenthums; 8. 1798. Druckpapier 1 fl. 20 kr.
Schreibpapier 1 fl. 30 kr.

Andachtsübungen tägliche zum Gebrauch der Königin von Ungarn und Böhmen; 8. 1799. Schreibpap. 30 kr.
Druckpapier 24 kr.

Batz, J. F., Predigten über verschiedene Gegenstände; 8. 1797. 1 fl. 15 kr.

— — christliche Religions- und Kirchengeschichte, 1ten Theils 1r Bd.; gr. 8. 1797. 1 fl. 48 kr.

Biographia, Barth. Holzhauseri vitae communis clericorum saecularium; 8. maj. 1799. 2 fl.

Busch, L. Beicht und Communionbüchlein für die katholische Jugend; 12. 6 kr.

Depisch, J. B., Homilien zur Erklärung des Wortverstandes der Sonn- und Festtags-Evangelien; 3 Theile, 8. 1798. 2 fl. 45 kr.

— — — der gewöhnlichen Sonn- und Festags-Episteln; 3 Theile gr. 8. 6 fl. 30 kr.

Eckartshausen, v. Gott ist die reinste Liebe, 3e Aufl. m. K. 8. 1799. Schreibpap. 45 kr.
Druckpapier 30 kr.
mit illum. Kupf. Postpapier 2 fl. 15 kr.

— — ebendasselbe 18. Druckpapier 48 kr.
Schreibpapier 54 kr.
Postpapier 1 fl. —

— — ebendasselbe 18. 1800. 6 kr.

— — dasselbe lateinisch mit K. 8. 1797. Schreibp. 1 fl.
Druckpapier 45 kr.

— — dasselbe französisch 18. 1 fl. 36 kr.

Feder, M., neue Fest- und Fastenpredigten; 8. 1799. 30 kr.

Heeger, G., Handbuch der christl. Sittenlehre für alle Stände; gr. 8. 1797. 1 fl. 45 kr.

Holzhauser, B., geheime Visionen, wie er sie selbst im Jahr 1646 dem Kaiser Ferdinand III. und dem Churfürst Maximilian von Bayern in lat. Sprache schriftlich übergeben hatte; 8. 1799. 15 kr.

Huth, v. P. J., die Bildung des Priesters; gr. 8. 1798. 2 fl.

Jais, A., Lehr- und Beth-Büchlein für die lieben Kinder; 12. 1797. 10 kr.

Parizeck, A., Gebetbuch für römisch catholische Christen; 18. 1797. 15 kr.

Schlör, E. F. P., die Leidensgeschichte Jesu in 14 Betrachtungen; 12. 1797. 6 kr.

Seibt, K. H., katholisches Lehr- und Gebetbuch, m. K.
8. 1800. Druckpapier 45 kr.
Schreibpapier 1 fl. 30 kr.

4 10/2000

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwarz, Ildephons,

Handbuch der christlichen Religion

Bd.: 3

Bamberg ; Würzburg 1800

Dogm. 1236 i-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400189-8
VD18 90184580